GESCHICHTE DES FRANZÖSISCHEN KRIEGS VON 1870-71

Wolfgang Menzel

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

C

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

DC
289
.M55

Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870–71.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870–71.

Von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

37460

Digitized by Google

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Digitized by Google

Vorrede.

Der blutige Krieg, dessen Gemälde wir hier aufrollen, ist von der größten welthistorischen Bedeutung, ja er bezeichnet den wichtigsten Wendepunkt der neueren Zeit, weil er die seit Jahrhunderten zerstückelte und uneinige deutsche Nation zum erstenmal wieder vereinigt und in der Mitte Europa's die gewaltige Macht der germanischen Race zwischen der romanischen und slavischen wiederhergestellt hat. Von nun an ist die romanische Race nicht mehr im Stande, das freventliche Spiel fortzusetzen, welches sie seit mehreren Jahrhunderten mit uns Deutschen gespielt hat.

Der romanische Angriff erfolgte plötzlich und heimtückisch, ohne daß wir dazu irgend eine Veranlassung gegeben hatten, und war darauf berechnet, uns für lange Jahrhunderte hinaus noch mehr als je vorher zu berauben, zu schwächen, zu entehren und uns Deutsche gänzlich der romanischen Habgier und Willkür preiszugeben. Und zwar ging dieser Angriff von einer doppelten Operationsbasis aus, nicht blos von einer politischen in Paris, sondern auch von einer kirchlichen in Rom. Was auf dem letzten Concil in Rom geschah, stand im engsten Zusammenhange mit dem napoleonischen Plan der Unterjochung Deutschlands. Wenn der französische Imperator gesiegt hätte, würde er uns nicht nur das linke Rheinufer entrissen und den Rest

Digitized by Google

von Deutschland zu einem neuen, ihm vasallenpflichtigen Rheinbund gemacht, sondern auch höchst wahrscheinlich mit Oesterreich im Bunde und unter dem Segen des Papstes ein sowohl weltliches als geistliches Reactionssystem in Scene gesetzt haben, vor dem keine deutsche Freiheit, keine deutsche Wissenschaft mehr hätte bestehen können, wozu die Urheber des Concils schon alles vorbereitet hatten.

Aber „deutsche Hiebe" haben mit unerhörter Wucht und Schneide das Netz, das uns umstricken sollte, zerrissen. Den übermüthigen Erbfeind, der uns seit Jahrhunderten keine Ruhe ließ, haben wir endlich in ununterbrochenen Schlachten überwunden und bis in sein innerstes Herz hinein getroffen, in seinem neuen Babylon-Paris. Nie gab es für uns einen schönern und ehrenvollern Krieg. Es war kein unsinniger und sündhafter Krieg mehr, in welchem sich Deutsche gegenseitig zerfleischt hätten, sondern ein gerechter und gesunder Nationalkrieg, in Abwehr frechen Angriffs. Zugleich übertraf dieser Kampf in der Großartigkeit und Correctheit unserer militärischen Leistungen alles, was die Kriegsgeschichte kennt. Was nie dagewesen, trat in überraschender Wirklichkeit vor unsere Augen. Ein Kaiser mit einer Armee von 80,000 Mann zu Sedan an einem Tage gefangen, Metz, eine nie eroberte Festung, doch jetzt erobert und darin 175,000 Mann an einem Tage gefangen. Paris, eine Riesenstadt von 2 Millionen Einwohnern und von 22 Forts umgeben, die größte Festung der Welt, fiel in unsere Hände, nachdem wir sie, die wir als modernes Babel hätten zerstören können, monatelang großmüthig geschont hatten, und als die übermüthigen Einwohner durch Hunger endlich zur Vernunft gebracht waren und sich ergaben, hatten wir bereits gesorgt, daß ihr Hunger gestillt werden konnte.

Ueberhaupt gereicht unsern deutschen Heeren die Großmuth und Menschlichkeit zur Ehre, mit der sie den Krieg geführt haben.

Digitized by Google

Die vortreffliche Einrichtung der Ambulanzen und Sanitätszüge, sowie der Proviantirung hat es möglich gemacht, daß nicht nur für die deutschen Krieger mit größter Pünktlichkeit gesorgt wurde, sondern daß wir dieselbe Sorgfalt auch französischen Verwundeten, Kranken und Hungernden widmen konnten. Und wir übten diese Samariterpflicht unermüdlich und mit Aufopferung, obgleich unsere Feinde, die Franzosen, es uns nicht verdankten, sondern oft mit äußerster Bosheit das Gegentheil thaten, in einer Menge von constatirten Fällen die Genfer Convention nicht achteten, auf Aerzte und Verwundete, auf Parlamentäre schossen, Grausamkeiten an Verwundeten und Gefangenen verübten, und gewöhnlich bei ihren wiederholten Rückzügen Tausende ihrer eigenen Verwundeten liegen ließen, ohne für sie zu sorgen.

Der letzte Krieg war, wie ein edler Schweizer gesagt hat, ein Sieg der Bildung über die Barbarei, der Sittlichkeit über die Corruption, der Freiheit über die halb Europa durch Cäsarismus und Infallibilität doppelt drohende Knechtschaft. Die Hauptsache aber ist, dieser Krieg hat uns Deutsche einig gemacht. Welche Begeisterung war es, welche den schönen jungen Wittelsbacher vermochte, der schwarzen Schaar das undeutsche Banner aus der Hand zu schlagen und mit eigener Hand die Fahne des ehrwürdigen deutschen Reichs allen Genossen desselben voranzutragen? Es war die Begeisterung, mit der seine getreuen Krieger die Turcos auf den Schlachtfeldern zermalmten. Hier ist Deutschland, hier stehen seine stolzen Söhne!

In trüber Zeit schrieb ich vor zweiundzwanzig Jahren in den Neujahrbetrachtungen meines Literaturblatts von 1849: „Sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er nicht in der Paulskirche, sondern auf dem Schlachtfelde gemacht werden. Das Reich der Worte und des Geschwätzes dürfte bald aufgehört haben; unwiderstehlich drängt es die Welt zum Handeln, zu Thaten der Entscheidung, zu Neuem, was die Professoren noch

nicht wissen, und zu Werken des Kriegs, wie ungern die jetzt noch allein herrschenden Juristen die Krieger aufkommen sehen. Die allzu klug geschulte und abgeschwächte Menschheit gewinnt auf einmal die alte romantische Kraft, sie hat gelernt, gelesen, beschrieben und wieder beschrieben, was vor ihr gethan worden ist. Sie will nun wieder selber etwas thun. Zu diesem großen Styl der neuen Thatsachen paßt die alte Kleinmeisterei nicht mehr. Man fühlt, die ängstlich gehüteten Sonderinteressen und Bequemlichkeiten werden doch dem allgewaltigen Sturme des Zeitgeistes weichen müssen, aber dieser Zeitgeist selbst, er ist nicht das Schemen des Schema's von Schulbegriffen, nicht das Zeitungsgeschwätz, nicht das Klappern von parlamentarischen Windmühlen, sondern der lebendige Odem Gottes, wie er aus winterlicher Dürre die Fülle der Natur neu hervorruft, die Wonne neuer Jugend und Heldenlust. Das ungeheuere Wortgefecht in Deutschland war nur das Aufwirbeln des Staubes vor dem Gewitter. Die bis zu völliger Rathlosigkeit gediehene Confusion wird nur die Folie seyn von Thaten der Entscheidung, denn noch hat jeder gordische Knoten sein Alexanderschwert gefunden. Blücher's schönes Wort, die Federn sollen nicht verderben, was die Schwerter gut gemacht, wird sich in einem neuen Sinn erfüllen. Die Schwerter werden wieder gut machen, was die Federn verdorben haben. Im Geist unserer Heere liegt eine große Zukunft." Habe ich damals nicht wahr gesagt? Die große Zukunft, sie ist da.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede V

Erstes Buch. Die Veranlassung zum Kriege 1

Der Kaiser der Franzosen begehrt das linke Rheinufer und Belgien S. 1. Vergebliche Versuche, Preußen durch Gegenanerbietungen zu gewinnen 7. Der Chauvinismus wird gegen Preußen gehezt 9. Das römische Concil soll indirekt den französischen Plan unterstützen 10. Derselbe wird durch die spanische Revolution durchkreuzt 15. Frankreichs mißlungene Versuche, die belgische Eisenbahn zu erwerben und die Gotthardbahn zu hintertreiben 16. Die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern dient Frankreich zum Vorwand, um Preußen zu bedrohen 22. Gramont's und Leboeuf's Zuthun 26. Des zudringlichen Benedetti Abweisung 29.

Zweites Buch. Die Kriegserklärung 37

Der norddeutsche Reichstag S. 37. Patriotischer Aufschwung in Deutschland 39. Prahlerische Proklamation des französischen Kaisers 42. Treue der süddeutschen Regierungen 44. Schöner Patriotismus Ludwigs II. von Bayern 46. Der Kronprinz von Preußen übernimmt den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen 52.

Drittes Buch. Verhalten der Mächte beim Ausbruch des Krieges . 59

Die neutralen Mächte S. 59. Todtgeborene Idee einer Trippelallianz 61. Stimmung in Oesterreich 62; in Italien 63; der Schweiz 68; Belgien und Holland 71; Spanien 72; Rußland 74; England 75.

Seite

Viertes Buch. Erste Siege der deutschen Südarmee 86

Napoleon III. in Metz S. 87. Marschall Mac Mahon und seine Afrikaner 89. Die deutschen Heere unter König Wilhelm 101. Erstes Gefecht bei Saarbrücken 103. Canrobert im Lager von Chalons 104. Douay's Niederlage bei Weissenburg 106. Mac Mahon's große Niederlage bei Wörth 111. Gleichzeitige Niederlage der Franzosen am Spichernberg 121.

Fünftes Buch. Der große Kampf um Metz 136

Marschall Bazaine wird an der Verbindung mit Mac Mahon verhindert und in Metz eingeschlossen 136. Uebergang der Deutschen über die Mosel 140. Beginn der blutigen Kämpfe, in welchen Bazaine immer und immer wieder nach Metz zurückgeworfen wird 140. Schlacht bei Mars la Tour 141; bei Gravelotte 144. Verletzung der Genfer Convention durch die Franzosen 157. Bazaine's neuer vergeblicher Ausfall bei Noiseville 160.

Sechstes Buch. Die Katastrophe von Sedan 163

Napoleon's III. Flucht aus Metz S. 163. Mac Mahon's zerrüttete Armee im Lager von Chalons 164. Napoleon III. und Mac Mahon wollen Metz entsetzen 169, werden aber durch die deutsche Hauptarmee unter König Wilhelm bei Sedan abgeschnitten 171. Kampf bei Beaumont 173. In Sedan umzingelt, werden Napoleon III. und Mac Mahon mit ihrer ganzen Armee gefangen 183.

Siebentes Buch. Die Confusion in Paris 195

Betäubender Eindruck der Unglücksnachrichten in Paris 195. Schwache Versuche sie zu leugnen 196. Das Ministerium Ollivier muß abtreten 197. Bonapartistisches Ministerium Palikao 198, aber Mißachtung des Kaisers und Ohnmacht der als Regentin in Paris zurückgebliebenen Kaiserin Eugenie unter Wuthausbrüchen der Republikaner 203. General Trochu wird Gouverneur von Paris 209. Austreibung aller Deutschen aus Frankreich 210. Massenhafte Flucht der reichen Pariser nach Belgien und England 221.

Achtes Buch. Die dritte Republik 222

Stürmische Sitzungen des gesetzgebenden Körpers in Paris S. 222. Das Volk dringt in die Sitzung ein und ertrotzt die Absetzung des Kaisers und die Errichtung einer republikanischen

Digitized by Google

Seite

Regierung der Nationalvertheidigung 229, in welche die bisherigen Führer der Linken eintreten 230. Flucht der Kaiserin 235. Eilige Armirung und Verproviantirung von Paris 238. Wahnsinnige Prahlereien der Pariser 243. Abzweigung der Delegation in Tours von der Regierung in Paris 251. Vergebliche Waffenstillstandsverhandlungen 255. Orleanistische Umtriebe 257.

Neuntes Buch. Das Vorrücken gegen Paris 261

Frevel in Laon 263. Ohnmächtige Wuth der Franzosen unter Verleugnung des Ehrgefühls 267. Musterhafte deutsche Kriegführung 271. Graf Moltke, der große Stratege 280. König Wilhelms Hauptquartier in Ferrières 283, und in Versailles 286.

Zehntes Buch. Mißlungene Verhandlungen 298

Cernirung von Paris S. 298. Galgenhumor der Pariser 302. Vermittlungsversuche der neutralen Mächte 307. Ursachen, warum die Belagerung von Paris nicht rascher fortschritt 320. Thiers diplomatische Rundreise 321. Mißlungener Aufstand der rothen Republikaner in Paris 323. Erfolglose Unterhandlungen Bismarcks mit Thiers 329.

Elftes Buch. Die Wiedereroberung von Straßburg und Metz . . 336

Straßburg und sein Kommandant Uhrich S. 336. Belagerung der Stadt durch badische Truppen unter General Beyer, später Werder 337. Beschießung und Uebergabe der Stadt 342. Bazaine in Metz von Prinz Friedrich Karl cernirt 352. Bourbaki's heimliche Entfernung aus Metz 358. Mißlungene Ausfälle aus Metz 359. Bojer's diplomatische Rekognoscirung in Versailles für den Exkaiser 371. Capitulation von Metz und Gefangennahme Bazaine's mit seiner ganzen Armee 376. Eroberungen der Festungen Toul, Verdun, Thionville und mehrerer kleinerer 382.

Zwölftes Buch. Gambetta in Tours 386

Die Regierung in Tours S. 386. Luftpostdienst 387. Anarchie im Süden Frankreichs 389. Verlangen nach einer Nationalversammlung 390. Gambetta's Luftfahrt von Paris nach Tours 392. Garibaldi und Castelar in Tours 394. Plan einer Republikanisirung des ganzen romanischen Südens 394. Plan, mit vier großen Volksheeren aus den Provinzen Paris zu entsetzen 397. Gambetta's Terrorismus 398. Werder's Operationen im Süden des Elsaßes 404. Eroberung von Schlettstadt und Neubreisach 405.

Digitized by Google

Seite

Sieg über die Franzosen unter Cambriels 408. Treskow vor Belfort 410. Garibaldi's Unthätigkeit 412. Nizza 418. Unruhen in Lyon 421, Marseille 426. Liga des Südens 427. Toulouse 432. Perpignan 432. Algerien 434. Rüstungen im Westen Frankreichs 435. Der Graf von Chambord 438. Rüstungen im Norden Frankreichs 440.

Dreizehntes Buch. Napoleon in Kassel 442

Reise des Exkaisers nach der Wilhelmshöhe S. 443. Aufgefundene Correspondenzen desselben 445. Umtriebe der Bonapartisten 453. Prinz Napoleon 455. Flucht der Kaiserin Eugenie aus Paris 456. Ihr Asyl in Chislehurst 460. Ihr Prinz Lulu 467.

Vierzehntes Buch. Der Seekrieg 469

Die Ausrüstung zweier französischer Flotten für die Nord- und Ostsee S. 469. Vertheidigungssystem der deutschen Küsten unter General Vogel v. Falkenstein 471. Ankunft der Germania von der Nordpolexpedition 472. Zurückhaltung der Dänen 476. Mißlungener Angriff der Franzosen auf Colberg 477. Raub deutscher Handelsschiffe 479. Voreiliges Projekt in Betreff Saiguns 481. Muth und Glück norddeutscher Kriegsschiffe 484.

Erstes Buch.

Die Veranlassung zum Kriege.

Seit vielen Jahrhunderten ist Deutschland von den Franzosen immer wiederholt, ohne irgend von uns beleidigt worden zu seyn, übermüthig und raubgierig angegriffen worden. Sie haben uns Burgund, einen Theil der Niederlande, Elsaß und Lothringen geraubt. Dazu haben sie arglistig zu jeder Zeit Zwietracht unter uns gesäet, um uns gegen einander selber zu hetzen und durch Vielstaaterei unsere Nationalkraft zu schwächen. Sie waren einig und bildeten einen starken offensiven Staat, wir sollten nie einig werden und uns immer nur defensiv verhalten. Sie duldeten nie, daß wir uns in ihre Angelegenheiten mischten, maßten sich aber jederzeit an, sich in die unsern zu mischen. Unter dem großen Napoleon haben sie dem alten ehrwürdigen deutschen Reich förmlich ein Ende gemacht. Wir haben sie zwar hinterdrein noch einmal geschlagen, ihnen aber doch ihren alten Raub von Deutschland gelassen und unser großes Reich nicht wieder hergestellt. Da sind sie wieder übermüthig geworden, drohten uns schon mehrmals wieder mit Krieg und es sind erst elf Jahre her, seitdem sie Oesterreich angriffen und beraubten. Kurz wir sollten sie endlich kennen und uns nicht immer von neuem wundern, wenn sie uns ohne alles Recht und ohne allen Grund räuberisch anfallen.

Aber wir sind immer noch die unschuldige, gutmüthige und ver-

geßliche Nation und wundern uns heute wieder und beschweren uns, als ob ein ganz neues Unrecht an uns begangen würde.

Diesmal sind wir Deutschen aber nicht allein die Verwunderten. Ganz Europa wurde im Sommer 1870 durch Frankreichs Kriegserklärung an Preußen überrascht. Man hatte nicht geglaubt, daß Napoleon III. in seiner isolirten Stellung ohne Alliirte einen so gefährlichen Schritt wagen würde. Er selbst hatte ja öffentlich immer das Kaiserreich den Frieden genannt und wiederholt aller Welt Friedensversicherungen gegeben. Seitdem Ollivier an die Spitze des Ministeriums getreten war, zweifelte man noch viel weniger an der Aufrichtigkeit der Friedensliebe in den Tuilerien. Denn Ollivier hatte am 19. Januar 1867 gesagt: „Ich betrachte die deutsche Einheit als eine unwiderrufliche, vom Schicksal verhängte Thatsache, welche Frankreich ohne Gefahr hinnehmen kann. Alles, was man gegen Preußen unternimmt, wird sein Werk erleichtern. Der Friede ohne jeden Rückgedanken ist die einzige Politik, der ich mich anschließen kann.“ Und am 15. März desselben Jahres: „Weder Belgien, noch die Rheinprovinz wollen französisch werden. Soll Frankreich sich durch den Neid auf die wachsende Größe der Andern bestimmen lassen? Schlechte Politik das, die, Frankreich supremativ auf die Zersplitterung der übrigen Völker bauend, diesem Uebergewicht ein unausbleiblich nahes Ende bereitet.“ Bei einer andern Gelegenheit betonte Ollivier im gesetzgebenden Körper, wie nothwendig es sey, daß Frankreich mit Deutschland zusammenhalte, weil ihre gegenseitige Schwächung nur dem russischen Koloß zu gute kommen würde. Ollivier galt als der wärmste Freund gemäßigter Freiheit und mit ihm nahm Napoleon III. ein System an, welches Frankreich constitutionelle Bürgschaften sicherte. Endlich ließ er sich durch ein neues Plebiscit das Vertrauen der französischen Nation bestätigen und so glaubte man denn, er denke, da er ohnehin schon bejahrt war, nur noch an die Erhaltung seiner Dynastie, indem er Frankreich auf lange Dauer Frieden, Wohlstand und Freiheit sicherte.

Im Jahre 1866 war er wohl von den mit Preußen kriegführenden Staaten um Hülfe angegangen worden, hatte ihnen aber nicht beigestanden. Nach dem Kriege verkündete die preußenfeindliche Presse unaufhörlich, ein kriegerisches Bündniß Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen stehe nahe bevor. Aber Napoleon III. schien keine Notiz davon zu nehmen und machte keine Miene, den Frieden Europas stören zu wollen.

Und doch versteckten sich hinter diesem äußern Scheine des Friedens die feindseligsten Absichten und Vorbereitungen zum Kriege. Kaiser Napoleon III. hatte, indem er den französischen Thron bestieg, die traditionelle Politik Frankreichs gegen Deutschland und insbesondere die ruhmvollen Erinnerungen seines großen Oheims geerbt, aber die Geschichte Frankreichs seit der Revolution hatte ihn auch belehrt, daß nichts unsicherer sey, als der Besitz des französischen Thrones. Zweimal war sein Oheim, zweimal waren die Bourbons älterer Linie, einmal die der jüngern Linie von diesem Thron herabgestoßen, zweimal der Thron selbst durch die Republik zertrümmert worden. Und das alles seit noch nicht drei vollen Menschenaltern. Wie sollte er nun selber den Thron behaupten und auf seinen Sohn vererben können? Er hatte sich, wovon man nach der Hand die Gewißheit erhielt, zur fixen Idee gemacht, die unruhigen, nie zufriedenen Franzosen würden sich seine Dynastie nur dann länger gefallen lassen, wenn er ihren Lieblingswunsch, den Erwerb der Rheingrenze und Belgiens, erfüllen könne. Nach diesem Ziele nun trachtete er unabläßig.

Daß er damit Deutschlands Recht und Ehre zu nahe trete, daran dachte er nicht. Er hatte keine Achtung vor der deutschen Nation. Und wie hätte er sie auch haben können, da sich ja die Deutschen selber immer alles von ihrem übermüthigen Nachbarn hatten gefallen lassen! Selbst nach ihren glänzenden Siegen über seinen großen Oheim hatten sie sich auf dem Wiener Congreß durch die Arglist des Auslands und durch den Verrath eigener Fürsten um

alle Vortheile des Sieges betrügen, hatten sich gefallen lassen, daß Straßburg und Metz bei Frankreich bleiben und Deutschland ferner bedrohen durften. Gegen eine solche schafmäßige Nation glaubte Napoleon III. mit Recht, ohne achtungsvolle Rücksicht verfahren zu dürfen. Wenn wir Deutschen nicht immer so blöd gewesen wären, hätten auch die Franzosen schwerlich je so schlecht an uns gehandelt. Wir haben sie eigentlich erst schlecht gemacht. Genug, Napoleon III. behandelte das deutsche Sprachgebiet, weil kein Nationalbewußtseyn darin herrschte, als einen Ländercomplex, aus dem sich jeder, dem es beliebte und der die Macht dazu hatte, eine Portion herausschneiden dürfe.

Da es immerhin ein Wagniß war, das starke Preußen anzugreifen, hatte Napoleon III. lange schon getrachtet, nicht sowohl durch Krieg, als durch Tausch zum Besitz des linken Rheinufers und Belgiens zu gelangen. Er wünschte sich darüber mit Preußen zu verständigen, beide sollten bei dem Tausche gewinnen. So war es ihm ja mit Victor Emanuel gelungen. Er hatte von demselben Savoyen und Nizza im Tausch erhalten und ihn dafür mit Neapel, Florenz, der Lombardei &c. entschädigt.

Die Anträge, die er zu diesem Behufe Preußen machte, datiren von länger her. Seit König Wilhelm die Oberleitung seines Ministeriums dem Grafen Bismarck übertrug und der letztere einigemal in französischen Bädern mit Napoleon III. zusammentraf, gingen Gerüchte um, die ihn beschuldigten, er wolle im Dienst des Königs Wilhelm dieselbe Rolle spielen, wie Graf Cavour im Dienst des Königs von Italien, d. h. Preußen auf Kosten Deutschlands vergrößern. Wem ist nicht noch erinnerlich, wie Graf Bismarck als deutscher Cavour von der Presse angeklagt und verleumdet und wegen Verrathes an Deutschland mit Schmähungen überhäuft wurde, während es ihm doch niemals eingefallen ist, der französischen Verführung nachzugeben und Frankreich auch nur ein Dorf von Deutschland abtreten zu wollen. König Wilhelm würde einen Cavour nicht um

sich geduldet haben. Dieses großherzigen Königs Politik war von Anfang an immer nur die nationale, deutsche. Aber eben deshalb streuten seine boshaftesten Feinde und Neider die Verleumdung aus, er traktire heimlich mit Napoleon III. Es hat unbegreiflich lange gebraucht, bis die Verleumder endlich verstummten und die Zeitungsleser inne wurden, wie makellos und correkt König Wilhelm und Graf Bismarck echt deutsche Politik getrieben und allen napoleonischen Verführungskünsten widerstanden haben.

Bevor Napoleon III. durch ein Bündniß mit Preußen zu seinem Zweck zu kommen suchte, hatte er einen andern Plan verfolgt, nämlich den, sich die Hegemonie in allen Ländern romanischer Race anzueignen und in einer großartigen Weise dieser Race wieder in der neuen wie in der alten Welt das Uebergewicht über die germanische zu verschaffen. Seine Finger spielten wie auf den Tasten eines Klaviers in der ganzen weiten Ausdehnung des romanischen Racengebietes herum, brachten jedoch keine Harmonie zu stande, sondern griffen nur Mißtöne oder empfingen elektrische Rückschläge. Es gelang ihm zwar, den neuen König von Italien zu seinem Vasallen zu machen, aber nicht die Volksstimmung in Italien zu gewinnen. Es gelang ihm, die Moldau und Walachei unter dem Fürsten Couza, seiner Creatur, zu einem rumänischen Reiche zu vereinigen, aber Couza wurde vertrieben und ein Prinz von Hohenzollern zum Fürsten erhoben. Als der Bürgerkrieg in Nordamerika ausbrach, beeilte sich Napoleon III. sich in die mexikanischen Händel einzumischen und eine Armee nach Mexiko zu schicken, um, wie er öffentlich verkündete, die romanische Race auch in der neuen Welt wieder in den ihr gebührenden Rang einzusetzen. Aber die germanische Race siegte im Norden Amerikas und ein einziges Wort ihres Präsidenten genügte, die französischen Truppen über den atlantischen Ocean zurückzuschrecken. Auch über die romanische Race im spanischen Mutterlande glaubte Napoleon III. verfügen zu sollen, indem er den sog. iberischen Plan verfolgte, welcher bezweckte, unter dem jungen, mit dem

italienischen Königshause verschwägerten König von Portugal, Spanien und Portugal zu einem Reiche und zwar wie Italien unter französischem Protectorate zu vereinigen. Allein der Ausführung dieses Plans setzten sich nicht nur in Spanien, sondern auch in Portugal selbst die größten Schwierigkeiten entgegen.

Noch ist zu bemerken, daß, so lange die mexikanische Expedition im Gange war, Napoleon III. mit derselben seine Spekulation auf Belgien zu verbinden suchte. Seinem Wunsche gemäß hätte, wenn der kinderlose Kaiser Max in Mexiko gestorben wäre, dessen belgische Gemahlin die Krone von Mexiko unter französischem Schutz an die belgische Dynastie bringen und diese dafür Belgien an Frankreich abtreten sollen.

Da nun alle diese romanischen Pläne zu Wasser wurden, schien es dem in Entwürfen unermüdlichen Napoleoniden am Ende das räthlichste, mit Preußen als der ersten germanischen Macht in Europa, ein enges Bündniß einzugehen und mit dessen Hülfe die Rheingrenze und Belgien zu gewinnen, wofür Preußen durch Siege über Oesterreich und Annectirung der Mittel- und Kleinstaaten diesseits des Rheins entschädigt werden sollte. Es schien ihm unmöglich, daß Preußen ein so vortheilhaftes Anerbieten ausschlagen sollte. Er begriff eben nicht, daß man in Preußen das Nationalitätenprinzip ernst nahm und nicht blos wie er damit kokettirte und spielte. Er scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß König Wilhelm ein Herz und einen Kopf für Gesammtdeutschland hatte. Man sagt, dieser habe einmal dem zudringlichen französischen Verführer geantwortet: Ich trete keinen Schornstein von Deutschland ab! Und doch schlich sich der Verführer immer wieder an ihn heran.

Im Frühjahr 1866 bereitete sich der verhängnißvolle Krieg zwischen Oesterreich und Preußen vor. Oesterreich schürte ihn. Oesterreich brach den Gasteiner Vertrag und wollte nach dem dänischen Kriege die gemäßigten, völlig berechtigten und den Schutz der deutschen Küsten allein bezweckenden Forderungen Preußens nicht

bewilligen. Oesterreich hezte nicht nur die Preußen beneidenden Mittelstaaten, sondern auch die große liberale Partei gegen das als absolutistisch verleumdete Ministerium Bismarck auf und provocirte die Kriegserklärung gegen Preußen. Hinter dieser Kühnheit Oesterreichs, wie hinter der Renommisterei der Südstaaten war französischer Einfluß versteckt. Napoleons III. Agenten in der Presse, wie in der Diplomatie arbeiteten damals gegen Preußen, und die Cabinette von Wien, München, Dresden, Hannover, Stuttgart, Cassel und Darmstadt ließen sich wirklich bethören, Frankreich werde ihnen zum sichern Rückhalt gegen Preußen dienen.

Napoleon III. wollte aber mit allen diesen antipreußischen Manövern nur einen Druck auf Preußen ausüben, um den König Wilhelm zu bewegen, sich in die nach ihm ausgebreiteten Arme Frankreichs zu werfen. Napoleon dachte so wenig daran, Oesterreich und den Mittelstaaten helfen zu wollen, daß er sie im Gegentheil grade damals an Preußen verrieth und Preußen zum Opfer bringen wollte. Denn im Mai 1866 trug er Preußen ein Bündniß gegen Oesterreich an und wollte ihm 300,000 Mann gegen Oesterreich zu Hülfe schicken, unter der Bedingung, daß nach glücklicher Beendigung dieses Krieges das linke Rheinufer an Frankreich, die süddeutschen Staaten an Preußen und Venetien an Italien fallen solle. Der Antrag wurde von Preußen abgelehnt, Preußen allein bestand den Feldzug von 1866 und schlug seine Feinde aus eigener Kraft, ohne fremde Hülfe. Napoleon III. wurde nochmals dringend von Oesterreich und den Mittelstaaten angegangen, ihnen zu Hülfe zu kommen, aber er hätte es schon deßwegen nicht thun können, weil er gegen die furchtbare Heeresmacht Preußens damals noch allzuschlecht gerüstet war. Er benutzte also die Situation nur wieder, um seine Allianzanträge an Preußen nachdrücklich zu wiederholen. Da Oesterreich besiegt war, stand einer solchen Allianz kaum mehr etwas im Wege. War Frankreich mit dem starken Preußen verbunden, so waren beide vereint allen Mächten Europas überlegen und konnten rechts und

links annektiren, wie es ihnen beliebte. Daher der französische Gesandte, Graf Benedetti, bei den Friedensunterhandlungen Preußens mit Oesterreich zu Nikolsburg am 5. August ganz insgeheim und ohne daß es außerhalb der unmittelbar Verhandelnden Jemand erfahren konnte, die Theilungsanträge Napoleons an Preußen erneuerte.

Benedetti war so unvorsichtig, den von seiner eigenen Hand geschriebenen Vertragsentwurf, enthaltend die gegenseitigen Zugeständnisse, welche Frankreich und Preußen einander in Bezug auf die ihnen erwünschten Annektirungen machen sollten, in den Händen des Grafen Bismarck zurückzulassen. Diese Handschrift befindet sich noch im preußischen Staatsarchive und Graf Bismarck konnte sich auf sie berufen, als die ganze Sache nach vier Jahren durch eine Enthüllung der englischen Times bekannt wurde und der auswärtige Minister Frankreichs, Herzog von Gramont, den Vorgang leugnen wollte. Da es sich nun nicht mehr leugnen ließ, hatte Gramont die Stirn zu behaupten, Benedetti habe sich den Vertragsentwurf nur von Bismarck dictiren lassen. Von besonderm Interesse war eine weitere Enthüllung vom 8. August 1870 aus Berlin, die in die Kölner Zeitung überging. Hier heißt es, Benedetti habe damals zu Nikolsburg den Grafen Bismarck dringend gebeten, die französischen Anträge anzunehmen, weil für Napoleon III. alles daran liege. „Thatsächlich war der Vorgang folgender: Einen oder zwei Tage vor dem 5. August verlangte Benedetti vom Grafen Bismarck die förmliche Zusage obiger Zugeständnisse, und fügte hinzu, wenn sie abgeschlagen würden, so sey Krieg die Losung, alors c'est la guerre, waren seine Worte. Worauf Bismarck erwiederte: alors c'est la guerre. Der preußische Premier setzte hinzu: Er könne nicht denken, daß Frankreich diese Drohung ernst meine und die Absicht habe, solche unmögliche Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Aber Benedetti antwortete: er sey auf dem Sprung, nach Paris zu reisen und, weit entfernt, dem Kaiser abzurathen, werde er ihn in diesen Zumuthungen bestärken, denn ihm liege vor allem nichts so sehr am Herzen,

als die Erhaltung der Dynastie. Diese aber, die Dynastie, sey verloren (das waren seine ipsissima verba), wenn sie jene Kompensationen nicht durchsetze. — So wahr ist es, daß der heutige Krieg nur die endliche Erfüllung einer fixen Idee ist, welche zur Hälfte dem Empire und zur anderen Hälfte den Franzosen überhaupt angehört." Diese Enthüllung wirft ein helles Schlaglicht in das Tuilerienkabinet und auf das geheimste Motiv des Krieges von 1870.

Da sich der König von Preußen auf den ihm so dringend nahe gelegten Vertheilungsvertrag auch dießmal nicht einließ und der Kaiser der Franzosen nicht gerüstet war, um seines Botschafters albernen Kriegsdrohungen Nachdruck zu geben, blieb dem Verführer nichts weiter übrig, als gleich einem abgewiesenen Freier zu seufzen, Geduld zu haben und die Sache anders anzufangen, um am Ende doch noch zu seinem Zwecke zu kommen. Vor allen Dingen mußte Frankreich sich rüsten, um eine Armee in's Feld stellen zu können, welche der preußischen ebenbürtig, ja womöglich überlegen seyn sollte. Das zu bewerkstelligen, übernahm der talentvolle Kriegsminister Marschall Niel, dem Napoleon III. den großen Sieg bei Solferino verdankte. Zugleich wurde der Chauvinismus in der Presse und in den französischen Kammerreden in Scene gesetzt und der Kaiser, der immer Frieden predigte, sah es doch nicht ungern, wenn man ihm Vorwürfe machte, er bleibe zu unthätig, er versäume das Interesse Frankreichs, er verscherze sogar die Ehre Frankreichs, sofern er dulde, daß Preußen so mächtig erstarke und eine Vereinigung aller deutschen Stämme erstrebe, welche zu einer für Frankreich furchtbaren Macht heranwachsen werde, wenn Frankreich zaudere, in Deutschland zu interveniren und im Bunde mit Oesterreich, den Mittelstaaten und Dänemark, Preußen niederzukämpfen. Während seine Minister immer Mäßigung und Frieden predigten, war es doch Napoleon III. selbst, der chauvinistische Blätter, die immerfort in die Kriegstrompete stießen, bezahlte, auch die chauvinistische Presse in Deutschland unterstützte und durch seine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in

Digitized by Google

Salzburg die Hoffnungen aller Preußenfeinde nährte. Die Hoffnung, durch ihn restaurirt zu werden, erhitzte insbesondere die depossedirten Fürsten von Hannover und Hessen zu einer Kriegswuth, die fast noch die der Pariser Blätter übertraf. Diese verblendeten Depossedirten ließen es sich Millionen kosten, um in Zeitungen und Flugschriften den Krieg gegen Preußen zu predigen. Der König von Hannover besoldete sogar in Frankreich eine eigene hannöversche Legion zum Kampf mit den Franzosen gegen Deutschland.

Aber alle diese deutschen Preußenfresser wurden von Napoleon III. getäuscht. Es war ihm gar nicht ernst, mit Preußen Krieg anzufangen. Das Gehetze gegen Preußen sollte ihm nur dienen, Preußen ein wenig mürbe zu machen. Der deutsche Liberalismus gab sich damals in seiner kaum begreiflichen Kopflosigkeit dem Wahne hin, König Wilhelm und Graf Bismarck trieben nur eine russische, reactionäre Politik, weshalb man sie auf's äußerste bekämpfen müsse. Sogar der sog. deutsche Nationalverein theilte diesen Wahn und gesellte sich den übrigen Feinden Preußens zu, um Bismarck zu stürzen. Das alles, meinte nun Napoleon III., würde wohl endlich den König Wilhelm von Preußen dahin bringen zu überlegen, ob er nicht mehr dabei gewinnen würde, wenn er die ihm so oft schon angebotene Allianz mit Frankreich einginge. Daher sein Zaudern, das Schwert gegen Preußen zu ziehen, worauf alle Feinde Preußens schon lange in zitternder Begierde warteten.

Er hatte noch eine Schraube bereit, um sie anzusetzen, wenn Preußen fortwährend hartnäckig bliebe. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er die Intrigue, die wir nun darlegen wollen, selber angezettelt hat, es scheint vielmehr, daß sie ihm von klerikaler Seite her nahe gelegt wurde. Er selber war als Neffe seines Onkels, als echter Napoleonide, nichts weniger als bigott. Religion und Kirche hatten für ihn kein Interesse, außer sofern ihnen eine Macht innewohnte, die er sich zu seinen eigenen Zwecken dienstbar machen wollte. Der katholischen Landbevölkerung Frankreichs wegen, durch deren Stimmen-

mehr bei den Plebisciten er auf den Thron gekommen und bisher darauf erhalten worden war, mußte er, lediglich aus Nützlichkeitsgründen, den Papst in Rom, nachdem er ihm schon den größten Theil des Kirchenstaats hatte wegnehmen lassen, doch im Reste desselben noch schützen, während er andererseits den König Victor Emanuel, der den Raub an Rom begangen, protegirte und mit dem Liberalismus kokettirte. Begreiflicherweise suchte die überall in Europa zerstreute und durch den Zeitgeist mehr oder weniger bedrohte *ultramontane Partei* ihrer Sache wieder eine mächtige Stütze in einer weltlichen Macht zu verschaffen. Oesterreich bot ihr trotz des Concordats seit seinen Niederlagen und seitdem es ein liberales System hatte adoptiren müssen, immer weniger Aussicht. Spanien schien ganz für sie verloren zu seyn. Nur der Kaiser der Franzosen konnte ihr möglicherweise noch helfen. Es verstand sich von selbst, daß er das nur aus Nützlichkeitsgründen thun würde, und deshalb kam es der ultramontanen Partei darauf an, ihm nützlich zu werden.

In dieser Beziehung scheint seine Gemahlin, die *Kaiserin Eugenie*, die Vermittlung übernommen zu haben. Sie war bekanntlich sehr fromm und dem Papst ergeben, wie die spanische Isabella und wie auch ein frommer Damenzirkel ersten Rangs in Wien. In diesen Kreisen wurde der Gedanke verfolgt, der bisher mißlungenen romanischen Hegemonie nachzuhelfen mittelst des Papstthums und einer neuen katholischen Begeisterung in allen romanischen Ländern, welche bekanntlich fast ausnahmslos katholisch sind. Die Vermittlung mit dem Papste übernahm der Jesuitenorden.

Die Königin *Isabella* von Spanien war damals in große Verlegenheit gerathen. Ihr Lebenswandel, ihre Verschwendungen gaben immer mehr Anstoß. Schon hatte sie sich müssen einen großen Abzug an ihren Einkünften gefallen lassen. Ihre zur Schau getragene Frömmigkeit schützte sie nicht mehr, man machte vielmehr dem Beichtvater, der sie zur Sittlichkeit hätte ermahnen sollen, und dem Papste, der ihr „zum Lohne ihrer Tugend“ die goldene Rose übersandte,

diese unverantwortliche Sanctionirung offener Sünde und Schande zum schweren Vorwurf. Die Unzufriedenheit im Volke nahm zu. Die Aufstände mehrten sich, welche die Königin nur noch mit Mühe unterdrücken konnte. In der Voraussicht, daß ihr noch größere Gefahren drohten, warf sie sich nun ganz dem Kaiser der Franzosen in die Arme und fand eine warme Freundin und Beschützerin an der Kaiserin Eugenie. Aus diesem Verkehr des spanischen mit dem französischen Hofe gingen nun Verabredungen hervor, die sich auf die Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Krieges gegen Preußen bezogen. Falls dieser Krieg ausbreche, sollte nämlich Napoleon III. seine Truppen aus Rom zurückziehen, um sie in Deutschland verwenden zu können, dieselben sollten aber durch 40,000 Spanier abgelöst werden, welche die Königin Isabella nach Rom schicken wollte, um den Schutz des Papstes zu übernehmen und zugleich den republikanischen Anhang Mazzinis und Garibaldis zu überwachen.

Damit hing nun noch ein weiterer großer Plan zusammen, welcher durch die Einberufung eines Concils in Rom gefördert werden sollte. Dasselbe wurde durch allerlei, die Welt überraschende Akte vorbereitet, durch mehrmalige Einberufung der Bischöfe nach Rom, um ein neues Dogma (von der unbefleckten Empfängniß) zu fabriciren und um Heiligsprechungen vorzunehmen, ferner durch die famose Proclamirung der Encyclica und des Syllabus, worin der Papst ungemessene Rechte in Anspruch nahm. Noch blieb es ein Geheimniß, daß das Concil zu keinem andern Zweck zusammenberufen werden sollte, als um die Unfehlbarkeit des Papstes zu einem Dogma zu machen. Aber alle Vorbereitungen zum Concil wiesen darauf hin, daß ein großer Aufschwung in die katholische Welt kommen und der römischen Kirche ein neues und großes Uebergewicht über alle andern Kirchen verschafft werden solle.

Mit Recht wurde die Welt dadurch überrascht. Niemand wäre auf eine solche Anmaßung der römischen Curie gefallen, der Papst selber wohl am wenigsten, da er bekanntlich in den Anfängen seiner

Regierung den Ruhm darin gesucht hatte, den National-Liberalen Italiens zu gefallen. Der Plan des Concils ging nicht aus dem Herzen des Papstes, noch viel weniger aus dem Bedürfniß der katholischen Welt, sondern allein aus dem Boudoir bigotter Damen unter dem Beirath von Jesuiten hervor, welche die alte Politik der französischen und spanischen Könige und deren enges Bündniß mit dem Papst und mit dem Hause Habsburg erneuern zu können hofften. Denn in ihren Augen bedeutete eine Allianz Napoleons III. mit dem heutigen Oesterreich unter dem Segen des Papstes und ihr gemeinschaftlicher Sieg über Preußen soviel als ein Sieg des Katholicismus über den Protestantismus, des romanischen Südens über den germanischen Norden.

Ueber den Jesuitenplan enthielt die A. A. Zeitung einen guten Artikel: „Die gegen Deutschland erfundenen Chassepots waren bei Mentana an italienischen Leibern probirt worden, und siehe da! sie hatten Wunder gethan. Die Jesuiten athmeten auf, als sie Napoleon wieder auf dem Wege der Reaction, wieder im Labyrinth des klerikalen Rom verfangen wußten, während auch Bismarck mit Lächeln den Bonaparte'schen Minotaurus dort festgebunden sah. Flugs wurden große Weltplane von den Jesuiten ausgesponnen. Die allgemeine Reaction und Katholisirung, die neue päpstliche Weltordnung unter Decretalen und Syllabus sollte jetzt vor sich gehen. Die erschütterte Kaisergewalt Napoleons sollte sich neu aufrichten, sich neu centralisiren, um mit dem geistlichen Cäsarismus des Papstthums einen Bund zu schließen. Der Krieg gegen das protestantische Preußen, gegen dieses durch Denken und Wissenschaft corrumpirte Deutschland stand obenauf im Programm der großen Männer der Civiltà Cattolica. Mit Bannbullen und Censuren sollte der infallibel gemachte Papst, mit Chassepots und Mitrailleusen der infallibel gemachte Cäsar diesen Vernichtungskrieg gegen das deutsche Säculum führen. Aus dem unbezweifelbaren Siege folgte selbstverständlich der Zerfall Italiens in seine Atome und die Wieder-

herstellung des Kirchenstaats wie zu Consalvi's Zeit. Dem gallischen Cäsar, dem ältesten Sohn und Advocaten der Kirche, würde dann der Papst die Krone Karls des Großen im Sanct Peter gereicht haben. Um die beiden heiligen Metropole der Welt würde sich dann die beruhigte Menschheit wie um ihre Achsen gedreht haben: um Paris, den Sitz der feinsten menschlichen Civilisations-Despotie, um Rom, die infallible Quelle göttlicher, im Jesuitismus geoffenbarter Wahrheit. — Das Ende dieser Pläne liegt in folgenden Worten: Am 5. September 1870 erwachte der große Kaiser Napoleon III. als der armseligste aller Gefangenen in einem deutschen Schlosse bei Kassel und er erkannte, daß die große Scene des Plebiscits und die Eroberung Deutschlands ein Traum war. So berichten die nüchternen und prosaischen Zeitungen. Ach! La vida es sueno!

Dieselben Zeitungen berichten, daß der Papst am 15. September seufzend auf der Orakelhöhe im einsamen Vatikan erwachte und die schwarzen Wolken des Verderbens näher und näher heranziehen sah. Waren nicht das Concil und seine Infallibilität auch nur ein Traum? Ach! La vida es sueno!"

Genug, die Einberufung des Concils wurde so berechnet, daß, wenn es im Dezember 1869 zusammentrat, bis dahin im Laufe eben dieses Jahres die französischen und die mit ihnen verbündeten österreichischen und süddeutschen Waffen Preußen besiegt haben könnten. Dieser Sieg würde dann durch das Concil die Weihe eines Sieges des Katholicismus über den Protestantismus empfangen haben. Darauf war nun auch das große Echauffement der preußenfeindlichen Presse im Jahre 1868 berechnet. Insbesondere erhitzte sich die ultramontane Presse in Bayern und Schwaben bis zu einer Art wahnsinnigen Tobens. Auf eine so ungewöhnliche, unbillige und verlogene Art, daß man leicht errathen konnte, diese Presse sey bezahlt, bestellt, und diene nur dem damals von Rom und den Jesuiten aus so eifrig betriebenen Plane, der es Napoleon III. möglich machen sollte, sein liberales Parlament abzuschütteln, dann das

Concordat in Oesterreich wieder befestigen und eine politisch-kirchliche Reaction wie zur Zeit des Restitutionsedikts durchführen sollte.

Da fuhren aber unerwartet die spanischen Generale dazwischen, erhoben die Fahne der Revolution, siegten und jagten die Königin Isabella aus dem Lande. Ohne Zweifel hatten sie Witterung von dem, was Isabella mit der Kaiserin Eugenie geplant hatte, und kamen ihr zuvor. Der Ausfall Spaniens aus dem projectirten Bunde der drei romanischen Reiche änderte die ganze Sachlage, weshalb auch die dadurch sehr geärgerte Presse den Grafen Bismarck beschuldigte, er habe die spanische Revolution mit Geld unterstützt und eigentlich provocirt. In diesem Gerücht verrieth sich das böse Gewissen derer, die am besten wußten, was alles vorbereitet worden war, um Preußen wo möglich zu vernichten.

Napoleon III. hatte sich niemals abmerken lassen, ob er das Treiben in Rom billige oder nicht. Er hinderte es nur nicht und konnte nachher immer noch thun, was er wollte, ohne sich compromittirt zu haben. In keinem Falle wollte er den Jesuiten zum Werkzeuge dienen, wenn sie auch ihm dienten. Gewiß ist, daß er seit dem Zwischenfall der spanischen Revolution wieder die liberale Seite vorkehrte, die Parole gab, „das Kaiserthum ist die Freiheit" und Ollivier an die Spitze des Ministeriums stellte. Auch blieb sein Augenmerk immer auf Preußen gerichtet, dem er auch, ganz abgesehen von Rom, durch andere Mittel beizukommen suchte. Es entsprach ganz der zur Schau getragenen Friedenspolitik Olliviers, daß er Preußen den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Abrüstung machte. Hatte Napoleon III. heimlich doch noch zum Kriege Lust, so kam es ihm sehr zu statten, wenn Preußen abrüstete. Preußen aber traute nicht, und ging auf den Antrag nicht ein.

Die Ungeduld des Tuilerienkabinets ließ Preußen keinen Augenblick Ruhe. Sie zettelte eine Intrigue in Belgien an, die eine entfernte Kriegsdrohung enthielt. Es wurde nämlich heimlich von französischer Seite ein Ankauf der belgischen Haupteisenbahn abgekartet, so daß

diese Bahn unmittelbar unter französische Controle kommen und im Kriegsfall den französischen Truppen den Weg durch Holland frei machen sollte. Aber diese Intrigue scheiterte an der Wachsamkeit und Energie der belgischen Regierung. Napoleon III. tastete immer ungeduldiger in Versuchen herum, auf diese oder jene Art seinem Zwecke näher zu kommen. Nachdem ihm der mit der Königin Isabella eingeleitete Plan in Spanien mißlungen war, mußte der von ihm inspirirte alte Saldanha in Lissabon eine Revolution machen, um den iberischen Plan wieder aufzunehmen. Mittlerweile aber schloß der Norddeutsche Bund mit der Schweiz und Italien den Vertrag über die Gotthardbahn ab, welcher eine unmittelbare Verkehrsverbindung mit Deutschland über die Alpen außerhalb des österreichischen und französischen Gebiets ermöglichte. Das Zustandekommen dieser Bahn machte dem französischen Kaiser, nachdem er seine eigene Absicht auf die belgische Bahn verfehlt hatte, tiefen Aerger. Als nun vollends die Regierung in Spanien unter voraussichtlicher Zustimmung der Cortesmehrheit einem Prinzen von Hohenzollern die Krone anbot, wodurch der letzte Plan Napoleons auf Spanien auch wieder vereitelt wurde, kam der Groll bei ihm zum Durchbruch.

Er erfuhr, die provisorische Regierung in Spanien, insbesondere Prim, habe heimlich den Prinzen Leopold von Hohenzollern fragen lassen, ob derselbe nicht geneigt wäre, die spanische Krone anzunehmen. Ohne Zweifel erfuhr es Napoleon III. durch seinen Gesandten in Madrid, der persönlich der Cortessitzung anwohnte, in welcher diese Candidatur ziemlich unverblümt angedeutet war. Der Kaiser verhehlte aber, daß er es wisse, um Preußen eine Falle zu stellen und hinterdrein vorzugeben, nicht Spanien habe den Candidaten aufgefordert, sondern Preußen habe ihn den Spaniern aufdringen wollen.

Am 4. Juli 1870 wurde die Welt plötzlich von Paris aus allarmirt durch die Nachricht, General Prim habe mit dem Grafen Bismarck verabredet, einen Hohenzollern auf den spanischen Thron

zu bringen. Diese sehr geheim betriebene Sache sey dadurch entdeckt worden, daß öfter chiffrirte Telegramme zwischen Madrid und Deutschland gewechselt worden seyen, was unterwegs in Frankreich Verdacht erregt und worauf man hier jene Telegramme entziffert habe. Die chauvinistische Presse in Paris schlug sofort einen ungeheuern Lärm auf und auch im gesetzgebenden Körper, im Ministerium und in den Tuilerien verriethen sich Ueberraschung und Zorn. In der ersten Hitze dachte man an nichts anderes, als an ein großes Complot, durch welches das Haus Hohenzollern zum Besitze Spaniens gelangen wolle, um Frankreich von zwei Seiten her zu bedrohen, wie es einst das Haus Habsburg unter Kaiser Karl V. gethan habe. Diese Besorgniß wurde offen von der Presse ausgesprochen. Der ministerielle Constitutionel drückte noch insbesondere seinen Ingrimm darüber aus, daß Prim Frankreich bei der Nase herumgeführt habe. Man muß dabei erwägen, wie eifrig Napoleon III. den iberischen Plan verfolgt hatte und daß ihm die Durchkreuzung desselben durch Prim's hohenzollern'schen Plan sehr verdrießlich seyn mußte. Nun hätte Frankreich aber Preußen nicht zum Vorwurf machen sollen, daß es für eine spanische Königswahl intriguire, da Napoleon III. dasselbe gethan und wiederholt in Portugal den iberischen Plan noch zuletzt mit Hülfe Saldanhas durchzusetzen versucht hatte. Seitdem dieser iberische Plan als unausführbar erkannt war, blieb es kein Geheimniß, daß die Kaiserin Eugenie sich sehr lebhaft für die Candidatur des Prinzen Alphons, des Sohnes ihrer Freundin Isabella, interessirt habe, womit auch die kürzlich erst erfolgte Abdankung Isabellas zu Gunsten ihres Sohnes zusammenhing.

In der spanischen Thronfrage war Preußen ganz unschuldig. Die Angst, die in Paris vor Bismarck herrschte, war so lächerlich gewesen, daß man schon 1868 fabelte, Graf Bismarck habe auf einem preußischen Schiffe Millionen nach Cadix geschickt, um die Septemberrevolution der spanischen Generale zu unterstützen und den Herzog von Montpensier auf den spanischen Thron zu bringen.

Eine alberne Erfindung, da Preußen für so abenteuerliche Pläne kein Geld übrig und ebensowenig ein Interesse hatte, sich Montpensiers anzunehmen. Zudem würde jeder fremde Prinz, den endlich die Cortes zum König wählen wollten, mit den größten Schwierigkeiten, mit dem hartnäckigsten Widerstande der Republikaner, der Isabellisten und Carlisten zu kämpfen haben. Ein Hohenzollern auf dem spanischen Thron würde dem preußischen Interesse nichts nützen können und Preußen, wenn es sich seiner annehmen wollte, nur eine große Sorge übernehmen. Es ist einfältig, dem klugen und praktischen Grafen Bismarck zuzutrauen, daß er Preußen jemals eine solche Sorge hat aufbürden wollen. Preußen war dem ganzen spanischen Thronhandel fremd.

Wie die spanische Regierung auf den Gedanken kommen konnte, den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zur Throncandidatur vorzuschlagen, hat Salazar, welcher im Namen nicht bloß Prims sondern auch Serranos und des ganzen spanischen Ministeriums mit dem gedachten Prinzen unterhandelte, klar und wahr auseinandergesetzt: „Haben wir uns zuerst an einen preußischen Prinzen gewandt, um die Krone anzubieten? Was hat nicht die ganze französische Presse gesagt, weil Spanien in Lissabon, in Cintra, in Florenz und in Harrow Zurückweisungen erfahren hatte? Wenn wir nun in jenen Versuchen kein Glück gehabt haben und es bekannt ist, daß auf dem Herzog von Montpensier und der Republik ebenfalls das Veto Napoleons ruht: soll deshalb die September-Errungenschaft zu einer steten Unfertigkeit verurtheilt seyn? Was kann Frankreich von einem preußischen Prinzen fürchten, der auf dem Throne Spaniens sitzt? Erstens gehört Don Leopoldo dem katholischen Zweige Preußens an, der schon seit Jahrhunderten von dem evangelischen, welcher jetzt in Berlin herrscht, weit getrennt ist; und es verdient hier Erwähnung, daß der amtliche Candidat Spaniens heute der Erbe der Krone Preußens wäre, wenn seine Altvordern, welche das Erstgeburtsrecht besaßen, die katholische Religion für die prote-

stantische abgeschworen hätten. Zweitens, kann denn ein parlamentarischer König sein Land in einen auswärtigen Krieg verwickeln? Hängt von Portugal Brasilien ab, weil auf den beiden Thronen Mitglieder derselben Familie sitzen? Was hat im Jahre 1866 dem entthronten Könige von Hannover seine Verwandtschaft mit der Königin Viktoria genutzt? Desgleichen zeigte sich Philipp V. nicht sonderlich dankbar gegen Frankreich, welches sich so sehr angestrengt hatte, um ihm die Krone Karls II. auf's Haupt zu setzen; und es ist überflüssig, an Bernadotte, den Thronfolger von Schweden, oder an den neapolitanischen Murat zu erinnern, die im Jahre 1814 gegen ihren alten Herrn und Beschützer Napoleon I. kämpften. Dank ist in der Politik ein leeres Wort; und von der anderen Seite betrachtet: was würde denn der Prinz Leopold Preußen zu verdanken haben? Nichts, gar nichts; alles hätte er dem Willen der spanischen Cortes zu verdanken. Die preußische Regierung hat sich in diese Unterhandlung nicht eingemischt, und der König von Preußen war überrascht, als ihm der Prinz, welcher volljährig ist, nach Ems seinen endgiltigen Entschluß mittheilte, als eine Sache der Höflichkeit. Was des Prinzen eigene Ansichten über jenen Punkt betrifft, so kann ich einen sehr bedeutsamen Ausspruch von ihm anführen, wozu ich ermächtigt bin. Mehr als einmal hat er sich, mit mir im Gespräche über unsere Angelegenheiten, folgender Aeußerung bedient: ‚Ich weiß nicht, wie man in Spanien darüber denkt, aber hier in Deutschland glauben alle, die sich mit auswärtiger Politik beschäftigen, daß die iberische Halbinsel wegen ihrer geographischen Lage und ihrer besonderen Beschaffenheit nichts gewinnen, wohl aber viel verlieren kann, wenn sie an europäischen Verwicklungen Theil nimmt. Der Leitstern ihrer Politik muß eine strenge Neutralität seyn.‘ Don Leopoldo würde daher ein spanischer König seyn, der weder durch sein Auftreten, noch durch seine Neigungen unserem mächtigen Nachbar Besorgniß einflößen könnte. Laßt uns eine kurze Weile Thatkraft beweisen, und die Vernunft wird uns dazu helfen, daß bald alle

Gefahren entschwinden. Die Heiraten von 1846 legen beredtes Zeugniß von den Verlusten ab, die ein Volk erleiden kann, wenn es nicht im gegebenen Augenblicke auf der Höhe der Lage steht. Spanien fühlte sich heute vielleicht glücklich unter der Herrschaft Isabellens II., wenn eine kindische Furcht Englands nicht die Vermählung der Königin mit dem Herzoge von Montpensier verhindert hätte. Was soll ich auf die andern Gemeinplätze erwidern, die gegen den Prinzen Leopold ausgesprengt werden? Man höhnt ihn als einen Bettler, ihn, den Erstgeborenen eines der reichsten Häuser Europas; man verspottet ihn als einen Ultramontanen (neo) und er ist ein Katholik aus der Schule der deutschen Bischöfe; man beschuldigt ihn, daß er die Protestanten begünstige, während in seinem heimischen Staate die Katholiken zu den Nichtkatholiken in dem Verhältnisse von 62 zu 1 stehen; man wirft ihm vor, die Verfassung nicht gelesen zu haben, und er könnte sie in einer Akademie erklären. In einem Worte: Thorheiten aller Art werden erfunden, um einen Kandidaten herabzuwürdigen, der in echter Weise die September-Revolution darstellen kann, welche unter dem Rufe: ‚Nieder mit den Bourbonen!‘ erhoben wurde. Denn unter den katholischen Prinzen ist er der einzige in dessen Adern kein Bourbonenblut fließt, und er ist überdieß mit einer Infantin von Portugal vermählt. Ich habe die Befriedigung, daß meine beiden Lösungen von der Regierung und von der Mehrheit der Cortes günstig aufgenommen worden sind.“

Auch Sagasta, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Madrid, bestätigte in einem Umlaufschreiben an die spanischen Gesandten, die Regierung habe die Wahl auf den Prinzen Leopold nur im Interesse der spanischen Nation gelenkt, weil er großjährig, unumschränkter Herr seiner Handlungen und mit der Mehrheit der regierenden Häuser Europas verwandt sey, und seine Candidatur in nichts die freundschaftlichen Beziehungen Spaniens zu den übrigen Mächten beeinträchtige.

Man wollte wissen, Damen hätten die Hand im Spiele gehabt.

Man wies auf die Prinzessin Antonie, Gemahlin des Prinzen Leopold von Hohenzollern und Schwester des Königs Luiz von Portugal, als auf eine kluge und ehrgeizige Dame hin, wie auch auf Marie, Leopolds Schwester und Gemahlin des Grafen von Flandern (Bruder des Königs Leopold von Belgien), welche thätig gewesen seyn sollen, den Plan der Kaiserin Eugenie zu durchkreuzen. Indessen kam es wohl nicht auf die Damen an, sondern auf die Interessen Spaniens und auf das Interesse, welches Napoleon III. hatte, einen Krieg vom Zaune zu brechen. Die Wahl Leopolds konnte nicht durch Damen bestimmt werden und man wurde zu ihr nur durch die Erwägung hingeleitet, daß in der That kein passenderer Candidat für den spanischen Thron gefunden werden konnte. Er eignete sich dafür ungleich besser als alle bisher durchgefallenen Candidaten, denn er war katholisch, gehörte einem der ersten Geschlechter Europas an, war körperlich und geistig befähigt, reich, bereits Vater von drei Söhnen, so daß die Nachfolge gesichert war, und stand allen bisherigen Intriguen und Parteien Spaniens fern. Es hätte ihm in spezieller Beziehung zum Nachbarlande Frankreich können zu statten kommen, daß sein Großvater Karl mit Antoinette Murat, sein Vater Karl Anton mit Josephine, einer Tochter der Großherzogin Stephanie, der Stieftochter Napoleons I., vermählt waren, er also in verwandtschaftlicher Beziehung den Napoleoniden näher stand als dem preußischen Königshause, der jüngern Linie der Hohenzollern, welche schon seit vielen Jahrhunderten von der ältern gänzlich getrennt geblieben war.

Und dennoch sah Napoleon III. in dem ihm so nahe verwandten neuen Kronkandidaten für Spanien einen verhaßten Feind blos, weil er Hohenzollern hieß. Würden die Spanier einen Montpensier oder die Republik vorgezogen haben, so würden diese ohne Zweifel gefährliche Feinde für ihn geworden seyn. Der junge Hohenzollern gewiß nicht, denn als ein Urenkel Napoleons I. hatte er keinen Grund, die bisherigen friedlichen Beziehungen zwischen Spanien und Napo-

leon III. zu stören, und wurde auch durch den König von Preußen nicht im mindesten zu einer solchen Störung aufgefordert, vielmehr hat ihm derselbe sogar abgerathen, die Candidatur anzunehmen. Aber Napoleon III. war nicht nur überhaupt geärgert, daß seine eigenen Absichten auf Spanien scheiterten, sondern er sah vielleicht auch Gespenster. Da er einer Dynastie angehörte, die bekanntlich sehr viel auf Prestige, Stern oder Unstern hält, mußte es ihn in der That frappiren, daß nun schon zum zweitenmal, wie früher in Rumänien so jetzt in Spanien aus dem Ei, welches er in fremde Nester legte, gegen alle Erwartung ein Hohenzollern herauskam.

Genug, Napoleon III. fingirte, Frankreich sey durch Preußen schwer beleidigt und gefährdet, und ließ Ministerium und gesetzgebenden Körper Allarm schlagen. Am 5. Juli interpellirte Cochery im gesetzgebenden Körper das Ministerium und verlangte Auskunft über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern. Der auswärtige Minister Herzog von Gramont antwortete: „Wir haben uns in strenger Neutralität gehalten, aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolks uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt und dadurch zu unserm Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas in Unordnung bringen und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Dieser Fall wird nicht eintreten, dessen sind wir ganz gewiß. Damit er nicht eintrete, zählen wir zugleich auf die Weisheit des deutschen und auf die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders kommen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung, meine Herrn und durch die der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit zu erfüllen haben.“

Diese feierlichen Worte glichen dem ersten Wehen des Windes, wenn nach langer Stille der Luft vom fernen Horizont ein schweres Gewitter herandroht. Der gesetzgebende Körper gerieth in große Aufregung. Die Chauvinisten triumphirten und die ganze große

Mehrheit, die von der Regierung abhing, wurde chauvinistisch. Nur die Feinde der herrschenden Dynastie, die Republikaner und Orleanisten, opponirten lebhaft. Arago, Picard, Jules Favre empfahlen Vorsicht und wiesen darauf hin, man solle das Recht der Nationen achten, man solle Spanien nicht ohne Noth beleidigen. Man habe kein Recht, den Spaniern einen König, weder aufzudringen, noch auch zu verbieten. Das hieße ohne allen Grund und ohne alle Noth ein edles Nachbarvolk beleidigen. Die Spanier allein hätten über ihr Schicksal zu entscheiden, Frankreich gehe es nichts an. Der alte Cremieux rief: „Ihr selbst seyd es, die ihr durch euer unüberlegtes Dreinreden die Spanier veranlassen werdet, nun um so gewisser den Prinzen von Hohenzollern zum König auszurufen.“ Der alte Thiers schloß sich ebenfalls der Opposition an. Obgleich er schon 1840 als Minister Ludwig Philipps Deutschland mit Krieg gedroht und während der Regierung Napoleons III. diesem unaufhörlich und bis zum Ekel vorgeworfen hatte, daß er den Muth seines Onkels nicht habe, daß er nicht Rache nehme wegen Waterloo und Sadowa, rieth doch der kleine Schreier diesmal mit seiner affektirten Weisheitsmiene vom Kriege gegen Deutschland ab, weil der Vorwand dazu ungenügend sey und er leicht mißlingen könne. Die Mehrheit des Hauses ärgerte sich über sein seltsames Auftreten, unterbrach ihn und wollte ihn nicht ausreden lassen. Am Abend darauf wurde er in seinem Hotel vom Pöbel insultirt und man schrie: „Nieder mit dem kleinen Preußen!“ Natürlicherweise hatte der alte Intriguant nur die eitle und ehrgeizige Absicht, nach Napoleons voraussichtlicher Niederlage in Paris die Rolle Talleyrands zu spielen, sich zum Friedensvermittler aufzudrängen und wo möglich die Orleans auf den Thron zurückzuführen.

Was Ollivier betrifft, der im vorliegenden Falle mit Thiers die Rolle umgetauscht und blindwüthender Chauvinist geworden war, so hat er sich wahrscheinlich nur von Napoleon mißbrauchen, seine Eitelkeit verführen lassen. Man nannte ihn treffend „einen betro-

genen Betrüger" und Bamberger nannte ihn „den talentvollen Gimpel des Meisters, der ihn auf seinen Fingern hüpfen und zwitschern läßt."

Man gab sich der Täuschung hin, Preußen werde sich schrecken lassen, und die chauvinistischen Blätter empfingen die Ordre, schrecklich mit dem Säbel zu rasseln. Man nannte die Redakteure dieser Blätter die Leibmameluken des Kaisers. Unter den am reichsten von ihm bezahlten ragte Granier de Cassagnac hervor, der im Pays höhnisch schrieb: „Das kaudinische Joch ist bereit für die Preußen, sie werden sich darunter beugen und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist." Das Mißgeschick wollte, daß dieser jämmerliche Prahler schon zwei Monate später in preußische Gefangenschaft gerieth. — Der Moniteur ließ sich ebenfalls vernehmen: „Nachdem die preußische Regierung mit unserer Geduld und mit der Geduld Europas Mißbrauch getrieben, hat sie nun alle Grenzen überschritten. Wenn unsere Politik Spanien gegenüber eine gemäßigte seyn muß, so stehen wir Preußen gegenüber anders. Diese durch ihre ersten Erfolge in Selbsttäuschung versetzte Macht scheint sich das Uebergewicht und die Herrschaft in Europa anmaßen zu wollen. Es ist Zeit, solchem Anspruch ein Ziel zu setzen. Die Frage muß erweitert werden und heute ist die Entsagung des Prinzen Leopold auf den spanischen Thron nicht mehr ausreichend. Das Wenigste, was wir verlangen müssen und was uns heute befriedigen kann, wäre die formelle Bekräftigung und die absolute Ausführung des Prager Friedens, d. h. die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, welche zum Süden gehört, das Aufgeben eines jeden militärischen Einflusses und die Regulirung des Artikel 5 mit Dänemark. Wenn man uns diese Garantien nicht gewährt, so können unsere Forderungen noch größer werden."

In Preußen war man ganz unvorbereitet. König Wilhelm

brauchte das Bad in Ems, Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und General Moltke befanden sich zur Erholung auf ihren Landgütern. Man wußte, der König habe dem Prinzen Leopold, als dieser ihm den spanischen Antrag meldete, von der Annahme desselben abgerathen. Als nun so großer Lärm in Paris gemacht wurde, erklärte der König, Preußen sey der ganzen Angelegenheit fremd und habe auch kein Interesse, irgend einen Einfluß auf Spanien üben zu wollen. Prinz Leopold sey unabhängig und habe ihn nur aus Höflichkeit um seine Zustimmung gebeten, die er ihm nicht habe verweigern können und nur als Familienhaupt, nicht als Staatsoberhaupt gegeben habe. Zugleich erklärte Fürst Karl Anton aus Auftrag seines Sohnes Leopold, derselbe verzichte auf die Candidatur, und auch die spanische Regierung meldete diese Verzichtleistung offiziell an die französische. Damit erklärte sich nun auch Ollivier im gesetzgebenden Körper vollkommen befriedigt und die Sache für erledigt. Frankreich habe nur die Thronbesteigung des Hohenzollern verhindern wollen und keinerlei andern Zweck gehabt, namentlich keine Aenderung des Prager Friedens. Der „Constitutionell" rühmte diesen friedlichen Ausgang der Sache als einen großen Sieg Frankreichs, der keinen Tropfen Blut gekostet habe.

Napoleon III. selbst soll sich beruhigt haben. Preußen hatte nachgegeben, aus der Thronkandidatur des Prinzen Leopold wurde nichts, was wollte Frankreich mehr? Sein Wille war ja geschehen. Somit schien der ganze Handel beigelegt zu seyn, als auf einmal, ganz unerwartet und nach einer nur sehr kurzen Frist, Frankreich schon wieder neue Forderungen an Preußen stellte, die es nicht bewilligen konnte, so daß der Krieg unvermeidlich wurde. Die geheime Geschichte dieser raschen Wendung im Tuilerienkabinet ist noch nicht aufgeklärt, nur Gerüchte und Wahrscheinlichkeitsgründe werfen ein Licht hinein.

Unter den Muthmaßungen, aus welchem Grunde denn Napoleon III. den für ihn so verderblichen Krieg begonnen habe, ist folgende

der Daily News bemerkenswerth. Dieses englische Journal wollte nämlich wissen, der kaiserliche Hof in Paris habe ungeheuer verschwendet, nie Geld genug gehabt und daher vom Kriegsbudget jährlich 50 Millionen weggenommen und für seine Zwecke verbraucht. Natürlicherweise mit Wissen des Kriegsministers, der auch sein Theil nahm. Darunter litt die Armee. Anstatt 2000 Mann, zählte das Regiment nur 1500. Nun fürchtete man, seitdem der Parlamentarismus wieder zu erstarken anfing, würde der gesetzgebende Körper die Betrügereien endlich entdecken, und einem solchen Scandal konnte man am besten durch einen auswärtigen Krieg ausweichen. Das sey auch der Hauptgrund gewesen, warum der Kriegsminister *Leboeuf* so sehr zum Kriege drängte.

Wachenhusen erklärt ferner die Sorglosigkeit, womit Frankreich in den Krieg eintrat, aus der Leichtgläubigkeit, mit der Napoleon III. die Angaben seines Militärbevollmächtigten Stoffel in Berlin für wahr hielt. Dieser nämlich hatte ihm eine geringe Vorstellung sowohl vom Geist der preußischen Armee, als von der Brauchbarkeit des Zündnadelgewehrs beigebracht und so verließ sich der Kaiser unbedenklich auf den berühmten Elan seiner Truppen und auf seine Chassepots und Mitrailleusen. Man begreift kaum, wie er so leichtsinnig seyn konnte. Mexiko hatte ungeheures Material und Geld verschlungen, was nicht ersetzt worden war. Im Offizierscorps hatte die Corruption des Pariser Lebens den ritterlichen Sinn vergessen gemacht. Zu höhern Stellen wurde man nur noch durch Gunst, besonders der Weiber befördert. Daher verlor auch der gemeine Mann den Respect vor den Offizieren. Strenger Dienst war beiden zur Last und man gewöhnte sich an Bummelei und sinnliche Ausschweifung.

Jener Leboeuf war es, den Napoleon III. später selber beschuldigt hat, er habe ihn verrathen. Der Verrath aber bestand in nichts anderm, als daß er ihn überredete, *trotz aller Nachgiebigkeit Preußens den Krieg dennoch zu beginnen.* Leboeuf soll

in vorzüglichem Grade bei den Unterschlagungen compromittirt gewesen seyn, ein glücklicher Krieg und in Folge dessen die Beseitigung der parlamentarischen Controle konnte ihn am besten jeder Verantwortung überheben. Auch der Herzog v. Gramont wollte den Krieg. Dieser Diplomat, dessen Vater der ältern Linie des Hauses Bourbon eifrig angehangen, ging undankbar von ihr zu Ludwig Philipp und von diesem wieder zu Napoleon III. über. Als ein Lebemann, der ungeheuer viel Geld brauchte, trachtete er nur der Gunst nach. Als Botschafter in Rom beging er einen schändlichen Verrath an Frankreichs bestem Helden, dem edlen Lamoricière, indem er ihm amtlich versicherte, er habe von den Piemontesen nichts zu besorgen, und ihn grade dadurch diesen in die Hände lieferte. Zum Lohn für diese Schandthat erhielt er den Gesandtschaftsposten in Wien und studirte sich hier auf's gründlichste in den Preußenhaß hinein. Was Wunder, daß er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris in blindem Vertrauen auf diesen Preußenhaß in Oesterreich und Süddeutschland eine Niederwerfung Preußens durch eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich für etwas Leichtes hielt, also auch den Krieg wollte.

Es ist wohl nöthig, daran zu erinnern, daß der Besuch, welchen Kaiser Alexander II. von Rußland beim König von Preußen in Ems machte, in einiger Beziehung zu der lauernden und drohenden Haltung Frankreichs stand. Hatte doch kurz vorher einer der vorragendsten Führer der Czechen, Doctor Rieger, in einem Memorial an den Kaiser Napoleon demselben ein Vorgehen in Deutschland äußerst plausibel gemacht, indem er ihm alle Kräfte der Böhmen zur Verfügung stellte und ihm die strategische Wichtigkeit Böhmens, als eines Keils zwischen Nord- und Süddeutschland empfahl, endlich ihn versicherte, nicht nur Böhmen, sondern ganz Oesterreich sehe in Preußen nur ebenso seinen Feind, wie Frankreich ihn für den seinigen erkenne. Ein bemerkenswerther Artikel der A. A. Zeitung, datirt aus London vom 8. Juni theilt über den Besuch des russischen Kaisers in Ems die Aeußerungen des englischen „Standard" mit und begleitet die-

selben mit eigenen Bemerkungen. Der Standard sagt: Wir glauben, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen kommen zu dem Gefühl der Nothwendigkeit, die frühere Allianz zu erneuern. Der Herzog von Gramont ist ein fanatischer Anhänger eines Bundes Frankreichs mit Oesterreich. Nun entscheidet allerdings Kaiser Napoleon allein und nicht Gramont, aber das bekannte Programm des Fürsten Czartoriski, welches den Polen Hoffnung macht, von Galizien aus das russische Joch zerbrechen zu können, und das Verhalten der österreichischen Regierung zu Galizien mußte die Beherrscher von Rußland und Preußen aufmerksam machen. Erregt man den Polen Hoffnungen, so könnten sie doch nicht durch Oesterreich allein, sondern nur durch einen Bund desselben mit Frankreich in Erfüllung gehen.

Um nun auf Gramont und Leboeuf zurückzukommen, die in alle diese Intriguen eingeweiht waren, so mißbilligten sie, daß sich Frankreich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold von seiner Kandidatur zufrieden geben solle. Nach einer glaubhaften Nachricht hatte sich Napoleon III. bereits befriedigt erklärt und von der Berathung zurückgezogen, als Leboeuf und Gramont noch allein zurückblieben und noch weiter den Fall besprachen. Leboeuf meinte, man müsse um jeden Preis Krieg haben, und kam auf den sinnreichen Gedanken, wie man es anzufangen habe, um auch jetzt noch einen Anlaß dazu vom Zaun zu brechen. Sie gingen nun dem Kaiser nach und trugen ihm den Gedanken vor, der ihm in der That gefiel. Man sollte, das war der Gedanke, vom König von Preußen verlangen, er müsse sich erstens förmlich verpflichten, für alle Zukunft dem hohenzollernschen Prinzen die Annahme einer noch etwa auf ihn fallenden Wahl zum spanischen Throne zu verbieten und zweitens, der König müsse einen entschuldigenden Brief an den Kaiser Napoleon schreiben. Der Kaiser ging darauf ein, wahrscheinlich weil er sich überreden ließ, Oesterreich und Süddeutschland würden ihm gegen Preußen beistehen, oder er glaubte vielleicht auch, habe Preußen das erstemal nachgegeben, so werde es auch noch einmal nachgeben und wenn es dann

auch nicht zum Kriege käme, wenn sich nur Preußen dazu hergebe, ihm förmlich Abbitte zu leisten, so würde Frankreich den Ruhm davon haben und sein, des Kaisers Ansehen, würde dadurch auf's neue befestigt werden. Auch mag zu seiner Entschließung das zweideutige Verhalten des englischen Gesandten Lord Lyons beigetragen haben, denn es hieß, Gramont habe ihm den sinnreichen Gedanken vertraulich mitgetheilt und Lyons ihn gebilligt. Auch der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Granville, insinuirte dem preußischen Gesandten in London, Grafen Bernstorff, es wäre wünschenswerth, daß sein König nachgäbe, welche Zumuthung Graf Bernstorff ernst zurückwies. Inzwischen wurde der sinnreiche Gedanke in Paris im Tuilerienkabinet festgehalten und von Gramont, dem sich bald auch Ollivier zugesellte, dem preußischen Gesandten in Paris, Freiherrn v. Werther, mündlich insinuirt mit dem Ersuchen, er möge ihn seinem König und Herrn mittheilen. Freiherr v. Werther lehnte das mit vieler Ruhe von sich ab und wies die Herren an den französischen Gesandten am preußischen Hofe, Grafen Benedetti, der möge seinem Könige bestellen, was sie ihm auftrügen. Als er die Herren frug, ob sie denn wirklich mit Krieg drohten, bejahte es Ollivier, falls der König von Preußen der französischen Forderung nicht nachkommen würde.

Benedetti erhielt nun den Auftrag, dem König von Preußen im Bade Ems die Forderung des Kaisers zu eröffnen. Dies geschah am 13. Juli. Natürlicherweise gab der König eine verneinende Antwort, „er habe dem Prinzen die Annahme nicht befohlen und könne ihm die Nichtannahme ebensowenig befehlen.“ *) Damit be-

*) In dem Vertrage zwischen Preußen und den hohenzollern'schen Fürsten vom 7. Dezember 1849 ist zwar im Artikel 15 vom Erbfolgerecht jener Fürsten nach dem möglichen Erlöschen des Mannsstamms des königlichen Hauses die Rede. Diese beziehen sich aber nur auf die Erbfolge in der Grafschaft Geyer in Franken und in den lehnbaren Theilen der Grafschaft Limburg, welche kleine Gebietstheile sich nicht mehr im Besitze der Krone

gnügte sich aber der französische Botschafter nicht, sondern drängte sich nicht nur auf eine unanständige Art dem Könige auf der Promenade auf, obgleich ihm derselbe sagte, es sey hier zu Verhandlungen nicht der Ort, sondern lief ihm auch noch in seine Wohnung nach und wollte ihn nochmals sprechen, worauf ihm der König durch seinen Generaladjutanten sagen ließ, er habe ihm nichts mehr mitzutheilen. Doch suchte sich Benedetti noch einmal auf dem Perron an seine Person zu drängen.

Dieser Vorgang wurde nun in Paris so aufgefaßt, als habe der König dem französischen Botschafter die Thür gewiesen, und schon am 15. erklärte Gramont im gesetzgebenden Körper, der Kriegsfall sey gegeben. Die Zurückweisung Benedetti's sey ein „Affront", eine Beleidigung Frankreichs. Ueberdies habe der König von Preußen in einer Note an seine Gesandten soeben bestätigt, daß er sich nicht für alle Zukunft verpflichten wolle, dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. Ollivier benahm sich bei diesem Anlaß wieder ziemlich ungeschickt, denn er weigerte sich, die angebliche Note des Königs von Preußen vorzulegen. Diese Note existirte auch gar nicht. Die Opposition war höchst erbittert, die Mehrheit aber ließ sie kaum zu Worte kommen. Ein böses Omen für die kriegslustige Regierung war der Protest des alten Thiers, jenes Intriganten, der schon unter Ludwig Philipp Frankreich gegen Deutschland zu hetzen suchte und dem zweiten Kaiserreich zum hundertstenmal zum Vorwurf gemacht hatte, daß es für Waterloo noch keine Rache genommen habe, und der jetzt dringend vor dem Kriege warnte. Er sagte: „Die hauptsächlichste Forderung (die Verzichtleistung des Prinzen Leopold)

Preußen befinden. Laut der, wie längst bekannt ist, dem preußischen Landtage vorgelegten amtlichen Denkschrift. Auch ist nach Artikel 13 obigen Vertrages van 1849 die fürstlich hohenzollern'sche Hausverfassung in Kraft geblieben und demnach nicht der König von Preußen, sondern der Fürst Karl Anton Chef des fürstlichen Hauses.

ist erfüllt. Ist es wahr oder nicht, daß Sie nur wegen einer Frage der Empfindlichkeit gebrochen haben und nun für diese Formfrage Ströme Blutes vergießen wollen? Möge Jeder von uns die Bedeutung seines Votums vor Augen haben! Was mich betrifft, so werde ich aus Sorge für mein Andenken die Verantwortlichkeit für einen solchen Entschluß nicht übernehmen. Ich verlange Angesichts des Landes, daß man uns die Depeschen mittheile, in Folge deren man diese Kriegserklärung beschlossen hat. Wäre ich am Ruder gewesen, so hätte ich es für meine Pflicht gehalten, dem Lande einige Augenblicke der Ueberlegung zu gönnen. Ich halte diesen Krieg für sehr unklug; die Ereignisse von 1866 gingen mir mehr als irgendwem zu Herzen, aber die Gelegenheit, das Uebel wieder gut zu machen, ist ganz kläglich gewählt. Man hat Ihnen eine Genugthuung zugestanden; Preußen war in seinem Unrecht und Europa zwang es, uns Genugthuung zu geben. (Anhaltender Lärm.) Ich bin gewiß, daß Sie eines Tages diese Ueberstürzung bereuen werden." (Tumult.)

Die Mehrheit stimmte der Regierung zu. Die Kriegskosten von 440 Millionen für das Heer und 16 für die Marine wurden bewilligt, die Armee mobilisirt. Am 17. ging General Wimpfen von Paris mit der förmlichen Kriegserklärung nach Berlin ab. In Paris ließ man Studenten und Pöbel jubeln. Ungünstig lauteten dagegen die Nachrichten aus den französischen Provinzen, wo man gern den Frieden erhalten gesehen hätte. Unter den Zeitungen sprachen sich der Temps und das Journal des Debats offen für den Frieden aus und machten dem zweiten Kaiserthum bittere Vorwürfe.

Der Krieg wurde um so leichtsinniger unternommen, als Frankreich wahrlich nicht nöthig hatte, die Last seiner Staatsschulden noch zu vermehren. Der Staatsanzeiger berichtete darüber: „Die Staatseinnahmen sind im ordentlichen Budget für das Jahr 1870 auf 1,736,667,393 Fr. veranschlagt. Die Hauptposten dieses Betrages bilden: Direkte Steuern 332,821,000 Fr., Domainen 14,078,816 Fr., Wälder 10,552,617 Fr., Einregistrirung und Stempel 446,474,000 Fr.,

Zölle und Salz 144,002,000 Fr., Consumtionssteuern 610,380,000 Fr., Posten 89,344,000 Fr., Universitätsgebühren 3,749,598 Fr., Revenuen Algiers 16,500,000 Fr., Pensionsbeiträge 14,736,000 Fr., verschiedene andere Einnahmen 54,027,962 Fr. — Diesen Einnahmen stehen an Staats-Ausgaben im ordentlichen Budget im Ganzen 1,650,060,248 Fr. gegenüber, nämlich: öffentliche Schuld und Dotationen 539,713,097 Fr., Staats-Ministerium 3,042,400 Fr., Justiz-Ministerium 33,343,025 Fr., Ministerium des Cultus 48,997,081 Fr., Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 13,161,200 Fr., Ministerium des Innern 59,414,345 Fr., Finanz-Ministerium 18,433,610 Fr., Ministerium des Kriegs 373,001,182 Fr., dasselbe für Algier 14,616,000 Fr., Ministerium der Marine und der Colonien 162,845,022 Fr., Ministerium des öffentlichen Unterrichts 24,283,321 Fr., Ministerium der Landwirthschaft, des Handels und der öffentlichen Angelegenheiten 97,506,153 Fr., Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste 12,151,600 Fr., Regie- und Erhebungskosten 237,341,712 Fr., Rückzahlungen nonvaleurs ꝛc. 12,216,000 Fr.

Nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen ergibt sich ein Ueberschuß von 86,607,145 Fr., der mit verschiedenen zufälligen oder vorübergehenden Einnahmen eine Gesammtsumme von 123,863,811 Fr. ausmacht. Dieser letztere Betrag bildet die Einnahme des außerordentlichen Budgets und wird zur Bestreitung der Ausgaben dieses Budgets verwendet; es sollen davon nämlich erhalten: Cultus 5,300,000 Fr., Ministerium des Innern für Wege, Telegraphen und Gefängnisse 13,633,000 Fr., Finanz-Ministerium für Pulver- und Tabak-Fabriken 1,325,000 Fr., Kriegs-Ministerium für die Artillerie und das Geniewesen 2,975,000 Fr., Marine 10,500,000 Fr., öffentlicher Unterricht 1,546,195 Fr., schöne Künste 4,960,000 Fr., Algerien 8,249,000 Fr., Ministerium der öffentlichen Arbeiten für den Bau von Brücken, Chausseen und Eisenbahnen 38,591,000 Frcs. Außer diesen 38,591,000 Frcs., welche aus den Ueberschüssen des

ordentlichen Budgets gedeckt werden, wird das Ministerium der öffentlichen Arbeiten noch dotirt mit 8,500,000 Fr. Ueberschuß aus 1867 und 6,860,000 Fr. Ueberschuß aus 1868. Dazu kommen noch 6,000,000 Fr. für Hafenbauten und 23,882,150 Fr., die im ordentlichen Budgets für Eisenbahnen ausgeworfen sind, so wie einige andere Ausgaben.

Da die oben gedachten 86,607,145 Fr. (Ueberschuß des ordentlichen Budgets) zwei Mal in den Einnahmen erscheinen, so ergibt die Zusammenstellung der Ausgaben den besten Ueberblick über die Budgetfrage; es betragen nämlich die ordentlichen Staats-Ausgaben 1,650,060,248 Fr., die außerordentlichen Staats-Ausgaben 122,606,811 Frcs. und die Ausgaben der Amortisationskasse 77,722,000 Fr., zusammen 1,850,389,059 Fr.

Zu erwähnen ist noch, daß es noch sieben besondere Kassen gibt, die unter Staatsaufsicht stehen, zusammen etwa 92 Millionen Fr. einnehmen und eben so viel ausgeben, aber doch nichts mit den Steuern zu thun haben; es sind dies: die Staatsdruckerei (4,640,000 Fr.), die Consularkasse (1,800,000 Fr.), das Münzen- und Medaillenamt (1,861,700 Fr.), die Militärdotationskasse (früher 65,600,000 Fr., seit 1868 aber in Liquidation begriffen), die Marine-Invalidenkasse 17,173,000 Fr.), die Centralschule der Künste und Gewerbe (453,980 Fr.), die Ehrenlegion (18,115,759 Fr.).

Schließlich ist noch das „Budget sur ressources spéciales“ zu erwähnen, welches indeß mit den Staats-Einnahmen und Ausgaben in keiner Verbindung steht. Es ist für 1870 auf 280,298,910 Fr. veranschlagt, enthält sämmtliche Departemental-Einnahmen und Ausgaben, einen Theil der Gemeinde- nebst einigen anderen minder bedeutenden Einnahmen. Die Einnahmen sind aber Pauschalzahlen, denen eine gleiche Ziffer als Ausgabe gegenübersteht, weshalb sie auch in keiner Hinsicht in's Staatsbudget gehören.

Was die Staatsschuld betrifft, so betrug das Kapital der consolidirten Schuld nach der Generalrechnung 1870 im Ganzen

11,710,971,173 Fr. Aber die consolidirte Schuld ist nicht die einzige. Einschließlich der Zahlungen für Kanäle, verschiedene öffentliche Arbeiten, für Cautionen und für die schwebende Schuld, welche ungefähr eine Milliarde beträgt, an Renten, Pensionen &c. beträgt die Staatsschuld 12,923,718,073 Fr. und erfordert zur Verzinsung jährlich 490,622,297 Fr. Dieser bedeutenden Schuldenlast gegenüber sind aber auch die reichen Hilfsquellen, welche Frankreich namentlich in seinem Ackerbau, seiner Industrie und seinem Handel besitzt, in Anschlag zu bringen. Nach den Annales du commerce extérieur belief sich im Jahre 1867 die dem Ackerbau gewidmete Fläche auf 7,226,825 Hektaren mit 53,005,739 Hektoliter Ertrag, deren Werth auf 2 Milliarden und 113 Millionen Fr. geschätzt wurde. Allerdings gewährte das Jahr 1867 einen reichlichen Ernteertrag, aber selbst in dem schlechten Jahre 1853 wurde der Produktionswerth der französischen Landwirthschaft auf 1 Milliarde und 503 Millionen Fr. geschätzt. Der allgemeine Handel Frankreichs belief sich in 1867 auf 7 Milliarden 965 Millionen Fr., davon 4 Milliarden 31 Millionen Fr. Einfuhr und 3 Milliarden 934 Millionen Fr. Ausfuhr; er ist seit 1859, dem letzten Jahre vor der Handelsreform, um 2 Milliarden 553 Millionen Fr. gestiegen und verhielt sich der auswärtige Handel im Jahre 1867 zu dem im Jahre 1847 wie 350 : 10. Die Umsätze der Bank haben sich von 1853 bis 1867 von 2 Milliarden 843 Millionen auf 5 Milliarden 753 Millionen gehoben, während das Guthaben in den Sparkassen des Landes in demselben Zeitraum sich von 286 Millionen auf 529 Millionen Fr. vermehrt hat. Die französische Zuckerindustrie lieferte 1847: 52 Millionen, 1867: 136,594,000 Kilogr. Zucker, während der Tabaksconsum von 21,509,000 Kilogr. in 1853 auf 31,245,000 Kilogr. in 1867 gestiegen ist. Es wird sich ohne große Schwierigkeit aus diesen Zahlen erkennen lassen, daß der allgemeine Wohlstand in Frankreich während der beiden letzten Decennien zugenommen hat." — — — — — — — — — — — — — —

— Nachträglich suchte Gramont das Verfahren Frankreichs durch eine Lüge zu rechtfertigen. Er ließ nämlich eine Depesche veröffentlichen, die er angeblich am 21. Juli geschrieben haben wollte und worin er behauptete „Preußen habe die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern schon lange vorbereitet. Schon im vorigen Jahre habe Graf Benedetti das Berliner Kabinet dahin verständigt, daß Frankreich eine solche Candidatur nicht zulassen könne. Graf Bismarck und Unterstaatssekretär v. Thiele hätten damals erklärt, daß an ein derartiges Projekt nie gedacht werde. Es erschiene gerechtfertigt, daß Frankreich darauf bestehe, daß dießmal die Verpflichtung definitiv sey." Graf Bismarck und der Staatssekretär v. Thiele erklärten sogleich öffentlich, es sey nicht wahr, und zwischen ihnen und Benedetti sey über die spanische Frage niemals auch nur eine Sylbe gewechselt worden. Die Lüge war um so frecher, als Benedetti gewiß jener Besprechung mit Bismarck in Ems, als er den König belästigte, gedacht haben würde, wenn sie irgend einmal stattgefunden hätte.

Nachdem die Times die früheren Allianzanträge, womit Napoleon III. den König von Preußen belästigte, zu enthüllen angefangen hatte, gab auch Graf Bismarck weitere Enthüllungen, namentlich in Betreff des von Frankreich im Mai 1866 Preußen angebotenen Bündnisses gegen Oesterreich, und fügte in seinem Umlaufschreiben vom 29. Juli hinzu: „Ich habe den Eindruck, daß die definitive Ueberzeugung, es sey mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen, den Kaiser zu dem Entschlusse geführt hat, eine solche gegen uns zu erstreben. Ich habe sogar Grund zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht seyn würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen, auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge auf Kosten Belgiens."

Eine andere Enthüllung brachte das englische Saturday Review: „Marschall Prim, der durch seine Verkündigung der hohenzollern'schen Candidatur das Signal zu der zum Kriege führenden Aufregung gegeben, hat jetzt in aller Ruhe die Cortes benachrichtigt, daß sie am 20. nicht zusammenzukommen brauchen, und steht nach einem Zeitungsbericht auf dem Punkte, sich zur Erholung in einen französischen Badeort zu begeben. Gleichzeitig tragen die französische Regierung und ihre Zeitungen große Höflichkeit gegen Spanien zur Schau. Die vorgeschlagene Wahl eines Hohenzollern veranlaßt sie nicht, von Spanien ebenso wie von Preußen das Versprechen zu verlangen, daß die Candidatur nicht erneuert werden soll. Auch Spanien verlangt wegen der in Gramonts Rede enthaltenen Beschimpfung der spanischen Unabhängigkeit weder eine Entschuldigung noch Genugthuung. Es entsteht ein Krieg daraus und doch bleiben Frankreich und Spanien im besten Einvernehmen. Mißtrauische Beobachter erinnern sich, daß Prim schon lange das Vertrauen des Kaisers Napoleon genießt und daß Prinz Leopold unlängst ein begünstigter Gast in den Tuilerien war. Wenn es wahr ist, daß der Herzog v. Gramont sich bei Herrn v. Werther im Voraus die Erwähnung des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen den Familien Sigmaringen und Bonaparte verbat, so konnte dies nur auf der Befürchtung beruhen, daß die Entstehung der Idee, einen deutschen Candidaten zu wählen, dem Kaiser selbst zugeschrieben werden möchte. Man braucht nicht anzunehmen, daß ein solcher Vorschlag in aller Form gemacht worden sey, wohl aber mag Prim veranlaßt worden seyn, zu glauben, daß des Kaisers Verwandter und Gast von der französischen Regierung nicht eben ungern gesehen werden würde. Wenn die Spanier mit dem Antheil, den ihr Premierminister an den jüngsten Verhandlungen gehabt hat, zufrieden sind, so muß ihre nationale Empfindlichkeit außerordentlich stumpf geworden seyn." Ob das englische Journal hier in seiner Verdächtigung nicht zu weit gegangen ist, wird sich wohl später einmal aufhellen. —

Zweites Buch.

Die Kriegserklärung.

Preußen behielt seine volle Ruhe bei, denn es hatte keinerlei Anlaß zum Kriege gegeben, fühlte sich aber stark genug, denselben aufzunehmen. Der König kehrte schon am 15. von Ems nach Berlin zurück und wurde überall unterwegs, besonders in Kassel, Göttingen und Magdeburg mit lautem Jubel begrüßt. Als er Abends in Berlin eintraf, war sein Weg mit Tausenden von Menschen bedeckt, die ihm unaufhörlich zujauchzten und Hoch riefen, ja die ganze Nacht vor seinem Palast beisammen geblieben wären, wenn er ihnen nicht hätte sagen lassen, er habe noch viel zu arbeiten und sey der Ruhe bedürftig. Da schwiegen alle und entfernten sich. Auch Graf Bismarck, Roon und Moltke waren eingetroffen und mit Blitzesschnelle wurde alles Nöthige vorgekehrt, Bundesrath und Reichstag einberufen und die ganze Armee auf den Kriegsfuß gesetzt.

Adressen aus allen Landestheilen, von den Magistraten aller größern Städte im Norddeutschen Bunde und sogar aus Wien, beglückwünschten den König. Im Bundesrath war Freiherr v. Friesen der erste, der im Namen Sachsens den Maßnahmen des Bundesoberhauptes zustimmte.

Bereits am 19. Juli eröffnete der König in Person den Reichstag mit einer würdevollen Rede. „Die spanische Thronkandidatur

eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fern standen, und die für den Nordbund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jeder befreundeten Nation daran die Hoffnung knüpfte, für das vielgeprüfte Land die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat der Regierung des Kaisers der Franzosen einen Vorwand gegeben, in einer im diplomatischen Verkehre seit lange unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und nach Beseitigung jenes Vorwands, mit Geringschätzung des Rechts der Völker auf die Segnungen des Friedens, festzuhalten. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen des Rechts und der Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo ein Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr einer erneuten französischen Gewaltthätigkeit. Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, handeln in dem vollen Bewußtseyn, daß Sieg wie Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutsche wie das französische Volk, welche beide die Segnungen der christlichen Gesittung und eines steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießen und begehren, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, ein wohlberechtigtes, aber reizbares Selbstgefühl des großen Nachbarvolkes durch eine berechnete Mißleitung für ihre persönlichen Interessen und Leidenschaften auszubeuten. Jemehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind,

alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes, mit dem Auftrage zur Vertheidigung seiner Ehre, seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, der nur den Frieden Europas dauernd sichern soll, wird Gott mit uns seyn, wie mit unsern Vätern!"

Die Antwortsadresse des Reichstags lautete eben so fest und würdevoll. Zur That schreitend brauchte man keine Worte mehr. Ein Benehmen gleich dem des altrömischen Senats, wenn der Feind vor den Thoren war. Nach wenigen aber kräftigen Worten Bismarcks und des Präsidenten Simson ging der Reichstag auseinander, nachdem er kurz alle Forderungen der Regierung bewilligt hatte. Nun begann ein reges Leben im Reiche. Von allen Seiten strömten die Reservisten zu ihren Regimentern und meldeten sich wie im Jahr 1813 eine Menge Freiwillige zu den Waffen. Alle Städte und Provinzen jubelten der Regierung in loyalen und patriotischen Adressen zu, bereit zu jedem Opfer, am lebhaftesten wieder in Schlesien. Der Großherzog von Oldenburg wollte persönlich mitkämpfen. Desgleichen Prinz Nicolaus von Nassau und sogar der depossedirte Herzog Adolf von Nassau selbst. Hamburg bewilligte zum Kriege statt einer halben eine ganze Million Mark. Auch in den Elbherzogthümern war alles begeistert. Die Kieler Studenten gingen in Masse zum Heer. Auch Heidelberg entleerte sich, die Studenten kehrten heim, um ihrer Wehrpflicht zu genügen, im Universitätsgebäude wurde ein Lazareth eingerichtet.

Derselbe patriotische Feuereifer hatte sich Kurhessens und Han-

novers bemächtigt. Nur weil die Franzosen eine Flotte in Cherbourg ausrüsteten, um mit 50,000 Mann Landungstruppen von der Nordseeküste aus in's Hannöver'sche einzufallen, auch die hannöver'sche Legion in Frankreich wiederhergestellt werden sollte und einige Mitglieder des hannöver'schen Adels die welfische Wühlerei von neuem anfingen, gebot die Vorsicht den preußischen Behörden, diesen an sich ungefährlichen Herrn wenigstens die Spionage und den geheimen Verkehr mit Frankreich niederzulegen. Man erfuhr also von der Verhaftung der Grafen Wedel und Bremer, der Herrn v. Hartwig und v. Issendorf. Ein Herr von Petersdorf, welchen der Großherzog von Meklenburg-Strelitz aus bekanntem Preußenhaß nebst noch andern Hannoveranern in seine Dienste genommen hatte, wurde ebenfalls verhaftet, doch bald wieder entlassen. Desgleichen eine Gräfin Kielmannsegge, deren ultra-welfischer auf Helgoland versteckter Gemahl den Oberbefehlshaber der deutschen Nordseeküsten, General Vogel v. Falkenstein, um ihre Loslassung bat. Der General erfüllte seinen Wunsch, weil man eine Frau nicht dafür strafen könne, daß sie die Gesinnungen ihres Mannes theile. Ihm selber aber rieth er, weit weg zu bleiben, wenn er nicht der deutschen Volksjustiz anheimfallen wollte. Nachträglich mußte noch der ultra-welfische vormalige Minister v. Münchhausen in sichere Haft genommen werden, deßgleichen Advokat Schnell und Doctor Eichholz, Herausgeber der hannöver'schen Landeszeitung. Auch in Schleswig räumte der alte General mit dem Unfug auf, den die bezahlten Dänenfreunde bisher unter dem Schutz der Preßfreiheit hier hatten treiben dürfen, und verwies zwei Zeitungsschreiber des Landes.

Frankreich hatte Deutschland zum Kriege herausgefordert, welcher kostspielige Rüstungen erforderte. Es wurde daher ein deutsches Bundeskriegsanlehen ausgeschrieben, bei dem sich so viele wohlhabende Vaterlandsfreunde betheiligten, daß schon im Anfang des August 80 Millionen Thaler (in Berlin allein 30) gezeichnet waren.

Noch während der kurzen Sitzung des norddeutschen Reichstags

langte die französische Kriegserklärung in Berlin an. Ihr wesentlicher Inhalt war: „Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gefunden, von Seiner Majestät dem Könige von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß eine solche Combination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen könnte. Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zusicherung zu ertheilen, und im Gegentheil dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität, wie für jede andere, die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umstände zu Rathe zu ziehen, so hat die kaiserliche Regierung in dieser Erklärung des Königs einen Frankreich ebenso wie das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen. Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden durch die den Cabinetten zugegangene Anzeige von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen. In Folge dessen rc." wird nunmehr der Krieg erklärt.

An demselben Tage vor sechzig Jahren am 19. Juli war die schöne Königin Louise, Mutter des Heldenkönig Wilhelm gestorben. Diese hohe Frau wurde in Preußen während der sieben Jahre des Unglücks seit 1806 als der gute Engel des Landes angesehen und in jedem Herzen war ein Echo für die Worte des Sängers:

Louise sey der Schutzgeist unserer Sache,
Louise sey das Losungswort der Rache.

Als die edle und vielgeprüfte Frau, aus Kummer über die Leiden des Vaterlandes und über die moralischen Mißhandlungen, welche ihr der große Napoleon persönlich in seinen Bulletins zufügte, noch in jungen Jahren starb, hinterließ sie die Worte: „Wenn gleich die

Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen, sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: Aber sie gab Kindern das Daseyn, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." Dieses prophetische Mutterwort ist nun an ihrem Sohne Wilhelm glänzend in Erfüllung gegangen.

Der König schrieb für das ganze Land vor dem Kriege einen Buß- und Bettag am 27. Juli aus.

In Paris trugen zwar die Chauvinisten eine lebhafte Kriegslust zur Schau, aber die warnenden Worte, die der alte Thiers gesprochen hatte, waren von den vernünftigen Leuten nicht überhört worden und die republikanische Partei sah, wenn der Kaiser im Kriege glücklich wäre, nichts anderes voraus, als eine neue Säbelherrschaft, den vollständigen Untergang der Freiheit in Frankreich und jenes liberalen Systems, welches Ollivier eben erst mit so vielem Pathos verkündet hatte. Am 22. Juli las man in der „Marseillaise" einen offenen Protest gegen den Krieg im Namen der Menschheit überhaupt und der Demokratie insbesondere, denn dieser Krieg sey ungerecht, den Interessen der Nationen verderblich, ein nur dynastischer Krieg.

Am folgenden Tage wurde die Proclamation des Kaisers an das französische Volk veröffentlicht, worin lügenhaft alle Schuld des Kriegs auf Preußen geschoben und Preußen als der große Störenfried Europas bezeichnet wurde, während dieser Störenfried doch niemand anders als Frankreich selbst war. „Preußen," heißt es darin, „dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeigt haben, hat unserem guten Willen, unserer Langmüthigkeit keinerlei Rechnung getragen. In die Bahn der gewaltsamen Eingriffe gestürzt, hat es alles Mißtrauen erweckt, überall zu übertriebenen Rüstungen genöthigt und aus Europa ein Lager

gemacht, in welchem Unsicherheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Ein letzter Zwischenfall hat den Unbestand der nationalen Beziehungen enthüllt und den ganzen Ernst der Sachlage gezeigt. Angesichts neuer Ansprüche Preußens ließen sich unsere Beschwerden vernehmen; sie wurden umgangen und es folgte ihnen ein geringschätziges Vorgehen. Unser Land hat darüber eine tiefe Erbitterung empfunden, und alsbald ertönte von einem Ende Frankreichs zum anderen ein Kriegsruf. Es erübrigt uns nichts mehr, als unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen Wünsche, auf daß die Völker, welche die große germanische Nationalität bilden, frei über ihre Geschicke verfügen. Was uns anbelangt, so fordern wir die Begründung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleiste und die Zukunft sichere. Wir wollen einen dauerhaften Frieden, begründet auf den wahren Interessen der Völker, erringen und einen prekären Zustand zum Aufhören bringen, in welchem alle Nationen ihre Hilfsquellen dazu verwenden, um eine gegen die andere zu waffnen. Das glorreiche Banner, welches wir noch einmal vor denjenigen entfalten, die uns herausfordern, ist dasselbe, welches die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution durch Europa trug."

Preußen antwortete auf die Kriegserklärung in einem Cirkular Bismarcks an die norddeutschen Gesandten vom 19. Juli, worin er die Lügen und Unterstellungen, als habe Preußen schon im vorigen Jahre über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern mit Frankreich unterhandelt und als sey diese Candidatur überhaupt von Preußen veranlaßt worden, zurückwies, desgleichen auch die Beschuldigung, die preußische Regierung habe die Mittheilungen Benedettis nicht entgegennehmen wollen. Benedetti habe sich nicht offiziell an die Regierung gewandt, sondern nur privatim den König belästigt. „Frankreich habe keinen Grund zum Kriege gehabt; die Gründe, die es anführe, seyen nur erfundene Vorwände. Der Norddeutsche Bund

und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestiren gegen den nicht provocirten Ueberfall deutschen Landes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren."

Die süddeutschen Regierungen protestirten in der That und blieben den Augustverträgen von 1866 treu, indem sie ihre ganze Kriegsmacht unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten und zwar zur großen Freude sämmtlicher süddeutschen Truppen, deren kriegerische und deutsche Gesinnung auch Bürger und Bauern fast überall theilten. Die badische Regierung hatte ihre patriotische Hingebung nie verleugnet. Dagegen erschien es noch zweifelhaft, ob Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt nicht den diplomatischen Einflüsterungen aus Paris und Wien Gehör geben und unter dem Vorwand, der in den Verträgen vorgesehene casus belli sey für sie noch nicht vorhanden, eine neutrale Stellung einnehmen würden. Das erwartete man in Paris und hoffte sogar, die süddeutschen Staaten würden aus der Neutralität bald zu einem Bündniß mit Frankreich übergehen.

Ohne Zweifel war Napoleon III. berechtigt zu glauben, er werde in Deutschland eine mächtige antipreußische Partei finden und nachdrücklich von ihr unterstützt werden. Die „Schwäbische Volkszeitung" bemerkte mit Recht: „Die Lage Deutschlands schien für Frankreich günstig. Im norddeutschen Bund selbst innere Gegner in Hannover und Frankfurt, in Bayern ein klerikales Abgeordnetenhaus, das in Verbindung mit den Demokraten alles that, um die Schutz- und Trutzbündnisse hinfällig zu machen und das Band mit Norddeutschland zu zerreißen; in Baden eine aufstrebende katholische Volkspartei, welche der Regierung mit aller Kraft auf dem von derselben betretenen deutschen Wege sich entgegenstemmte, in Württemberg eine Kammer, in welcher stets der unvernünftige Haß gegen Preußen, die knirschende Wuth gegen politische Nothwendigkeiten sich einen oft komischen Ausdruck verschaffte. Zu dem allem

kam eine Presse, welche in Bayern mit schamloser Offenheit den Bund mit Frankreich predigte. — In Württemberg stellte man es als eine Forderung des ächten Volksmanns hin, daß der norddeutsche Bund zertrümmert, die Verträge zerrissen, der — wie man mit Vorliebe betonte — auch Frankreich gegenüber im Prager Frieden garantirte Südbund zu Stande komme. Der ‚Beobachter‘ führte es aus, und eine Meute der kleinen Sünder im Lande heulte es nach, daß man Preußen durchaus nicht bedingungslos in einem Krieg mit Frankreich den Sieg zu wünschen habe, er nahm sich in endlosen Wahlartikeln des Mannes an, der zu sagen gewagt hatte: ‚Lieber französisch als preußisch!‘ Das ‚deutsche Volksblatt‘ brachte dieselben Anschauungen in ungeschickterem oder salbungsvollem Tone, und die Spalten der klerikalen Blättchen des Landes glänzten bald wieder von diesen Ergießungen. Die nationale, deutsch gesinnte Presse wurde von jedem Schurken als von Preußen bezahlt denunzirt. — Wenn die französischen Agenten die Zeitungsstimmen zusammenstellten, so gab das eine Harmonie des äußersten, leidenschaftlichsten Preußenhasses; wenn den Franzosen Auszüge aus dem ‚Beobachter‘ aus diesem direkt, oder durch die ‚Frankfurter Zeitung‘ im Blatt des Herrn Zengerle (französisch Seinguerlet vom ‚Temps‘) oder in den offiziellen Zeitungen geboten wurden, so war ganz Frankreich überzeugt, daß Württemberg unter den Allianzverträgen etwa wie Polen unter den Füßen Rußlands sich krümme; die 150,000 Unterschriften gegen das Kriegsdienstgesetz von 1868 wurden vom ‚Beobachter‘, und — wie wir uns selbst überzeugten — von allen französischen Zeitungen als ein Protest gegen die Bündnisse mit Norddeutschland, als ein Schmerzensschrei Süddeutschlands aufgefaßt.“

Indessen war das Volk in Süddeutschland (eben so wenig wie in Hannover und Kurhessen) nicht so sehnsüchtig nach französischer Hülfe, als es Napoleons Agenten in Deutschland, die ihm nur schmeicheln wollten, und als es die preußenfeindliche Presse der

Particularisten, Ultramontanen, Demokraten und Hietzinger glauben machten. Der Wind der Presse hatte nur Staub aufgewirbelt, die Erde drunter blieb fest. Es brauchte nur wenig Wochen, um in der ungeheuern Mehrheit der süddeutschen Bevölkerung denselben Nationalstolz zu wecken, wie in der norddeutschen. Doch bleibt den süddeutschen Regierungen ein großes Verdienst, vor allen der bayrischen, denn sie ging mit einem guten Beispiel voran.

König Ludwig II. von Bayern war mit den Jahren selbständiger geworden und Zeit und System des Ministeriums von der Pfordten lag hinter ihm. Kaum gab es in der gesammten deutschen Nation einen wärmeren Verehrer des Nibelungenliedes und unserer alten großen Vorzeit, deren Heldengestalten und deren getreue Herzen uns jenes wundervolle alte Lied vergegenwärtigt. Ihm scheint es klar gewesen zu seyn, daß Bayern nicht in die Grenzen einer Rheinbundsouveränetät eingeschlossen ist, sondern daß es nach allen Seiten gegen Deutschland offen liegt mit einem kerndeutschen Volke, das sich nicht abschließen darf von seinen edlen deutschen Bruderstämmen. Indem er sich im Juli 1870 aus freiem Willen warm an den König von Preußen anschloß, um Deutschland gegen den übermüthigen Anfall der Franzosen zu vertheidigen und seine tapfern bayrischen Krieger dem Oberbefehl des norddeutschen Bundeshauptes unterordnete, gab er dadurch kund, daß er deutsche Geschichte, deutsches Recht, deutsche Ehre besser verstand als viele seiner Zeitgenossen und daß er sich losgesagt hatte von der undeutschen Auffassung des sog. Vasallenthums.

Seitdem das alte deutsche Reich zerrüttet und der alte deutsche Geist durch die romanische Renaissance, die classischen Studien und das römische Recht verfälscht worden ist, versteht man unter einem Vasallen einen Schwächeren, der sich unter das Gebot eines Stärkern beugen muß, weil er nicht anders kann, wenn er auch anders wollte. Das ist der antike, heidnische Begriff eines Fürsten, der von einem mächtigern besiegt und ihm tributbar geworden ist. Das

ist aber nicht der richtige Begriff eines deutschen Lehnträgers oder Getreuen. Nach deutscher und christlicher Anschauungsweise existirt überhaupt kein selbständiger oder alleingebietender Herr oder Souverän auf Erden, sondern der höchste unter den Fürsten, der Kaiser selbst, verwaltet sein Amt nur im Namen Gottes, das Reich ist ihm von Gott nur anvertraut, nicht zum Eigenthum gegeben, sondern nur auf Lebenszeit verliehen unter der Bedingung, daß er es nach Gottes Gebot ehrlich und treu verwalte. Seinem Recht steht eine strenge Pflicht zur Seite und die Erfüllung der Pflicht allein gewährt ihm das Recht. Die Unterämter des Reichs und die Verwaltung der einzelnen Provinzen empfangen wieder die Reichsfürsten von ihm zu Lehen als seine Getreuen und ihr Recht ist begrenzt durch ihre Pflicht. Das ist der christlich germanische Grundbegriff des Fürstenthums, der Getreuen des Kaisers, wie dieser der Getreue Gottes ist.

Die altdeutsche Treue war eine doppelte, sie entsprang aber aus einer und derselben Quelle, aus der Mannhaftigkeit des freien und bewaffneten Mannes. Derselbe Mann gelobte Treue und Waffenbrüderschaft einerseits seinen Kampfgenossen, seinen Blutbrüdern, andererseits seinem Führer, Herzog oder König, und jeder empfing vom andern dasselbe Gelübde der Treue. Der Gehorsam war ein durchaus freiwilliger. Der Führer konnte kein Recht üben ohne zugleich eine Pflicht gegen die Untergebenen zu erfüllen.

Von dieser uralt germanischen und durch das Christenthum geheiligten Auffassung des Verhältnisses freier deutscher Männer unter einander ist die Neuzeit leider abgewichen, indem sie in ihrer sog. classischen Bildung das bessere deutsche Herkommen vergaß. Sie theilte die Männer in herrschende und gehorchende, ohne die erstern zu verpflichten und ohne den Gehorsam der letztern in freiwilliger Treue zu begründen. Daher überall das Markten um Rechte bei Versäumniß der Pflichten, starres Festhalten am eigenen, oft nur angemaßten Recht und Nichtachtung des Rechtes anderer, ein ewiges

Mißtrauen und Belauern, weil der genossenschaftliche Sinn und die Treue fehlten.

Wie nun der genossenschaftliche Sinn, die waffenbrüderliche Treue wunderbar auf den Schlachtfeldern wieder erwachen sollten und tapfere deutsche Bruderstämme, die man unsinnigerweise gegen einander gehetzt hat, einander sollten lieben und achten lernen, so erwachte auch die alte Treue in Fürstenherzen wieder und vor allen zuerst entsagte König Ludwig II. von Bayern jener undeutschen Voraussetzung eines blos berechtigten und nicht auch verpflichteten Fürstenthums, jenem Souveränetätenschwindel, der die Rheinbundszeit gebrandmarkt hat, und erkannte, das wahre deutsche Fürstenthum dürfe kein eigenlebiger Schmarozer auf der deutschen Eiche seyn, sondern nur ein fester naturwüchsiger Ast unzertrennlich vom Stamme.

Der bayrische Landtag wurde einberufen und Minister Graf Bray erklärte demselben am 18. Juli die Pflicht und die Nothwendigkeit, mit Norddeutschland Hand in Hand zu gehen. Die klerikale Kammermehrheit, der dies Ansinnen sehr zuwider war, wählte eine Commission, um über die von der Regierung geforderte Creditbewilligung von 27 Millionen zu berathen. Absichtlich zog diese Commission ihre Berathungen in die Länge. Da sammelte sich eine ungeheure Volksmenge vor dem Schloß, um dem König für seinen Entschluß, er wolle für Deutschland kämpfen, lauten und stürmischen Dank zu sagen. Der König grüßte, sichtbar gerührt, nach allen Seiten und die Stimmung war so erregt, daß Sigl, der Redakteur eines Schandblattes, welches sich ehrloser Weise „Vaterland“ nannte, sich selber in polizeilichen Gewahrsam stellte, um der Volkswuth zu entrinnen. Dieser Mensch hatte noch am 17. Juli in seinem Blatte drucken lassen: „Vor den siegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen hat, unsere Rache zu übernehmen, da ist der rechte Platz für Kain-Preußen, für die Brudermörder von 1866, aber nicht für uns, deren Brüder sie erschlagen, deren Söhne

sie niedergeschossen haben.“ — Auch in Nürnberg jubelte das Volk dem Entschluß des Königs zu.

Der bayrische Kriegsminister von Pranckh hielt am 19. Juli in der zweiten Kammer mit ungewöhnlichem Feuer eine durchschlagende Rede, womit er den Antrag der Klerikalen auf bewaffnete Neutralität zurückwies und entschiedenen Anschluß an Preußen verlangte. „Bayern, rief er, das tausendjährige Bayern, wird auch diese neueste Gefahr bestehen, wie so viele frühere, aber nicht getrennt von den andern (deutschen) Ländern, sonst sind wir verloren. Halten wir uns neutral, so werden wir das sehr gelegene, willkommene und ganz bereit stehende Object seyn, über das sich die beiden großen kriegführenden Mächte vereinbaren werden. Wir stehen im Vertrage mit Preußen. Ich gebe zu, daß die Bedingung des Vertrages, daß unsere Armee unter preußischem Commando stehen soll, uns schmerzhaft ist. Aber wenn wir wünschen, daß die deutschen Waffen siegen, so ist die erste Bedingung die Einheit des Commandos.“ Die Rede des Ministers drang mächtig durch. Die bewaffnete Neutralität wurde abgelehnt. Die Kammer erhob sich, um dem Kriegsminister den Dank für die schleunige Mobilisirung auszudrücken. Für die Kriegskosten wurden wenigstens 18 Millionen bewilligt, mit 101 gegen 47 Stimmen.

König Ludwig II. stellte seine Armee unter das Obercommando des Königs von Preußen und dieser verfügte, die bayrische, wie die übrigen Armeen der Südstaaten sollten, mit Preußen vereinigt, die dritte Hauptarmee bilden, und vom Kronprinzen von Preußen befehligt werden. Unter dem preußischen Thronfolger konnten sie darauf rechnen, daß gut für sie werde gesorgt werden und daß man sie ehren wolle. König Ludwig antwortete dem König Wilhelm: „Ihr Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche

Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns enden!"

Von Seiten der klerikalen Partei zeigte sich viel weniger Renitenz, als man von ihren frühern Prahlereien hätte erwarten sollen. Die Regierung confiscirte unnachsichtlich die frechen Zeitungen, die bisher die Franzosen herbeigewünscht und ihnen zugejauchzt hatten. Eben so energisch verfuhr sie gegenüber den Pfaffen, die ihr geistliches Amt zum Vaterlandsverrath mißbrauchten. Elf Reservisten wollten nicht mit Preußen gegen Frankreich fechten, weil es ihnen ihr Pfarrer bei ihrem Seelenheil verboten habe. Sie wurden sogleich festgenommen und jener unwürdige Pfaffe auch. Dagegen wurde aus Mainz gemeldet, ein Zug bayrischer Soldaten, der hier mit der Eisenbahn angekommen sey, habe den anwesenden Preußen zugejauchzt und beim Aussteigen lebhaft mit ihnen fraternisirt. Auch ging durch die bayrische Armee das Witzwort, sie müsse siegen, denn Christus sey unter ihr. Derjenige junge Bauer nämlich, der eben bei dem berühmten Oberammergauer Passionsspiel den Heiland vorgestellt hatte, war zu seinem Regiment einberufen worden. Der eben aus Rom zurückgekehrte Erzbischof von München erließ eine würdige Mahnung an seine Diöcesanen, nicht im Sinne des sog. bayrischen, sondern des deutschen Patriotismus.

In die bayrische Armee traten ein: Prinz Otto, Bruder des Königs; Prinz Luitpold, Onkel des Königs; die Prinzen Ludwig, Leopold und Arnulf, die Söhne des vorigen, und der Herzog Emanuel, der Bruder der Kaiserin von Oesterreich, aus der herzoglich bayrischen Familie. Desgleichen auch Prinz Friedrich v. Augustenburg.

An Württemberg war früher schon eine Anfrage aus Paris abgegangen, die in 41 Nummern recht inquisitionsmäßig über alles Auskunft verlangte, was Frankreich, wenn es Deutschland angreife, speziell in Württemberg förderlich oder hinderlich seyn könne? Das Aktenstück wurde in der Berliner Nationalzeitung vom 13. Juli abgedruckt. Ob dieselben umständlichen Fragen auch an die andern

süddeutschen Staaten gestellt worden sind, war nicht bekannt. Der König von Württemberg befand sich grade zu St. Moritz im Engadin, kehrte jedoch rasch zurück, während sein Varnbüler in Wildbad eine Unterredung mit dem russischen Minister Fürst Gortschakof hatte. Das Ergebniß war, daß auch Württemberg wie Bayern den Schutz- und Trutzverträgen getreu zum Norddeutschen Bunde halten zu wollen erklärte, daß beide Staaten die ihnen von Frankreich zugemuthete Neutralität ablehnten und schnell ihre Armeen mobilisirten. In Anerkennung dieser Treue ernannte der Kriegsherr des norddeutschen Bundes seinen Sohn den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, den ruhmgekrönten Sieger von Königgrätz, zum Oberbefehlshaber der süddeutschen Armee, mit der sich noch ein beträchtliches preußisches Corps vereinigen sollte.

Die württembergische Kammer bewilligte am 21. Juli alles, was die Regierung zur Kriegsausrüstung forderte, mit allen gegen eine einzige Stimme. Der Dank wurde dem König noch an demselben Nachmittage von einer großen Volksmenge durch Gesang und Hochrufen dargebracht.

Auch Hessen-Darmstadt war zu klein und lag der preußischen Operationsbasis zu nahe, als daß der Minister v. Dalwigk, gegen dessen bisherige Politik sich anklagende Stimmen erhoben, der großen patriotischen Strömung hätte widerstehen können. Er suchte zwar auf Antrieb des französischen Gesandten eine patriotische Demonstration zu hintertreiben, aber ein in Berlin aufgehobener Finger schreckte ihn zurück. Doch schrieb man aus Darmstadt noch am 31. Juli, die Mainzer Zeitung sey wegen eines Artikels, der die ultramontanen Franzosenfreunde in Deutschland brandmarkte, in Untersuchung gezogen und in Erbach sey das Plakat der Norddeutschen Thronrede auf obrigkeitlichen Befehl abgerissen worden. Prinz Ludwig von Hessen übernahm den Oberbefehl über die Darmstädter Division.

Das Großherzogthum Baden hatte längst auf der patriotischen Seite gestanden und durfte sich freuen, daß alle Deutschen hinter

ihm seine Treue jetzt anerkannten. Der Großherzog und sein Schwiegervater, der König von Preußen, wechselten patriotische Telegramme.

Sachsen hielt sich wacker. Der Kronprinz ging nach Berlin, die ganze sächsische Armee wurde mobil gemacht. In Leipzig bedrohte der Zorn des Volks den Redakteur der Sächsischen Zeitung, Obermüller, der den ehrlosesten Vaterlandsverrath offen predigte, und die Polizei nahm ihn in Gewahrsam. Den Oberbefehl über das sächsische Armeecorps übernahm der Kronprinz Albrecht, auch Prinz Georg von Sachsen ging zur Armee.

Dem Kronprinzen von Preußen war ein Töchterlein geboren worden, dem die Könige von Bayern und Württemberg und der Großherzog von Baden zu Pathen standen. Gleich darauf, am 27. Juli, bereiste der Kronprinz die süddeutschen Höfe, um den Fürsten für ihre Treue zu danken und den Oberbefehl über ihre Truppen zu übernehmen. Der König von Preußen konnte seine süddeutschen Bundesgenossen nicht liebenswürdiger behandeln, als indem er die Ehre seines Sohnes mit der ihrigen verknüpfte. Auch wurde der Kronprinz in München, Stuttgart, Carlsruhe und Darmstadt mit lautem Jubel empfangen. Große Freude war bei den Truppen, die da wohl wußten, daß sie einem ruhmvollern Feldzug entgegengingen als 1866. Freude belebte auch die Bevölkerungen. Die Preußenfresser waren verstummt, der künstlich eingeimpfte Stammeshaß in opferfreudiges Nationalgefühl umgewandelt. Man gründete Sanitätsvereine, richtete zahlreiche Lazarethe ein und Tausende von jungen Freiwilligen drängten sich zu den Fahnen.

Am 1. August verließ König Wilhelm von Preußen Berlin unter dem Jubelruf und den Segenswünschen der Bevölkerung, um der Armee zu folgen, ertheilte eine Amnestie für alle politischen Verbrechen und setzte das eiserne Kreuz als Kriegsehrenzeichen wieder ein, wie 1813.

Das französische Volk nahm die Kriegserklärung nicht mit der Ruhe und allgemeinen Zustimmung auf, wie es einer großen Nation

geziemt, wenn sie vernünftig regiert wird und sich im Rechte befindet. Daß die französische Regierung sich diesmal nicht im Recht befand, bewies das übertriebene, größtentheils erkünstelte Echauffement der Chauvinisten, das Kriegsgeschrei eines bezahlten, in den Straßen von Paris herumlungernden Pöbels und auf der andern Seite der Tadel und die tiefe Mißstimmung aller Besonnenen, und solcher, die etwas zu verlieren hatten. Fast aus allen Departements berichteten die Präfecten, das Volk wünsche die Erhaltung des Friedens. Chaudordy, welcher später bei der republikanischen Regierung in Tours das auswärtige Amt vertrat, zählt in seinem Umlaufschreiben, mit welchem er die Unschuld des französischen Volkes an dem Kriege darthun wollte, nicht weniger als 89 gegen 11 Präfecten auf, die nach Paris berichtet haben, die Bevölkerung wünsche den Krieg nicht. „Der erste Eindruck,“ so schreibt ein Präfect, „war der des Erstaunens und der Ueberraschung.“ Andere schrieben: „Der Krieg wird für ein solches Uebel gehalten, daß man nicht daran glauben will. — Der heiße Wunsch, den Frieden zu erhalten, gibt sich von allen Seiten kund. — Ich glaube, daß man im Grunde den Krieg befürchtet. — Niemand wünscht den Krieg. — Dieses Land wird den Krieg nur mit Widerwillen annehmen. — Die Bevölkerung will sicherlich nicht den Krieg ꝛc.“

Unter den später von Napoleon zurückgelassenen Papieren fand man auch die Berichte der damaligen Präfecten, aus denen wir noch Einiges mittheilen: Der Präfect des Aisne-Departements meint, die Landbevölkerung sey durch die Vorbereitungen der Ernte völlig in Anspruch genommen. Sie würde sich nur sehr langsam mit einem so ernsten Zwischenfalle befreunden; allein so groß auch ihre Friedensliebe seyn möge, so würde sie doch aus Patriotismus der allgemeinen Strömung folgen. Der Präfect der Aube drückt sich mit hochdiplomatischer Vorsicht aus: „Man wünscht den Krieg nicht und fürchtet ihn auch nicht.“ Noch zurückhaltender ist der Präfect der Hochalpen: „Die Bevölkerung wird ihre Gesinnung, erst wenn von oben herab ein entscheidender Entschluß erfolgt ist, kundgeben.“

Der von Doubs spendet Worte des ehrerbietigen Rathes. Man möge, wenn man die Nation hinter sich haben wolle, rasch vorgehen und ihr keine Zeit zum Nachdenken lassen. Die nationale Empfindlichkeit erwache schnell, wie dieß 1867 die Luxemburger Frage gezeigt, allein sehr bald trete, zumal durch Unschlüssigkeit und diplomatische Verschleppung, eine friedliche Reaktion ein.

Der Präfect der Creuse meint schüchtern, das Land werde wohl nicht in diese äußerste Lage gebracht werden; der von der Nièvre umgeht den Kern der Frage, indem er erklärt, das flache Land sey jetzt ausschließlich durch die anhaltende Dürre in Anspruch genommen. Dagegen läßt sich der Präfect der unteren Loire vernehmen: „Da die von dem Kabinete angenommene Haltung als das sicherste Mittel erscheint, zu einer friedlichen Lösung des spanisch-preußischen Konfliktes zu gelangen, so stimmt die öffentliche Meinung rückhaltslos den kategorischen Erklärungen des Ministers des Auswärtigen bei.“ Der brave Präfect stürzt sich also aus reiner Friedensliebe in den Krieg. Der Präfect des Var (Heimat des leichtherzigen E. Ollivier) kann jedoch nicht behaupten, daß in seinem Departement der Krieg populär sey. Allein allbeherrschend sey das Vertrauen in den Kaiser und dessen Regierung; man sey fest entschlossen, überallhin nachzufolgen, wohin der Kaiser das Land führen werde. Der Präfect der Arriège findet, daß diese plötzlich in die tiefe Ruhe hineinfallende Nachricht eine lebhafte Bewegung hervorbringe. Man wünsche, daß alles mögliche zur Aufrechterhaltung des Friedens gethan werde. Der Präfect der Ardèche besitzt sogar den Muth, zu verkünden, der Krieg erscheine allen als eine Landplage gleich der Trauben- und Seidenwürmerkrankheit und der Dürre. In der Somme meint der Präfect, man bedürfe des Friedens, in der Orne will man den Frieden, in der Oise hofft man auf Fortdauer des Friedens. Aus der Moselle, die so schwer vom Kriege heimgesucht wird, berichtet der Präfect, die Bevölkerung sey gegen den Krieg und für den Frieden. Noch weiter geht der von Vauc-

luse: „Man befürchtet den Krieg und besorgt, der Kaiser möge sich zu leicht fortreißen lassen.“ Am glänzendsten zieht sich aber der Präfect des Nord-Departements aus dem Dilemma; er sagt: „Der Kaiser und seine Regierung können thun, was sie wollen. Durch alle seine Interessen ist das Departement für den Frieden, allein wenn es seyn muß, wenn die Ehre und die Sicherheit des Landes es verlangen, so ergibt es sich in den Krieg.“

Sobald der Krieg erklärt war, sanken alle Fonds, stockten Handel und Gewerbe, die großen Fabriken entließen ihre zahlreichen Arbeiter, die nun brodlos umherirrten und, da sie größtentheils der republikanischen Partei angehörten, der kaiserlichen Regierung fluchten. Ein großer Aufstand der Arbeiter in Lyon konnte am 20. und 21. Juli nur mit Gewalt gedämpft werden. Die Arbeiter riefen: Es lebe der Frieden, es lebe Preußen! In Paris selbst führten die Arbeiter eine ähnliche Sprache und warfen die Parole aus: „Wir kennen keine Landesgrenzen.“ D. h.: Wir verdammen den nationalen Ehrgeiz und Uebermuth, der um bloßer Erweiterung der Grenzen willen verheerende Kriege beginnt. Alle Menschen sollen Brüder seyn und in Frieden von ihrer Arbeit leben! Als Herr von Werther, der preußische Gesandte, Paris verlassen mußte, wurde die Nacht vorher sein Hotel von bestelltem Pöbel insultirt, bei seiner Abreise aber umstand ihn das Volk mit entblößtem Haupte. Am meisten widersprach dem Gebrüll des bezahlten Pöbels die Haltung der Pariser mobilen Nationalgarde. Als die ersten Bataillone derselben nämlich von Paris fortgeschafft wurden, um an den Rhein zu gehen, riefen sie ungescheut: Es lebe die Republik! Nieder mit Ollivier! Nach Cayenne mit den Ministern! Dadurch sah sich der Kaiser genöthigt, die übrigen Bataillone, welche hätten nachfolgen sollen, zurückzulassen.

Napoleon selbst war zum Kriege fest entschlossen, wenn er auch ein glückliches Ende desselben nicht voraussah. Man glaubte, er habe wohl gewußt, daß den Franzosen jede Friedensregierung am Ende langweilig wird; er habe fürchten müssen, durch eine Revolution

verjagt zu werden, wie Karl X. und wie Ludwig Philipp. Als Napoleonide habe er die lächerliche Rolle eines gleichsam im Schlafrock fortgejagten Greises nicht spielen wollen, sondern sich auf's Pferd gesetzt und das Schwert gezogen, um entweder durch einen glänzenden Sieg und neuen Ruhm seine Dynastie zu befestigen, oder wenigstens wie ein Held zu fallen. Deswegen ist, was er einem englischen Vermittler gesagt haben soll, durchaus nicht unwahrscheinlich. „Ich will den Krieg!" soll der Kaiser geäußert haben. „Vor meinem Tode will ich den Wunsch meines ganzen Lebens in Erfüllung bringen und die Rheinlande an Frankreich annektiren." Man glaubte auch, die Kaiserin Eugenie habe ihn zu seiner kriegerischen Aufwallung gereizt. Im Salon der Fürstin Metternich, der fanatisch antipreußischen Gemahlin des österreichischen Gesandten in Paris, soll, wie die Kreuzzeitung berichtet, Eugenie in so heftige Reden ausgebrochen seyn, daß der Kaiser selbst sie durch einen Wink zum Stillschweigen bringen mußte. Bei einer andern Dame dann soll Eugenie in Thränen zerflossen seyn, weil ihr junger Sohn mit in's Lager müsse, und als der Kaiser sie beruhigen wollte, soll die Dame so — südländisch geworden seyn, daß ein allgemeines verlegenes Schweigen erfolgte. Uebrigens begab sich die Kaiserin nach Cherbourg, um die nach der Nord- und Ostsee bestimmte französische Kriegsflotte einzuweihen, und benahm sich hier als Heroine des Chauvinismus.

Man brachte damals eine merkwürdige Prophezeihung des berühmten Nostradamus in Erinnerung. In der zu London im Jahre 1672 erschienenen Ausgabe der „Prophéties de Nostradamus" lautet die dreißigste Prophezeihung der zehnten Centurie in der ursprünglichen alterthümlichen Schreibweise:

Nepveu et sang du St. nouveau venu
Par le surnom soustient arcs et couvert.
Seront chassez mis a mort chassez nu
En rouge et noir convertiront leur vert.

„Der Neffe und das Blut des neugekommenen Heiligen (des

ersten Napoleon) stützt durch den Namen Bogen und Decke (des Gebäudes). Sie werden verjagt, todtgemacht, nackt verjagt werden. In Roth und Schwarz werden sie ihr Grün verwandeln."

Während der größte Theil des französischen Volks die Erhaltung des Friedens wünschte und dem Ausgang eines so muthwillig begonnenen ungerechten Krieges mit Sorgen entgegen sah, bewies die Kriegspartei durch ihre erkünstelte Hitze und lächerliche Prahlerei, wie faul ihre Sache war und wie sie durch Schreien und Lügen den Mangel an wahrer Kraft und Sicherheit zu bemänteln suchte. Da redete man wieder, der Krieg werde ein leichtes Spiel seyn. Es handele sich für die Herrn Offiziere nur um eine Promenade nach Berlin. Ein reicher Franzose wettete 200,000 Franken gegen 100,000, die Franzosen würden schon am 15. August siegreich in Berlin eingezogen seyn. Ein Berliner nahm die Wette auf und erließ dem Pariser auch noch die allzu kurze Frist, indem er die 100,000 Franken auch dann noch zahlen wollte, wenn die Franzosen erst am 31. August in Berlin einzögen. Man verbreitete absichtlich in Frankreich das Gerücht, Napoleon III. habe gesagt, er werde den Frieden erst in Königsberg dictiren. Die „Liberté" entwarf für das französische Publikum den Kriegsplan, wonach der französische Kaiser zuerst Süddeutschland aufrollen, alsdann Hannover befreien, drittens Preußen zum Frieden zwingen und im Frieden Deutschland neu gestalten sollte. Preußen wie Oesterreich sollten dem künftigen Deutschland nicht mehr angehören dürfen. Dieses Programm entsprach ziemlich genau der offiziellen Erklärung der französischen Regierung, worin ausdrücklich zwei Punkte hervorgehoben waren, einmal daß Deutschland, nachdem es vom Joche Bismarcks befreit seyn würde, seine Selbstbestimmung behalten und zweitens, daß Frankreich gegen künftige Anmaßungen von Preußen aus Sicherheit erhalten solle. Das hieß mit andern Worten nichts anderes als, der Neffe wollte den Onkel nachahmen und den alten Rheinbund in seiner ganzen Ausdehnung wieder herstellen.

Man ließ auch das französische Volk in der Meinung, nicht nur die Süddeutschen seyen ganz gegen ihren Willen von Preußen gepreßt, sondern auch in den von Preußen annektirten Ländern sey ein allgemeiner Aufstand im Werk. Die französischen Blätter wimmelten von Lügen, Aachen, Köln, Frankfurt seyen im Aufstande, in Hannover erwarte man die Franzosen mit offenen Armen. Auch im deutschen Elsaß organisirte die Regierung einen Adressensturm. Die Elsäßer mußten darin heilig betheuern, sie seyen niemals Deutsche, sondern immer nur Franzosen gewesen.

Drittes Buch.

Verhalten der Mächte beim Ausbruch des Kriegs.

Die europäischen Mächte, welche dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland nur zusahen, wünschten in ziemlicher Uebereinstimmung, denselben zu lokalisiren und zugleich das sog. europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, so daß, welcher der beiden kriegführenden Staaten auch die Oberhand behalten würde, doch keinem eine Gebietsvergrößerung erlaubt seyn sollte.

Oesterreich war der erklärteste Feind Preußens und würde sich am liebsten mit Frankreich alliirt haben, wenn es nicht durch Ungarn genirt gewesen wäre, welches den Racheplänen für Königgrätz abhold war und Oesterreichs Verlegenheiten nur ausnutzte, um das ungarische Reich möglichst selbständig zu machen. Auch mußte Oesterreich fürchten, wenn es Frankreich beistehen würde, von Rußland angegriffen zu werden. Endlich waren die Deutschösterreicher national gesinnt und wünschten nicht den französischen, sondern den deutschen Waffen den Sieg. Oesterreich mußte also neutral bleiben und Beust vermochte nichts weiter, als auf diplomatischem Wege die übrigen neutralen Mächte so viel als möglich für Frankreich und gegen Preußen zu stimmen.

Rußlands natürliche Politik war, es zu keiner Wiederholung französischer Eroberungen, wie unter Napoleon I. kommen zu lassen.

Besonders würde eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich die Polen zu neuen Revolutionsversuchen veranlaßt haben. Also mußte Rußland diesmal mehr auf der Seite Deutschlands als Frankreichs stehen. Andererseits war aber Rußland Vorfechter des Panslavismus geworden und konnte daher dem Pangermanismus keine allzugroßen Erfolge wünschen.

Italien, welchem Frankreich Savoyen und Nizza entrissen hatte, mußte alles daran liegen, diese Länder wieder zu bekommen und sich von der drückenden und beschimpfenden Bevormundung des Kaisers Napoleon loszureißen. Die Regierung Victor Emanuels aber fürchtete sich vor der republikanischen Partei, hoffte also immer noch, sich allein mit Hülfe Napoleons behaupten zu können, und auch Ministerium und Consorteria von Florenz hatten sich bei der bisherigen lüderlichen Administration so wohl befunden und so vielen Privatvortheil genossen, daß sie es gerne beim Alten ließen. Gelüstete auch dem Florentiner Hofe sehr nach dem Besitz von Rom, so durfte er doch, so lange Frankreich noch mächtig dastand, nichts gegen Rom unternehmen.

England war jeder neuen Vergrößerung Frankreichs entgegen, hauptsächlich aus Rücksicht auf Belgien, welches nicht zum zweitenmal in den Besitz Frankreichs kommen sollte. Es würde aber auch eine Vergrößerung Preußens nicht gern gesehen haben.

Unter diesen Umständen läßt sich leicht erklären, warum Oesterreich die übrigen Mächte nicht überreden konnte, sich zu einer Intervention zu vereinigen. Sie gaben nur zu, daß der Krieg lokalisirt bleibe, d. h. von Deutschland und Frankreich allein geführt werden, daß die übrigen Mächte sich neutral verhalten und daß keine einseitig ohne Einverständniß mit den andern handeln solle. Den österreichischen Vorschlag aber, „materielle Mittel bereit zu halten, um ihren Stimmen Nachdruck zu geben,“ fand das englische Cabinet „zu positiv“. Es kam also nur zu einer sog. Neutralitätsliga. Oesterreich hätte gern losgeschlagen. Die kriegslustige Partei am

Wiener Hofe, besonders die klerikalen und aristokratischen Elemente, konnten kaum die Kriegserklärung gegen Preußen erwarten. Die Hitzigsten wollten sogar Frankreich vorangehen. Man zettelte mit Visconti Venosta, dem auswärtigen Minister Italiens, Intriguen an, die zu einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien führen sollten. Auch das famose Memorial, welches kurz vorher Rieger im Namen der Czechen dem Kaiser der Franzosen zugeschickt hatte, und die demonstrative Rede des Fürsten Czartorisky, der schon eine Wiederherstellung Polens von Galizien aus für möglich hielt, gehörten zu den Vorbereitungen zum Kriege. Man rüstete sogar schon, fing die Ennslinie und den Böhmerwald zu befestigen an, errichtete Schanzen bei Krakau und Eperies, sammelte Truppen in Böhmen und Mähren, wollte die Tiroler Grenze besetzen, während Franzosen vom Oberrhein her sich vielleicht mit dieser österreichischen Vorhut hätten vereinigen sollen, kaufte Pferde auf (von denen im September viele wieder verkauft wurden) 2c. Aber die Zurückhaltung Englands und Italiens und bald darauf die Schlacht von Wörth ließen alle diese Veranstaltungen zu keiner vollen Entwicklung kommen. Dem blinden Exkönig von Hannover, der aus Hietzing nach Gmunden übersiedelt war, wurde von Wien aus verboten, Oesterreich ferner durch chauvinistische Agitationen zu compromittiren.

Die Anfangs von Beust vorgeschlagene Tripelallianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien scheiterte nicht blos an dem Widerstand Englands, sondern auch an der Angst, welche die Franzosenfreunde in Wien und Florenz erfaßte, als gleich im Anfang des Krieges das Glück den französischen Waffen den Rücken kehrte. Soviel man von jener projectirten Tripelallianz erfahren konnte, sollte Italien Südtirol und Triest bekommen und Oesterreich dafür durch das preußische Schlesien entschädigt werden. Auf die Neutralität Oesterreichs übte begreiflicherweise auch Ungarn Einfluß. Ungarn wollte für Oesterreich keine neue Gefahr laufen, noch Opfer

bringen. Graf Andrassy erklärte am 28. Juli im ungarischen Reichstag, die Regierung hege keine Absicht, die Zeitumstände benutzen zu wollen, um zum Stande der Dinge vor 1866 zurückzukehren, weil das der Monarchie keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringen würde.

Die Volksstimmung in Deutschösterreich war für Deutschland, denn die armen Deutschen im Kaiserstaate hatten endlich Erfahrung genug gemacht, um sich des Unrechts bewußt zu werden, welches die undeutsche Politik der Regierung an ihnen begangen hatte, und wo alles für seine Nationalität schwärmte, der Italiener, der Ungar, der Czeche, der Pole, da mußte auch endlich der Deutsche an die seinige erinnert werden. Eine Volksversammlung in Klagenfurt äußerte ihre Entrüstung über den Raubanfall Frankreichs und erklärte, ein Zusammengehen Oesterreichs mit Frankreich wäre ein Verrath am deutschen Volk und ein unermeßliches Unglück Oesterreichs. Auch der politische Verein der Deutsch-Böhmen in Pilsen bezeugte seine Sympathien für das Zusammenstehen aller Deutschen. Der Nationalverein in Graz wünschte den deutschen Waffen Glück und ein Weinhändler daselbst schickte den deutschen Armeen neunzig Eimer guten Wein. Auch österreichische Offiziere wollten in Preußen Dienste nehmen und Studenten wollten in Masse diesem Beispiel folgen, wurden aber von der preußischen Gesandschaft erinnert, daß das ein ungesetzlicher Schritt wäre.

Sehr auffallend war das übereinstimmende Verhalten Frankreichs und Oesterreichs gegenüber von Rom und zwar ganz im Geist der beabsichtigten Tripelallianz mit Italien. Nachdem man erwartet hatte, beide katholische Großmächte würden vom Ergebniß des Concils einen Gebrauch machen und durch den infalliblen Papst den katholischen Bevölkerungen in ganz Europa einen Impuls geben lassen, der ihnen im Kampf gegen den gemeinschaftlichen norddeutschen und protestantischen Feind hätte von Nutzen seyn können, sah man diese weltlichen Großmächte plötzlich die bereits so sorg-

fältig zugerichtete geistliche Waffe gleichsam verächtlich wegwerfen. Denn Frankreich zog seine Truppen aus Rom zurück und überließ den Papst dem mehr als zweideutigen Schutz Victor Emanuels, während Oesterreich in denselben Tagen (am 31. Juli) das Concordat für aufgehoben erklärte, also auch seinerseits den Papst im Stiche ließ. Beides läßt sich nur aus dem Interesse erkären, welches beide Staaten hatten, sich der bewaffneten Allianz des Königs von Italien zu versichern, die ihnen im Kriege werthvoller erschien, als päpstliche Bullen. Wir müssen aber Akt davon nehmen, daß Frankreich und Oesterreich sich dadurch mit der ihnen einst so nützlichen Politik des Tridentinums in Widerspruch setzten.

Vom König von Italien konnte man überzeugt seyn, er werde als Vasall Frankreichs handeln, so lange Frankreich selbst mächtig und siegreich bleiben würde, und daß er auch unter so vortheilhaften Bedingungen, wie sie ihm waren angeboten worden, gern die Tripelallianz mit Frankreich und Oesterreich eingegangen wäre. Aber die Vorsicht gebot ihm, den Gang des Krieges abzuwarten und dann erst nach Umständen zu handeln. Er hatte die Nationalpartei Garibaldis und den republikanischen Anhang Mazzinis zu fürchten, die den französischen Kaiser auf's tiefste haßten, und er hatte, wenn Frankreich unterlag, den Wiedergewinn von Savoyen und Nizza zu hoffen. Indem er unentschieden blieb und zauderte, steigerte er zugleich den Preis, den ihm Frankreich und Oesterreich für seine Allianz anboten, und erreichte dadurch wirklich, daß jene Mächte ihm Rom so gut wie preisgaben. Im italienischen Ministerium trat unter so verschiedenen widerstreitenden Ansprüchen eine Spaltung ein, die dem System des Zauderns und Abwartens von Seiten des Königs förderlich war. Visconti Venosta, der Minister des Auswärtigen, stand ganz auf französischer Seite, wurde aber von den Ministern Lanza und Sella zurückgehalten und in seinem Eifer gemäßigt.

Die Volksstimmung in Italien war für Preußen, denn nur

Preußen verdankten die Italiener den Wiedergewinn Venedigs. Bitter schmerzte sie der Verlust Savoyens und Nizzas, welches sie nie oder nur mit Hülfe Deutschlands zurückbekommen konnten. Die hochmüthige Vormundschaft Frankreichs beleidigte ihren Stolz und im Septembervertrag sahen sie das einzige Hinderniß, durch welches ihnen Rom vorenthalten wurde. Sobald der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland drohte, war das italienische Volk allarmirt. In der Hauptstadt Florenz selbst sammelte sich am 16. Juli eine große Volksmenge und rief: Nieder mit Frankreich, hoch lebe Preußen! Aehnliche Demonstrationen erfolgten in Mailand, Turin, Genua, Palermo und andern Städten.

Inzwischen hatte sich das Concil in Rom vertagt und der Papst, der von Frankreich und Oesterreich etwas ganz Anderes erwartet hatte, war aufgegeben. Napolean III. gab ihn schon im Beginn des Krieges auf, um sich dadurch die Allianz mit Italien zu erkaufen. Schon am 19. Juli schloß er mit Victor Emanuel einen Vertrag ab, worin er sich verpflichtete, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen, wogegen Victor Emanuel den Schutz des Papstes übernehmen sollte. Auch hieß es, das Königreich Italien solle dem Kaiser der Franzosen 100,000 oder wenigstens 50,000 Mann zu Hülfe schicken. Die französischen Truppen zogen unter General Dumont in den letzten Tagen des Juli aus Rom, Viterbo und Civita Vecchia ab. Gleichzeitig verließen auch die Deutschen und Franzosen, die im päpstlichen Heere dienten, die ewige Stadt, um ihrem resp. Vaterlande zu dienen und der arme Papst sah sich auf einmal blosgestellt. Es schien gewissermaßen, als hätte ihn das Schicksal auf die Probe stellen wollen. War er infallibel, so mußte er ja wohl auch die Macht besitzen, sich allein und ohne französischen Schutz zu helfen.

Napoleon III. vergaß alle seine frühere Vorsicht, indem er Rom im Stiche ließ. Die paar Tausend Mann, die er unter Dumont in Rom stehen hatte, konnten seinen Armeen in Frankreich keine er=

hebliche Verstärkung bringen, während sie ihm, wenn er sie in Rom ließ, die Sympathien der Katholiken in Frankreich erhielten. Wenn es auch wahr ist, daß ihn der Päpst doch nicht vor den Niederlagen im Kriege hätte schützen können, so mußte er doch darauf bedacht seyn, die katholischen Sympathien seinem jungen Sohn, überhaupt seiner Dynastie zu hinterlassen. Früher oder später konnten solche Sympathien selbst der gestürzten Dynastie wieder aufhelfen. Die Folgen der Zurückziehung der französischen Truppen aus Rom zeigten sich bald in einer tiefen Verstimmung des katholischen Landvolks in Frankreich gegen den Bonapartismus. Das nämliche Landvolk, welchem der Kaiser das Plebiscit verdankt hatte, wurde jetzt von den Geistlichen gegen alle Anhänger des besiegten Kaisers gehetzt. Auch Oesterreich handelte der uralten Politik des Hauses Habsburg zuwider, sofern es das Concordat aufgab und damit das Beispiel Frankreichs befolgte. Ohne Zweifel hätte es diesem altkatholischen Staate eher geziemt, die Schutzherrschaft über Rom, die ihm Frankreich entrissen hatte und die Frankreich jetzt wieder aufgab, zurückzunehmen. Da indeß Napoleon III. sich mit Oesterreich nicht eher in ein förmliches Bündniß einlassen wollte, bis Italien der dritte im Bunde seyn würde, dessen Armee den beiden katholischen Kaisern mehr nützen konnte, als der ohnmächtige Papst, so erklärt sich daraus, warum man auf den letztern wenigstens zunächst so wenig Rücksicht nahm. Später hätte man es wohl wieder gut gemacht.

Auch Italien hätte besser gethan, sich mit dem Papst zu verständigen. Wäre das früher geschehen, so würde wahrscheinlich der extreme Unsinn auf dem Concil vermieden worden seyn. Mit dem Papstthum gibt Italien ein Besitzthum auf, um welches es länger als ein Jahrtausend immer nur beneidet wurde. Wenn der Papst nicht mehr in Rom ist, wird es aussehen wie die leere Einfassung, welche zurückbleibt, wenn der Edelstein ausgebrochen ist. Ueberdem setzt sich Italien in Widerspruch mit seiner Nationalpolitik, wenn es

den Papst aufgibt, denn der Papst war immer nur der concentrirteste romanische Racentypus, erst Italiener, Erbe der alten Römer, und dann erst Christ und Katholik. Die ganze welsche Race des Südens hatte nie einen bessern Vorkämpfer gegen den Germanismus als den Papst. Die in Florenz erscheinende „Opinione", das Organ der durch Dick und Dünn mit Frankreich gehenden Hofpartei, ließ das Gespenst des alten deutschen Kaiserthums, welches in Preußen verjüngt werden solle, vor dem italienischen Publikum aufsteigen und mit allen Schrecken ghibellinischer Ansprüche drohen. Wäre es ihr damit ernst gewesen, so hätte sie sich doch besinnen müssen, daß die alten Guelfen, welche den germanischen Ghibellinen von Italien aus so langen und kräftigen Widerstand leisteten, eben alle nur Anhänger des Papstes waren und ohne den Papst nichts vermocht hätten.

Man kann sich kaum etwas Perfideres denken, als diese italienische Regierungspresse. Die „Italie" z. B. meldete im Beginn des Krieges, als die Franzosen noch keine Niederlage erlitten hatten und noch eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich in Aussicht stand, die Oesterreicher sammelten Truppen in Vorarlberg (wahrscheinlich, um sich mit den vom Oberrhein her erwarteten Franzosen zu vereinigen). Nachdem aber die Franzosen von der deutschen Südarmee geschlagen worden waren, drückte dieselbe italienische Zeitung die Besorgniß aus, Oesterreich könne in Tirol wohl gegen Italien rüsten.

Man darf nicht unbeachtet lassen, daß der Herzog von Gramont, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, derselbe Mann war, der vor zehn Jahren mit gleichem Hohn die Sache des Papstes im Stich gelassen und den unglücklichen General Lamoricière verrathen hatte. Die Gründe, aus welchen Napoleon III. den Papst bei Seite schob, sind nicht hinlänglich ermittelt. Sie lagen wohl in dem Plan einer Allianz Frankreichs nicht nur mit Italien, sondern auch mit Oesterreich. Im Anfang des August fand zwischen den Höfen von Wien, Florenz und Paris

ebhafter Verkehr statt. Von Wien kam Graf Vitzthum (ein Sachse, Verfasser einer fanatisch antipreußischen Schrift über den siebenjährigen Krieg, daher mit dem Grafen Beust nach Wien übergesiedelt) nach Florenz und sollte sodann nach Paris abgehen. Von Florenz kam Graf Arese nach Wien. Eine höchst seltsame Correspondenz der A. A. Z. wollte wissen, Oesterreich könne sich möglicherweise entschließen, sich im Kampf des Germanismus gegen den Romanismus an den erstern anzuschließen und „Deutschland am Mincio zu vertheidigen.“ Damit sollte wohl Italien eingeschüchtert und in die Tripelallianz hineingeschreckt werden. Eben so abenteuerlich und eben so arglistig nur auf die Bethörung der Italiener berechnet war die andere Meinung, welche die Lügenpresse verbreitete, nämlich: Der König von Preußen nehme den Papst in seinen Schutz und habe dem König von Italien bereits mit einer Kriegserklärung gedroht, falls er die römische Grenze überschritte. Alle diese Lügen wurden im schwärzesten Preußenhaß ersonnen und förmlich fabrikmäßig geschmiedet.

Noch ist zu bemerken, daß General Cialdini, der sich so eifrig um ein Bündniß Victor Emanuels mit Napoleon III. bemühte, über die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern grenzenlos erbittert war, weil er früher als außerordentlicher Botschafter Victor Emanuels nach Madrid entsandt, sich geschmeichelt hatte, als Mentor des damals zum Kronkandidaten vorgeschlagenen Prinzen aus dem Hause Savoyen künftig Spanien regieren zu können. Derselbe Cialdini hatte im Einverständniß mit Gramont den edlen Lamoricière verrathen und war dafür vom französischen Marschall Pelissier in einem offenen Briefe, wie man einen Hund wegstößt, mit „dem Absatz seines Stiefels“ im Namen von ganz Frankreich bedroht worden. Welche Stirn, sich nun doch diesem Frankreich wieder aufdrängen zu wollen!

Der Papst hatte es seiner Stellung für angemessen erachtet, zwischen den beiden kriegführenden Mächten eine Vermittlung zu

versuchen, welche von Frankreich schroff, von Preußen höflich abgelehnt wurde. Nun gelangten die Siegesnachrichten nach Rom. Der Flug des preußischen Adlers über Frankreich mußte den Großaugur in hohem Grade frappiren. In dem Augenblick, in welchem die römische Curie von Frankreich und Oesterreich verlassen und von Italien sogar schwer bedroht war, mußte sie sich natürlicherweise zum Gegner der französisch-österreichischen Politik hingezogen fühlen. Es hieß daher, Cardinal Antonelli habe dem König von Preußen offiziell zu seinen Siegen Glück gewünscht. Ein Schreiben aus Rom vom 12. August in der A. A. Zeitung meldete: „Freiherr v. Arnim hatte am Tage seiner Rückkehr von Berlin zwei Audienzen beim Papst und überbrachte ihm ein Handschreiben des Königs Wilhelm, in Bezug auf welches der Papst bemerkte: es komme das Heil der Kirche in größter Gefahr oft von ganz unerwarteter Seite. Arnim conferirte sofort mit Antonelli, dem Minister des Innern und des Kriegs, und mit dem Polizeidirektor. Er überbrachte ermuthigende Zusicherungen und sogar Instruktionen."

In der Schweiz herrschte große Aufregung. Am besten hätten die Schweizer gethan, Frankreich den Krieg zu erklären, wozu sie völlig berechtigt waren, seitdem Napoleon III. die Verträge gebrochen und sie ihres Besatzungsrechtes im nördlichen Theile von Savoyen beraubt hatte. Es lag im Interesse der Schweiz wie Italiens, den bösen, unleidlichen, immer von neuem unverschämt fordernden und raubenden französischen Nachbar unschädlich zu machen. Das konnte sie nur im Bunde mit Deutschland und dann hätte Frankreich der Uebermacht unterliegen müssen. Sie durften nicht zaudern, Deutschland nicht allein kämpfen lassen. Die Schweiz begnügte sich aber, wie Italien und Belgien, mit der bewaffneten Neutralität, besetzte ihre Grenzen und wählte den Obersten Herzog (von Aarau) zum Obergeneral. Ihr Eifer war übertrieben und die Zahl der Milizen, die sie aufbot, viel zu groß für den Zweck, so daß sie nach wenig Wochen wieder zurückgezogen wurden. Aber in jenem Eifer verrieth

sich die Sorge, Frankreich könne abermals rücksichtslos gegen die Schweiz verfahren wollen, oder Deutschland könne sich einmal erinnern, daß die Schweizer Deutsche sind, und daß ihr Land ein Theil des deutschen Reiches gewesen ist.

Man bemerkte daher hin und wieder in der Schweiz eine Stimmung wie in Holland. Man schrieb aus der Schweiz unterm 19. August: „Es war anno 1866 zur Zeit des preußisch-österreichischen Krieges, noch vor der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz, als ein sonst sehr geachtetes Mitglied des schweizerischen Bundesrathes folgende denkwürdige Worte sprach: ‚Sie wissen, daß wir mit Oesterreich nie gerade Freunde waren; aber eine Niederlage wäre den Preußen zu gönnen von unserem Standpunkte aus; denn wenn wir einst die preußischen Pickelhauben sich im Bodensee spiegeln sehen, dann sind wir verloren.‘ Diese Worte finden gerade heutzutage im preußisch-französischen Kriege ein tausenfaches Echo, besonders in den Kreisen der altconservativen Schweiz. Dank der edeln Theilnahme, welche die deutschen Opfer französischer Barbarei bei ihrer Ankunft in der Schweiz jüngst gefunden und noch finden werden; allein die Thatsache kann auch dem unbefangensten Beobachter nicht entgehen, daß die Neutralität der Schweiz so recht eigentlich in das Innerste des Bundespalastes zu Bern gebannt ist, daß ein übergroßes Mehr der schweizerischen Bevölkerung für seinen thurgauischen Landsmann Napoleon außerordentliche Sympathien zeigt und alle seine Schattenseiten, wie sie nun bei der neuaufgehenden Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit zu Tage treten, nach Kräften zu verdecken sucht. Dieses Liebäugeln mit dem Franzosenthum macht sich sowohl im Norden als im Süden der Schweiz, sowohl in der Presse, als im Privatverkehr fühlbar, und mag auch der Bundesrath hundertmal ‚energischen Protest gegen derartige Verdächtigungen der schweizerischen Neutralität einlegen‘, wozu er sich jüngst veranlaßt sah, so werden es ihm die Schweizer selbst am allerwenigsten glauben. Hiefür nur zwei Beispiele. In der Stadt Bern hatten deutsche

Gewerbsleute ihrer freudigen Stimmung über die bisherigen günstigen Erfolge der deutschen Heere in größeren Wirthschaftslokalen Luft gemacht. Sie wurden hiefür nicht nur von der Gesellschaft mit Schmähworten und Drohungen insultirt, sondern ein Korrespondent der Luzerner Zeitung fand sich bemüßigt, in derselben Zeitung ein ‚probates Mittel‘ zu bezeichnen, um die Deutschen zum Schweigen zu bringen; man entzieht ihnen die Kunden. Mir selbst begegnete ein ähnlicher Fall. Am 20. dies erhielt ich von Freundeshand die telegraphische Depesche über den glänzenden Sieg der Deutschen bei Metz. Voll Freude hierüber ging ich zu meinem Landsmann aus W......ten, um ihm diese Siegesbotschaft mitzutheilen. In seinem Geschäftslokale waren ziemlich viele Schweizer. Aber welcher Lärm, welch allseitiger Widerspruch erhob sich bei Mittheilung dieser Depesche! Nur meine amtliche Stellung diente mir als Schutzwehr gegen diese Mitrailleuse giftiger Zungen. Das die Neutralität der schweizerischen Bevölkerung in praxi.“

Dagegen verrieth sich wieder der gute deutsche Sinn in dem Wohlwollen, mit welchem die aus Frankreich vertriebenen Deutschen einige Wochen später an den Schweizergrenzen aufgenommen, unterstützt und weiter befördert wurden, und der besonnenere Theil der Eidgenossen hat sich gewiß nie darüber getäuscht, daß der Schweizer Freiheit von Deutschland aus nicht die mindeste Gefahr droht. Wenn auch Deutschland wieder ein einiges Reich und noch so mächtig würde, so läge es durchaus in seinem Interesse, die Schweiz in der Vielgestaltigkeit ihrer kleinen Republiken bestehen zu lassen, weil dieselbe der Spaltung ihrer durch hohe Gebirge getrennten Thäler und eigenthümlichen historischen Entwicklung entspricht, und dem starken Nachbar, zumal dem stammverwandten, ungefährlich ist. Hat doch sogar der erste Napoleon, obgleich er ein Wälscher und ein unumschränkter Despot war, der Schweiz ihre Cantonalverfassung gelassen nnd soweit sie durch die sog. helvetische Republik gestört war, wieder hergestellt.

Belgien, nach den Enthüllungen der Times durch Frankreich fast noch mehr bedroht als die deutschen Rheinlande, und doch zu schwach, um Frankreich den Krieg erklären zu können, entschloß sich rasch wenigstens zu einer bewaffneten Neutralität, welche die beiden kriegführenden Mächte auch anerkannten. Der französischen Arglist tief mißtrauend, machten die Belgier die Eisenbahn an der französischen Grenze unbrauchbar, besetzten die Grenze mit Truppen und verstärkten die Befestigung von Antwerpen. Auch England hatte ein aufmerksames Auge auf Antwerpen und es hieß, es werde seine Flotten dahin senden.

Holland dagegen verharrte in seinem verknöcherten Deutschenhaß. Es erklärte sich zwar ebenfalls für neutral, rüstete aber seine Armee unter dem Prinzen von Oranien und man bemerkte nicht nur in den oberen, sondern auch in den unteren Regionen mehr Hinneigung zu Frankreich als zu Deutschland, obgleich sie selber ächte Deutsche sind. Eine Unnatur, deren sich die Nachkommen der heutigen Holländer gewiß einmal schämen werden.

Unter den in den Tuilerien gefundenen Papieren fand sich folgender Brief der Königin von Holland an den Kaiser vom 13. Juli 1866, also bald nach der Schlacht von Königgrätz und der Cession Venetiens. Er lautet nach Angabe der „Indépendance“: „Sie machen sich merkwürdige Illusionen! Ihr Prestige hat in den letzten vierzehn Tagen mehr abgenommen, als während der ganzen Dauer Ihrer Regierung. Sie lassen es zu, daß die Schwachen vergewaltigt werden, Sie lassen Brutalität und Frechheit ihres nächsten Nachbars über die Massen wachsen, Sie nehmen ein Geschenk an und gönnen dem, der es Ihnen macht, nicht einmal ein freundliches Wort. Ich bedauere, daß Sie mich in dieser Frage für interessirt halten und daß Sie nicht die verhängnißvolle Gefahr eines mächtigen Deutschlands und eines mächtigen Italiens sehen. Ihre Dynastie ist bedroht und wird die Folgen tragen. Ich sage es, weil es die Wahrheit ist, die Sie zu spät erkennen werden.

Glauben Sie nicht, daß das Unglück, welches mich in dem Mißgeschick meiner Heimath trifft, mich ungerecht oder mißtrauisch mache. Nach Abtretung Venetiens mußten Sie Oesterreich unterstützen, an den Rhein marschiren, Ihre Bedingungen stellen. Oesterreich erwürgen, ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler. Vielleicht ist dies mein letzter Brief, indessen würde ich geglaubt haben, einer alten und aufrichtigen Freundschaft nicht zu entsprechen, wenn ich nicht ein letztes Mal die volle Wahrheit gesagt hätte. Ich glaube nicht, daß sie Gehör finden wird, aber ich will mir eines Tages sagen können, daß ich Alles gethan habe, um dem Zusammensturze dessen vorzubeugen, was mir so viel Zutrauen und Zuneigung eingeflößt hatte." Darin liegt, wäre der Brief auch nur fingirt, der Schlüssel der holländischen Angstpolitik.

Spanien verhielt sich zu den kriegführenden Mächten neutral und proclamirte seine Neutralität offiziell am 27. Juli durch den Minister Sagasta. Seine Sympathien waren für Deutschland, aber seine Mittel reichten nicht aus, um Frankreich den Krieg erklären zu können, da es im eigenen Innern gegen Parteierhebungen gerüstet bleiben mußte und keine Truppen auswärts zu verwenden hatte. Natürlicherweise mußte es sich tief verletzt fühlen durch die Unverschämtheit, mit welcher ihm Frankreich vorschreiben wollte, wen es zum König wählen solle und wen nicht. Diese Stimmung machte sich auch Luft in der feurigen Begeisterung, mit welcher die in Spanien lebenden Deutschen gefeiert wurden, welche nach Deutschland zurückkehrten, um dort ihrer Militärpflicht zu genügen. In Barcelona wehte am 20. Juli die norddeutsche Fahne neben der spanischen, wurde den abreisenden Deutschen ein Fest gegeben und ein spanischer Universitätslehrer hielt eine Rede, worin er sagte: „Der freche französische Nachbar braucht eine tüchtige Züchtigung." Ein republikanisches Journal verleugnete gänzlich den altspanischen Katholicismus und den romanischen Racencharakter, indem es schrieb: „Als Angehörige der lateinischen Race sollten wir den Triumph

der französischen Waffen wünschen, aber als civilisirte Menschen wünschen wir den Sieg des rationalistischen Volkes über das katholische. Als Republikaner wünschen wir die Niederlage Frankreichs, welche den Triumph der Republik in allen lateinischen Ländern bedeutet, und als Spanier wünschen wir, daß die Bonaparte am Rhein nochmals für das unwürdige Attentat von Bayonne büßen."

Admiral Topete hoffte, jetzt wieder für den Herzog von Montpensier wirken zu können, verlangte zu diesem Behuf eine baldige Wiedereinberufung der Cortes, aber er drang nicht durch. Auch die Carlisten rührten sich, wurden jedoch bald wieder unterdrückt. Es kam nur zu einer kleinen Erhebung in Navarra, der carlistische General Diaz aber, der sie leiten sollte, wurde mit mehreren Offizieren und etwa hundert Mann von den Douaniers der französischen Grenze festgenommen.

Der spanische Gesandte in Paris war der bekannte Olizaga, der immer ein gutes Verhältniß mit Frankreich unterhielt und desfalls jeder der in Paris wechselnden Regierungen gefällig war. Eine Correspondenz aus Madrid vom 16. August in der A. A. Zeitung charakterisirte ihn folgendermaßen: „Der maßlos eitle Herr Olizaga, Olliviers Bewunderer und Busenfreund und Eugenias täglicher Gast, hat so sehr seiner Stellung und der Würde Spaniens vergessen, daß er bis zum Ende dem zweiten Kaiserthum die niedrigsten Handlangerdienste leistet. Keine Siegesdepesche aus dem kaiserlichen Hauptquartier ist so verlogen, keine Intrigue des Tuilerienkabinets zur Täuschung der öffentlichen Meinung über angeblich von Preußen bezahlte Umtriebe der Republikaner in Paris so plump erfunden, daß derselbe sie nicht hierher meldete."

Auch Rußland nahm zu dem neuen westeuropäischen Kriege eine neutrale Haltung ein. Die polnische Agitation in Galizien träumte zwar von Siegen Frankreichs, die auch eine Befreiung und Wiederherstellung Polens zur Folge haben würden, und die preußenfeindlichen Organe Oesterreichs malten lügenhaft ein Bündniß Ruß-

lands mit Preußen an die Wand, um damit die Ungarn zu schrecken und für Oesterreich in die Waffen zu rufen. Dadurch erhielt aber Rußland nur den erwünschten Vorwand, an der Grenze von Galizien Truppen aufzustellen, mit denen es auf alle Fälle bei der Hand seyn konnte, wenn ihm die Ereignisse im Westen eine günstige Chance boten, aus der Neutralität herauszutreten. Seine natürliche Politik war, wenn etwa Oesterreich sich mit Frankreich und Italien gegen Deutschland verbinden wolle, Oesterreich anzugreifen, vor allem Galizien wegzunehmen und die österreichischen Slaven gegen die Wiener Regierung aufzureizen. Ohne eine Zertrümmerung Oesterreichs durfte Rußland niemals hoffen, Herr an der untern Donau zu werden.

Es gab indeß auch eine Partei in Rußland, welche lieber Preußen bekriegt hätte. Das war die sog. altrussische Partei, welche durch die Moskauer Zeitung (Katkow), den Golos und die Petersburger Börsenzeitung vertreten war und auch am Hofe Gönner zählte. Diese Partei hetzte schon lange gegen Preußen, als ob dasselbe die deutschen Ostseeprovinzen von Rußland abreißen wolle, hauptsächlich aber, weil sie einen tiefen Aerger darüber empfand, daß die Einheit der Deutschen zu Stande kommen sollte. Ihrer Meinung nach sollte nur die slavische Race nach politischer Einheit streben dürfen, nicht aber die germanische. Diese Partei aber durfte doch ein Zusammengehen Rußlands mit Frankreich gegen Deutschland nicht beantragen, denn es wäre dem Interesse Rußlands zuwider gelaufen, Frankreich (und damit auch indirekt Oesterreich) zu stärken, weil diese seine Hauptgegner in der orientalischen Frage waren.

Die englische Presse sprach sich anfangs ungünstig über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern aus, weil sie Erhaltung des Friedens wünschte. Als sie aber inne wurde, Preußen sey bei dieser Frage unbetheiligt und Frankreich allein suche Händel, erklärte sie sich alsbald gegen die zum Krieg herausfordernde Unverschämt-

heit der Tuilerien. Der englische Minister des Auswärtigen, Lord Granville, erklärte am 11. Juli im Oberhause, als ihm der französische Gesandte, Marquis von Lavalette, von der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern und von dem Entschluß des französischen Cabinets, sich dieser Candidatur zu widersetzen, Mittheilung gemacht, sey er sehr überrascht gewesen, habe ihm jedoch erwidert, er könne nicht allen seinen Ausführungen beipflichten, müsse seine eigene Ansicht einstweilen zurückhalten, bedauere aber, daß die französische Regierung von Anfang an eine so starke Sprache geführt habe. England bot den zum Kriege vorschreitenden Mächten seine Vermittlung an, die jedoch von Frankreich abgelehnt wurde. Lord Lyons, der englische Gesandte in Paris, sprach mit Gramont und meinte, wenn Prinz Leopold die Candidatur aufgebe, sey die ganze Sache erledigt. „Aber," fährt Lyons fort, „Herr von Gramont sagte, daß dieser Zustand der Dinge (die Zurückziehung der Thronkandidatur) die französische Regierung sehr in Verlegenheit setze. Auf der einen Seite sey die öffentliche Meinung in Frankreich so aufgeregt, daß es zweifelhaft sey, ob das Ministerium nicht morgen gestürzt werde, wenn es nach der Kammer ginge und die Angelegenheit als erledigt ankündigte, ohne eine vollständige Genugthuung von Preußen erlangt zu haben." Was nun Granville betrifft, so drückte dieser gegen Frankreich zwar sein Bedauern aus, daß es sich mit der Entsagung Leopolds nicht begnügen wolle und mehr von Preußen verlange, empfahl aber nichtsdestoweniger am 14. Juli dem Könige von Preußen, seine Zustimmung zum Rücktritt Leopolds mitzutheilen, d. h. also der unberechtigten Forderung Frankreichs nachzugeben. Natürlicherweise wies der König diese Zumuthung von sich. Nun erklärte die englische Regierung zwar, sie werde sich neutral verhalten, duldete aber, daß für Frankreich Kohlen und Pferde in England aufgekauft wurden, wogegen Preußen protestirte. Der Kohlenverkauf wurde nun untersagt, doch nur der Verkauf an Kriegsschiffe.

Das nüchterne Verhalten Englands erlitt eine Unterbrechung. Am 25. Juli brachte die Times einen Plan zum Vorschein, welchen Napoleon III. schon vor vier Jahren während des Luxemburger Handels dem König von Preußen sollte vorgeschlagen, in den letzten Tagen aber erneuert haben. Nach diesem Plan hätte Preußen die Mainlinie überschreiten und Süddeutschland an sich reißen, Frankreich aber Luxemburg und ganz Belgien bekommen sollen. Preußen habe sich jedoch geweigert auf diesen Plan einzugehen. So die Times. Diese Enthüllung machte außerordentliches Aufsehen, so daß es an Interpellationen im Parlament nicht fehlte. Die Minister antworteten, sie wüßten von nichts und man müsse abwarten, wie sich die Höfe von Paris und Berlin darüber erklären würden. Inzwischen war man in England lebhaft aufgeregt und konnte es Frankreich nicht verzeihen, daß es auf so hinterlistige Art durch eine versuchte Bestechung Preußens Belgien und den wichtigen Hafen von Antwerpen habe gewinnen wollen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß schon acht Tage vor den Enthüllungen der Times in ultramontanen Blättern Süddeutschlands der Verdacht geäußert wurde, Preußen meine es nicht gut mit Süddeutschland und werde sich schließlich mit Frankreich dahin verständigen, daß das linke Rheinufer an Frankreich, und Süddeutschland an Preußen falle. Durch diese Ausstreuung wollte die ultramontane Presse die Süddeutschen gegen Preußen hetzen. In England hatte die Enthüllung den entgegengesetzten Zweck, nämlich vor der Arglist Frankreichs zu warnen und die Aufmerksamkeit auf den Schutz Belgiens zu lenken.

Zwei Tage später, am 27. bestätigte die Correspondance de Berlin die Mittheilung der Times und fügte hinzu: Der von Benedetti's Hand geschriebene Vertragsentwurf befindet sich in dem norddeutschen Bundesamte für Auswärtiges. Schon vor dem Kriege von 1866 habe Frankreich Preußen eine Allianz angeboten mit dem Versprechen, ebenfalls an Oesterreich den Krieg zu erklären und mit 300,000 Mann anzugreifen, wenn Preußen verschiedene Gebiets-

abtretungen am linken Rheinufer zugestehen wolle. Im Interesse des Friedens beschränkte sich das Berliner Kabinet mit Zurückweisung der Anerbietungen, ohne davon weitere Kunde zu geben. — Dagegen hatte Gramont die Stirn zu behaupten, die Anträge seyen von Preußen ausgegangen und Benedetti habe sie sich von Bismarck dictiren lassen. So schrieb wenigstens der französische Gesandte Lavalette im Namen Gramonts an Lord Granville, der dies am 29. Juli dem Oberhause anzeigte.

Am 31. Juli veröffentlichte der preußische Staatsanzeiger eine Cirkulardepesche des Grafen Bismarck an die Vertreter des Norddeutschen Bundes bei den neutralen Staaten. Darin führt Graf Bismarck aus, daß das von der „Times" veröffentlichte Schriftstück keineswegs der einzige in diesem Sinne gemachte Vorschlag sey, und macht darauf aufmerksam, daß der Gedanke der französischen Regierung an die Möglichkeit einer derartigen Transaktion mit einem deutschen Minister, dessen Stellung durch seine Uebereinstimmung mit dem deutschen Nationalgefühl bedingt sey, nur in der Unbekanntschaft der französischen Staatsmänner mit den Grundbedingungen der Existenz anderer Völker seine Erklärung findet. Die Bestrebungen des französischen Gouvernements, seine begehrlichen Absichten auf Belgien und die Rheingrenze mit preußischem Beistande durchzuführen, seyen schon vor dem Jahre 1862, also vor der Uebernahme des auswärtigen Amtes durch den Grafen Bismarck, an ihn herangetreten.

„Durch die äußerliche Einwirkung auf die europäische Politik machten sich die erwähnten Tendenzen der französischen Regierung zunächst in der Haltung erkennbar, welche Frankreich in dem deutsch-dänischen Streit zu unseren Gunsten beobachtete. Frankreich rechnete schon im Jahre 1865 auf den Ausbruch des Krieges zwischen uns und Oesterreich, und näherte sich uns bereitwilligst wieder, als unsere Beziehungen zu Wien sich zu trüben begannen. Vor Ausbruch des österreichischen Krieges im Jahre 1866 sind theils

durch Verwandte des französischen Kaisers, theils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere Transaktionen zum Behufe der beiderseitigen Vergrößerung zu Stande zu bringen. Es handelte sich bald um Luxemburg, bald um die Grenze von 1814 (Landau, Saarlouis), bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sey, nicht ausgeschlossen blieben. Im Mai 1866 nahm die Zumuthung die Gestalt des Vorschlags eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses an, von dessen Grundzügen der folgende Auszug in den Händen des Grafen Bismarck blieb.

1) En cas de congrès poursuivre d'accord la cession de la Vénétie à l'Italie et l'annexion des duchés à la Prusse. 2) Si le congrès n'aboutit pas, alliance offensive et défensive. 3) Le Roi de Prusse commencera les hostilités dans les 10 jours après la séparation du congrès. 4) Si le congrès ne se réunit pas, la Prusse attaquera dans 30 jours après la signature du présent traité. 5) L'empereur des Français déclarera la guerre à l'Autriche dès que les hostilités seront commencées entre l'Autriche et la Prusse (en 30 jours, 300,000). 6) On ne ferait pas de paix séparée avec l'Autriche. Vénétie á l'Italie; à la Prusse le territoire Allemagne ci dessous (7 à 8 millions d'âmes au choix), plus la réforme féderale dans le sens prussien; pour la France le territoire entre Moselle et Rhin sans Coblence ni Mayence, comprenant 500,000 âmes de Prusse et de Bavière. Rive gauche du Rhin: Birkenfeld, Homburg, Darmstadt 213,000 âmes. 8) Convention militaire et maritime entre la France et la Prusse dès la signature. 9) Adhésion du roi d'Italie. Die Stärke des Heeres, mit welchem der Kaiser nach Art. 5 uns beistehen wollte, wurde in den schriftlichen Erläuterungen auf 300,000 Mann angegeben. Die Seelenzahl der Vergrößerung, welche Frankreich erstrebte, belief sich nach den französischen mit der

Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Berechnungen auf 1,800,000 Seelen. Nachdem wir im Juni des Jahres 1866, ungeachtet mehrfacher fast drohender Mahnungen zur Annahme des obigen Allianzprojektes abgelehnt hatten, rechnete die französische Regierung nur auf den Sieg Oesterreichs und auf unsere Ausbeutung für den französischen Beistand nach einer eventuellen Niederlage, mit deren diplomatischer Anbahnung die französische Politik sich nunmehr nach Kräften beschäftigte. Von der Zeit an hat Frankreich nicht aufgehört uns durch Anerbietungen auf Kosten Deutschlands und Belgiens in Versuchung zu führen."

Nachdem die Note ausgeführt hat, warum es dem Grafen Bismarck möglich gewesen, den französischen Staatsmännern, die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, ohne ihnen irgend welche auch nur mündliche Zusage zu machen, fährt die Note fort: „Nachdem die Verhandlung mit dem Könige der Niederlande über den Ankauf Luxemburgs in der bekannten Weise gescheitert war, wiederholten sich mir gegenüber die erweiterten Vorschläge Frankreichs, welche Belgien und Süddeutschland umfaßten. In diese Konjunctur fällt die Mittheilung des Benedetti'schen Manuskripts.

Daß der französische Botschafter ohne Genehmigung des Souveräns mit eigener Hand diese Vorschläge formulirt, sie mir überreicht und unter Modificirung von Textstellen, die ich monirte, verhandelt haben sollte, ist eben so unwahrscheinlich, wie die Behauptung, daß der Kaiser Napoleon der Forderung der Abtretung von Mainz, welche mir im August 1866 unter Androhung des Kriegs im Falle der Weigerung durch Benedetti amtlich gestellt wurde, nicht beigestimmt habe. Zur Zeit der Vorbereitung der belgischen Eisenbahnhändel (März 1868) wurde mir von einer hochstehenden Person, welche den früheren Verhandlungen nicht fremd war, mit Bezugnahme auf die letzteren angedeutet, daß für den Fall einer französischen Occupation Belgiens: ‚Nous trouverions bien notre Belgique ailleurs.' In gleicher Weise wurde mir bei

früheren Gelegenheiten zu erwägen gegeben, daß Frankreich bei der Lösung der orientalischen Frage seine Betheiligung nicht im fernen Osten, sondern nur unmittelbar an seinen Grenzen suchen könne."

Um den Eindruck dieser Enthüllungen einigermaßen abzuschwächen und, wenn sie sich auch vor den europäischen Cabinetten nicht reinigen konnte, doch eine Gegenbeschuldigung gegen Preußen zu improvisiren, steckte sich die schamlose Politik Frankreichs hinter den berüchtigten, zu allem brauchbaren ungarischen Abenteurer, General Türr, welcher ein von ihm verfaßtes Schreiben an den Grafen Bismarck veröffentlichte, worin er demselben vorhielt, er habe ja selbst 1867 gegen ihn geäußert, er sey ganz damit einverstanden, daß Belgien an Frankreich kommen solle. Die beste Widerlegung dieser Türr'schen Lüge ist die Thatsache, daß Belgien nicht an Frankreich gekommen ist, denn wenn Preußen wirklich mit Frankreich einverstanden gewesen wäre, daß letzteres Belgien annectiren dürfe, so wäre es auch annectirt worden und niemand hätte es zu hindern vermocht.

Eine Stimme ertönte damals aus England wie aus dem Himmel, gleich der des zürnenden Jehovah wider den Frevel, welchen die europäische Diplomatie immer noch mit den Völkern zu treiben fortfährt. Der Rev. Stopford Brooks, Kaplan der Königin von England, hielt in der St. James-Kapelle zu London eine Predigt über die französische Kriegserklärung, welche im Druck erschienen ist. „Ein großes Verbrechen gegen die Menschheit und also gegen Gott," so begann der zürnende Redner, „ist begangen worden. Wieder soll der Mensch seinem Mitmenschen als Feind entgegentreten; und zu welchem Zweck? Um die Stellung eines einzelnen Mannes zu sichern und der leidenschaftlichen Eitelkeit einer einzelnen Nation Befriedigung zu verschaffen." Der Prediger führt hier aus, welche Leiden und welches Unheil ein Krieg in seinem Gefolge hat und wie dieses Unheil in unserer gebildeten Zeit lebhafter empfunden wird als früher. „Um so ungeheurer ist die Schuld derer, welche jetzt es unternehmen, das Gebäude der Civilisation, welches die

letzten 60 Jahre errichtet, umzustürzen, indem sie für schändliche Zwecke einen Krieg beginnen. Die Welt kennt keinen zweiten so großen Verbrecher, wie einen Herrscher, der die langsamen und mühevollen Errungenschaften des Friedens in andern Nationen durch sein eigenes Volk in einem Tage wieder zerstört, zu keinem andern Zweck, als seinen elenden Thron zu erhalten und die Gedanken seiner Unterthanen von den Forderungen der nationalen Freiheit abzulenken. Es ist grausam, daß wir in der Mitte von Europa gezwungen seyn sollen, in Gesellschaft einer Nation zu leben, die in Folge langer Unterdrückung und Hemmung ihrer edleren Kräfte das Schwert des Damokles für unsern Welttheil geworden ist, einer Nation, so eitel und reizbar, daß sie zum willenlosen Werkzeuge tief berechnender Menschen wird, so eifersüchtig auf ihre falsche Ehre, daß sie in jedem Augenblick zum Wahnsinn getrieben werden kann, so aufregbar, daß sie ein Kind mit der Kraft eines Mannes darstellt, und dabei doch von so brennendem Gefühl für das Recht, daß keine andere so viel für die Menschheit leisten könnte, wenn sie richtig gelenkt wäre, so reich an schöpferischen Gedanken, daß sie fähig wäre, die Gestalt der Erde umzuwandeln, wenn ihrem Enthusiasmus durch einige Jahre wahrer Freiheit ein gesunder Inhalt gegeben werden könnte, so von der Natur für die Künste des Friedens geschickt, daß sie im Stande wäre, die Gesammtheit der trägeren Völker mit der Liebe zum Schönen zu durchdringen, ohne deshalb das Nützliche zu vergessen ... Das ist die Nation, welche, kaum für einen Augenblick zu einem edleren Leben geweckt, nun zurückgeworfen wird in die Verübung einer Unthat, deren schlechteste Leidenschaften in Anspruch genommen, deren Thorheiten geweckt, deren Kräfte auf Mord und falschen Ruhm gerichtet und deren Nationalgefühl mit Haß und Neid gegen ein Brudervolk vergiftet wird. Nie hat die Welt ein schwärzeres Verbrechen gesehen. Es ist die Pflicht eines Dieners der Religion Christi, eine solche Unthat dem Abscheu der Menschen vorzuhalten. Mit prophetischem Blicke erkennt

der Priester die traurigen Folgen, die der Krieg für Frankreich selbst haben muß. Es ist fast keine edle Eigenschaft, keine von denen, auf welchen die wahre Ehre einer Nation beruht, die durch einen so ruchlos begonnenen, der Welt mit so flegelhafter Unverschämtheit aufgedrängten Krieg nicht zerstört werden müßte. Dieser Krieg wird Frankreich mehr auf sich selbst zurückwerfen, es mehr isoliren, weniger menschheitlich und mehr französisch machen. Nachdem die erste Aufregung vorbei ist, wird er die Nation in ihren eigenen Augen herabwürdigen und wird dieselbe in ihrer eigenen Schande nur um so hilfloser zu den Füßen ihres Unterdrückers hinstrecken. Denn was Anderes als Schande wird Frankreich fühlen können, wenn es sich decimiren läßt für die Sicherheit eines Verbrechers! ... Für uns selbst aber ist es ein Wendepunkt, daß wir uns einem solchen Verbrechen gegenüber gestellt sehen. Es hätte bei uns bewirken sollen, daß diplomatische Klugheit dem beleidigten sittlichen Gefühle Platz macht. Diejenigen, welche das englische Volk vertreten, hätten ihren gerechten Unwillen, nicht aber ihre Furcht ausdrücken, hätten nüchtern, aber mit Ernst für die Sache des Rechtes, die Sache der beleidigten Menschheit und im Namen des Gewissens der englischen Nation sprechen sollen. Und wir hoffen, daß dies noch geschehen werde. Denn wir halten es nicht für möglich, daß der Sinn für Recht und Wahrheit und der Glaube an einen Gott der Gerechtigkeit in England ausgestorben sey, daß wir keine Stimme mehr haben, unsere Verdammung des Unrechts auszusprechen, und unseren Einfluß gegen den Uebelthäter geltend zu machen. Wir flehen zu Gott, daß er uns Frieden gebe und den Frieden uns erhalte, aber auch, daß unser Friede nicht erkauft werde um den Preis einer Billigung des Bösen. Und wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, wenn die Gerechtigkeit vergebens angerufen wird, wenn der Schrei von Nationen, die der rechtlosen Gewalt erliegen, laut an unser Ohr schlägt, mögen wir dann unsere Pflicht thun, die uns aufruft: für

die Sache Gottes und das Wohl der Menschen in die Schranken zu treten."

Das Volk in England benahm sich nicht so zurückhaltend und kühl wie das Ministerium, englische Blätter führten eine sehr derbe Sprache gegen Frankreich und die Times nannte Napoleons Verfahren geradezu ein Verbrechen. Das Volk las mit Begierde, Staunen und unverhohlener Sympathie die Nachrichten über die rasch auf einander folgenden Siege der Deutschen. Nur die Irländer hielten es aus begreiflichen Ursachen mit den Franzosen.

Die englische Regierung hatte vorzugsweise Belgien im Auge und suchte dessen Unabhängigkeit im bevorstehenden Kriege zu schützen. Belgien war zunächst von Frankreich bedroht. Aus den Enthüllungen der Times ging deutlich hervor, wie lange schon Napoleon III. sich Mühe gegeben hatte, zum Besitz von Belgien zu gelangen. Auch kündigten die Zeitungen schon an, es würden bedeutende französische Truppenmassen auf der Nordbahn vorgeschoben werden, in der Absicht über Holland ins nordwestliche Deutschland einzudringen, an dessen Küsten auch eine französische Flotte entsendet wurde. Ganz Belgien wurde dadurch allarmirt und die Regierung in Brüssel besetzte die Grenze mit Truppen. In Antwerpen machten die Arbeiter eine lebhafte Demonstration und riefen: Hoch lebe Preußen! nieder mit Frankreich! Auch war schon davon die Rede, eine englische Flotte sollte in See gehen, um Antwerpen zu beschützen. Dadurch wurde nun Napoleon III. bewogen, die Neutralität Belgiens eben so unbedingt anzuerkennen, wie Preußen.

Indessen würde man die englische Politik mißverstehen, wenn man glauben wollte, sie hätte nur wegen Belgien vor Frankreich Sorge gehabt. Die kühle Art, wie sie sich gegen den Norddeutschen Bund benahm, und die offenbare Verletzung der Neutralitätsgesetze, deren sie sich schuldig machte, sofern sie fortwährend den Verkauf von Kriegsbedürfnissen (Kohlen, Pferden, Patronen, Lebensmittel in ungeheuern Quantitäten) nach Frankreich zuließ, verriethen deutlich

ihre Mißstimmung gegen Deutschland. Die englische Regierung theilte ohne Zweifel die Besorgniß des niederländischen Cabinets im Haag, wenn Preußen diesmal wieder siege, wie vor vier Jahren, so werde es den Norddeutschen Bund noch mehr erweitern und zu einem großen deutschen Reiche ausdehnen. Dadurch würde aber die Selbständigkeit Belgiens und Hollands gefährdet werden, weil diese Staaten vormals integrirende Theile des deutschen Reichs gewesen seyen und die Neigung entstehen würde, sie früher oder später auch wieder dem neuen deutschen Reiche einzuverleiben. Dies zu verhindern, läßt sich nun England sehr angelegen seyn, denn wenn Belgien und Holland mit dem deutschen Reiche vereinigt werden, würde die deutsche Marine mächtig genug anwachsen, um der englischen eine bedenkliche Concurrenz zu machen.

Es ist nicht das erstemal, daß England solche Scrupel hegt. Schon nach dem Sturze Napoleons I. war es in den beiden Pariser Frieden und auf dem Wiener Congreß auf's eifrigste beflissen, unsere deutschen Niederlande, die dem französischen Reich einverleibt gewesen waren, nicht nur von diesem, sondern auch vom deutschen Bunde, der an die Stelle unseres alten Reiches trat, unabhängig zu machen. Die Nothwendigkeit, den ländergierigen Franzosen an der Maas und Schelde ein stärkeres Bollwerk als früher entgegenzusetzen, wurde nur zum Vorwand genommen, als man die ehemalige Republik Holland, die ehemaligen österreichischen Niederlande und dazu noch das Herzogthum Luxemburg, die Grafschaft Limburg und das Bisthum Lüttich zu dem neuen Königreich der Niederlande verschmolz. Die eigentliche Absicht bei der Schöpfung dieses unnatürlichen niederländischen Staates war die Schwächung des in den Befreiungskriegen unter preußischer Führung mächtig erstarkten Deutschland. Die Schöpfung des neuen gleichfalls über alle Gebühr vergrößerten Königreichs Hannover unter einem englischen Prinzen sollte damals den Einfluß Englands im nordwestlichen Deutschland noch mehr befestigen, und keineswegs blos gegenüber von Frankreich, sondern vorzugsweise auch gegenüber von Deutschland.

Das genügt, um auch wieder die heutige Politik Englands gegen Deutschland richtig zu verstehen.

Die vielen Deutschen, die in England lebten, brachen bei den Erfolgen ihrer Landsleute im französischen Kriege in Jubel aus. Viele junge Deutsche kamen aus England zurück, um in die deutschen Heere einzutreten. So allein achtzig geborene Frankfurter, die in englischen Kaufmannshäusern beschäftigt gewesen waren.

Auch aus Amerika eilten Deutsche herbei. Bancroft, der nordamerikanische Gesandte in Berlin, gab offen seine Sympathien für die deutsche Sache kund und zweifelte nicht, die Vereinigten Staaten werden für ihre deutschen Stammgenossen etwas thun. In St. Louis wurde sogleich eine Million Dollars für die Verwundeten und Waisen der im Franzosenkriege gefallenen deutschen Krieger gezeichnet. In Illinois setzte man 200 Dollars dem deutschen Soldaten aus, der die erste französische Fahnenstange erobern würde. Den Schutz der Deutschen in Frankreich während des Krieges übernahm der nordamerikanische Gesandte in Paris. Bis Ende Juli liefen noch eine Menge dem König von Preußen zujubelnde Adressen von den Deutschen aller nordamerikanischen Staaten ein, auch von St. Francisco.

Viertes Buch.

Die ersten Siege der deutschen Südarmee.

Nachdem der Krieg erklärt war, erließ der Kaiser der Franzosen eine Proclamation, worin er seine Regierung von aller Schuld rein wusch und Preußen allein den Störenfried Europas nannte: „Franzosen!“ so lautet die kaiserliche Ansprache, „es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, in welchen die Nationalehre in gewaltiger Erregung sich als unwiderstehliche Macht emporhebt 2c. Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt haben, hat unserm guten Willen und unserer Langmuth keine Rechnung getragen. Indem es sich in eine Bahn des gewaltthätigen Angriffs stürzte, hat es überall Mißtrauen erweckt, allen Nachbarn übertriebene Rüstungen aufgenöthigt und aus Europa ein Heerlager gemacht, in welchem die Ungewißheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Den neuen Anmaßungen Preußens gegenüber ließen sich unsere Einsprüche vernehmen. Man hat ihrer gespottet und sie mit Bezeugungen des Hohns beantwortet. Unser Land ist dadurch tief erbittert worden und es bleibt uns nur übrig, die Waffen entscheiden zu lassen. Wir führen den Krieg nicht gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir sind von dem Wunsche beseelt, daß die Völker, welche die große germanische Nationalität ausmachen, frei über ihre Geschicke verfügen

sollen. Was uns betrifft, so verlangen wir nur die Herstellung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichert. Wir wollen einen dauerhaften, auf die wahren Interessen der Völker begründeten Frieden erobern. Die glorreiche Fahne, die wir noch einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, ist dieselbe, die durch Europa die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution trug."

Lauter Lüge. Frankreich war nicht herausgefordert, sondern forderte heraus. Frankreich sollte angeblich nur gegen Preußen und nicht gegen Deutschland Krieg führen, wurde hier gelogen und doch war nichts gewisser, als daß es nur die deutsche Politik Preußens war, die dem Kaiser der Franzosen so tiefen Groll erweckte. Die Deutschen sollten allein selbst über ihre Geschicke entscheiden, log die Proclamation und doch hatte Napoleon III. wiederholt das linke Rheinufer für sich begehrt und der englische „Observer" wollte aus guter Quelle wissen, Napoleon III. habe bereits seinen Entschluß ausgesprochen, es müsse wie bisher Oesterreich, so auch hinfort Preußen von Deutschland ausgeschlossen werden, der Rest von Deutschland aber einen neuen Rheinbund bilden.

Das officielle Journal kündigte bereits den süddeutschen Staaten an, der Kaiser übernehme ihr Protectorat und werde sie gegen Preußen schützen, wie auch die depossedirten Fürsten wieder herstellen. Der Artikel schließt: „Der Sieg des Kaisers wird ein Sieg der Gerechtigkeit seyn."

Nachdem Napoleon III. während seiner Abwesenheit im Feldlager die Regentschaft feierlich seiner Gemahlin, der Kaiserin Eugenie, übertragen hatte, reiste er am 27. Juli zur Hauptarmee in Metz ab und ließ sich dabei von seinem jungen Sohne begleiten. Er hatte bisher im Schlosse von St. Cloud gewohnt und es fiel auf, daß er nur um Paris herum fuhr und die Stadt selbst nicht betrat. Er fürchtete, Aeußerungen des Mißfallens zu begegnen.

Schon am folgenden Tage erließ er von Metz aus eine Pro-

klamation an die Armee: „Soldaten! Ich stelle mich an eure Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet eine der besten Armeen Europas bekämpfen, aber andere, die eben so tüchtig waren, haben eurer Tapferkeit nicht widerstehen können. Ihr werdet noch einmal beweisen, was eine französische Armee vermag. Welchen Weg wir auch außerhalb unserer Grenzen einschlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Von unsern Erfolgen hängt das Schicksal der Freiheit und der Civilisation ab."

Und doch lag hinter diesen prahlerischen Worten eine geheime Angst verborgen. Der Kaiser hatte nicht gewagt, sich vor dem Ausmarsch in Paris blicken zu lassen. Er nahm seinen Sohn mit unter dem Vorwand, ihn frühzeitig in die Heldenlaufbahn einzuweihen; aber es geschah doch nur aus Angst, weil er ihn, wenn er ihn in Paris zurückließe, dort nicht für sicher hielt und im Fall großer Niederlagen im Felde ihn von jedem andern Ort in den Provinzen aus leichter nach Belgien und England flüchten lassen konnte. Seine kurze Reise nach Metz hatte etwas Unheimliches. Er kam Abends in dieser Stadt während eines furchtbaren Gewitters an und der Blitz warf einen General und zwei Stabsoffiziere seines Gefolges nahe bei ihm nieder.

Während der Kaiser noch in seinem Manifeste den Süddeutschen Schutz gegen Preußen versprach, als hätten sie ihn darum gebeten, wußte er schon, daß er sie an der Seite der Preußen sich gegenüber finden würde, und der Ingrimm, sich in Bezug auf sie getäuscht zu haben, verrieth sich in den französischen Blättern. Von diesen wurde z. B. die badische Regierung fälschlich beschuldigt, völkerrechtswidrige Sprengkugeln an ihr Fußvolk vertheilt zu haben, und hinzugefügt, Baden solle dafür zur Rache, wie vormals die Pfalz, durch Mord und Brand verheert werden. Auch wurde Baden fälschlich im „Pays" beschuldigt, die Franzosen, welche hier friedlich gelebt oder die Bäder besucht hatten, seyen mißhandelt, geplündert oder über den Rhein

fortgejagt worden. Durch diese Lügen sollten die französischen Soldaten erbittert werden. Den afrikanischen Truppen, die man fortwährend in Algerien warb, hielt man lockend vor, welche reiche Beute sie in Deutschland machen würden, und wenn sie wirklich siegreich hätten in Deutschland vordringen können, so würden sie Greuel begangen haben, von denen wir in Deutschland beim Beginn des Krieges (denn wir lernten die Bestialität dieser Afrikaner erst auf den Schlachtfeldern und in ihrer Gefangenschaft kennen) keine Ahnung hatten. Aber die Pariser Blätter selbst, die auf der Höhe der Civilisation zu stehen sich rühmten, klatschten im Voraus der Soldateska Beifall, die das friedliche Deutschland recht mißhandeln und ausplündern würde. Im „Francois“ war zu lesen, die französischen Soldaten sollten in deutschen Ortschaften die Gärten mit der Gießkanne untersuchen, denn wo das Wasser schnell einsickere, werde man Kostbarkeiten vergraben finden. Alles im Namen der Civilisation und einer zärtlichen Sympathie für Deutschland.

Der Kaiser behielt sich in Metz die Oberleitung des Krieges vor, hatte aber den Kriegsminister Leboeuf als Chef des Generalstabs an seiner Seite. In und um Metz hatte er bereits den Kern der französischen Armee unter dem Namen der Rheinarmee versammelt, in einer Stärke von wenigstens 200,000 Mann, und zwar die besten französischen Nationaltruppen mit der Garde unter General Bourbaki, mit den Marschällen Canrobert und Bazaine. Eine zweite sog. Südarmee unter dem berühmten Mac Mahon, Herzog von Magenta, der sich in der Krim und Afrika rühmlich ausgezeichnet hatte und deren Stärke wenigstens 100,000 Mann betrug, war gegen das Elsaß vorgeschoben worden und dieser Armee waren die Afrikaner einverleibt. Im stehenden Lager von Chalons, wo jährlich große Manöver abgehalten wurden, sollten sich noch Ersatztruppen und Mobilgarden erst sammeln. Außerdem sollte noch eine französische Landungsarmee von 50,000 Mann mit der französischen Flotte aus dem Hafen von Cherbourg auslaufen, um an der

Nordseeküste zu landen und in Hannover einzufallen, dessen Bevölkerung sie durch eine welfische Revolution unterstützen sollte. Die erste Abtheilung der französischen Flotte ging frühzeitig ohne die Landungstruppen ab, wurde an der englischen und dänischen Küste gesehen, fuhr bis in die Ostsee hinein und sollte Kiel, Königsberg und Danzig bedrohen. Die zweite Abtheilung der französischen Flotte sollte mit den Landungstruppen erst nachfolgen. Die Einschiffung der letztern kam aber gar nicht mehr zu Stande. Wahrscheinlich wollte man erst einen Erfolg zu Lande abwarten, ehe man so viele Truppen zur See fortschickte. Auch soll es an Transportschiffen gefehlt haben.

Diese französischen Armeen, die aus regulärem Militär bestanden, mit den noch in Garnisonen zerstreuten Truppen zusammen, berechnete man im Ganzen zu 400,000. Auf dem Papier standen noch eben so viel Mobilgarden, die aber noch gar nicht einberufen, noch nicht exercirt und, wenn auch jetzt ein Theil von ihnen zu den Fahnen gerufen, doch unbrauchbar waren. Man hätte sie früher ausbilden können, aber man wollte ihnen keine Waffen geben, weil ein großer Theil der jungen Männer republikanisch gesinnt war; Andere waren friedlich gestimmt und scheuten den Krieg. Kurz die vielgepriesene Schöpfung des Marschalls Niel, die Reorganisation des französischen Heeres, ließ noch viel zu wünschen übrig und es verhielt sich im Ganzen damit, wie mit den angeblichen 800,000 Mann, mit denen Oesterreich im Jahr 1866 geprahlt, die es aber niemals zusammengebracht hatte.

Von den Mannschaften, die wirklich einexercirt waren, konnte man im Allgemeinen die altgewohnte französische Tapferkeit voraussetzen. Indessen hatte das Einstehersystem, welches man beibehalten, weil sich eine allgemeine Wehrpflicht, wie in Preußen, nach Niels eigenem Geständniß in Frankreich nicht durchführen läßt, neben seinen Vortheilen auch Nachtheile mit sich geführt. Es gereichte dem französischen Heere zum Vortheil, daß es in den Einstehern einen zu etwa 120,000 Mann berechneten Kern von alten und in den Waffen

und der Disciplin geübten Soldaten und Unteroffizieren bewahrte, die den Rekruten zum Halt und zum Muster dienten. Weil aber diese gediente Elite der Armee reichlich bezahlt und auch für ihre Weiber und Kinder Sorge getragen war, zeigten sich in ihr Uebelstände wie unter den altrömischen Prätorianern und unter den türkischen Janitscharen. Um sich die Vortheile ihrer Stellung zu erhalten, wurden die ältern Soldaten im Kampfe vorsichtiger und suchten ihr Leben mehr zu schonen. Auch bemerkte man etwas Aristokratisches an ihnen, was die Rekruten deprimirte, und schließlich durften sie sich außerhalb des Dienstes vielerlei Licenz erlauben, was der sittlichen Disciplin schadete. Der letztern geschah namentlich auch durch die Kameradschaft mit den schwarzen Afrikanern Eintrag, wie überhaupt durch die Afrikanisirung auch eines Theils der europäischen Truppen Frankreichs. Die Zuaven, wenn auch geborene Franzosen von weißer Hautfarbe, waren doch in ihrer Kleidung und Bewaffnung ganz zu Türken gemacht worden.

Auch im Offiziercorps waren ähnliche Veränderungen eingetreten. Die höhern Chargen der Marschälle und Generale waren zwar auch schon früher unverhältnißmäßig reich dotirt gewesen, während die Subalternoffiziere schlecht bezahlt waren. Auch hatten früher, ja schon seit ein paar Jahrhunderten, unter den französischen Offizieren sehr aristokratische Passionen und Licenzen vorgeherrscht; jedoch hielt man früher in Frankreich viel mehr theils auf Ritterlichkeit des Mannes dem Manne gegenüber, theils auf zarte Galanterie dem schönen Geschlecht gegenüber. Diese Auszeichnung ist nun mehr und mehr verloren gegangen und hat einer erstaunlichen Verwilderung des socialen Verkehrs Platz gemacht. Arroganz, Rücksichtslosigkeit haben die altfranzösische Grazie beim männlichen Geschlecht, wie Eigennutz und Schamlosigkeit beim weiblichen verdrängt. Der heutige Pariser Demimonde ist nur die natürliche Ergänzung des Afrikanerthums in der Armee.

Herr von Wickede sagt (in der Kölner Zeitung) von den fran-

zösischen Offizieren: „Manche sind ohne Zweifel Männer von Erziehung und Bildung und benehmen sich anständig, zurückhaltend aber höflich, andere hingegen scheinen recht rohe, ungebildete Gesellen zu seyn, die auch jetzt noch nach gewohnter Weise arrogant und übermüthig auftreten möchten und z. B. kaum danken, wenn die preußischen Offiziere sie zuerst höflich grüßten. Auch wollen sie jetzt noch Ansprüche machen und verlangen hier, wo die Sieger oft sich Entbehrungen auferlegen müssen, noch besondere Berücksichtigungen. Von der Anmaßung einzelner gefangener französischer Offiziere sah ich gestern noch ein rechtes Beispiel. Ein älterer preußischer General mit schon grauem Barte redete zwei gefangene unverwundete französische Offiziere sehr freundlich an. Die Flegel dankten kaum und hielten es nicht für nöthig, von ihren Stühlen nur aufzustehen. Da packte ein sehr großer preußischer Unteroffizier, der zufällig in der Nähe stand, den einen Franzosen, der noch ein junges Bürschlein mit recht frech aussehendem Gesichte war, ohne Weiteres beim Kragen, hob ihn in die Höhe und stieß ihn dann auf den Boden, zornig sagend: ‚Sie Polisson, wenn ein preußischer General Ihnen die Ehre erzeigt, überhaupt nur ein Wort mit Ihnen zu reden, so gehört es sich, daß Sie dabei aufstehen!‘ Wie der Blitz sprang jetzt auch der andre französische Offizier auf. Ueberhaupt die Unverschämtheit der Franzosen wird ihnen sehr gehörig von uns ausgetrieben werden, darauf kann man sich sicher verlassen.“

Der „Univers“ bemerkte: „Die französische Armee, aus Christen zusammengesetzt, ist keine christliche mehr. Es versteht sich, daß es Ausnahmen gibt, um so ehrenwerther, je seltner sie sind. Der französische Soldat kann im Lande der Freiheit seine Religion nicht frei ausüben. Menschliche Rücksichten, Gespött, ein despotischer Druck hindern ihn. Für den armen Soldaten, der aus dem Vaterhause in die Kaserne kommt, geschieht nichts. Hier erfrischt ihn kein religiöser Hauch, seine sittlichen Gefühle werden schwankend, selten widersteht er dem bösen Beispiel, bald ist sein Herz befleckt. Die Unter-

offiziere wissen nicht mehr, was Religion ist. Selber verdorben durch die schlechten Blätter — die Armee liest keine andern — verbreiten sie durch Wort und Beispiel den schlechten Geist und impfen ihn den jungen Soldaten ein."

Zur Abnahme der Ritterlichkeit trugen auch die neuen Erfindungen, die Chassepots und Mitrailleusen, bei. Die Maschine ersetzte mehr und mehr den Menschen. Vor sich einen Kugelhagel glaubte man sich durch diesen geschützt, als brauche man sich persönlich nicht mehr viel anzustrengen. Die einfachen Kanonen wurden früher von den Franzosen besser vertheidigt; von den Kugelspritzen sah man sie dagegen 1870 häufig davon laufen, wenn der Feind trotz des Eisenregens doch die Batterie erstürmte. — Zu den Kennzeichen eines herabgekommenen Heroismus gehörte auch der neu in der französischen Armee eingeführte Gebrauch, nach welchem nur noch jedes Regiment seinen Adler behielt, die Markirfahnen der Bataillone aber weder die französischen Farben, noch sonst ein Abzeichen haben durften, damit sie der Feind, wenn er ihrer habhaft würde, nicht als Trophäe benutzen könne. Dieser neue Gebrauch ist kein Zeichen von Muth und militärischer Gradheit.

Man bemerkte in diesem Kriege, daß die Mehrzahl der französischen Soldaten verhältnißmäßig kleine und schwache Leute waren. Auch ergab sich aus statistischen Uebersichten, daß die Bevölkerung des schönen Frankreich im Abnehmen begriffen sey, daß viel weniger Ehen geschlossen würden als früher, daß viele Kinder in Pensionen systematisch vernachlässigt werden, damit die Eltern sie bald los werden, daß viele Ehen kinderlos bleiben oder nur ein oder zwei Kinder hervorbringen, um die Kosten zu sparen. Das alles beurkundet die große Verdorbenheit der Sitten in Frankreich, wobei auch die Gesundheit der Race leiden muß. *)

---

*) Die berüchtigte Franzosenkrankheit verdient diesen Namen immer noch. Bayrische Blätter berichteten im Herbst 1870: „Von den 4858

Unter den Schreckmitteln, womit man die Deutschen ängstigen zu können hoffte, spielten die Mitrailleusen oder Kugelspritzen eine große Rolle, Hinterlader und Revolver in größerem Maaßstabe, die eine Menge längliche und pfeilartige Kugeln zugleich dem Feind entgegenschleudern. Mit Wohlbehagen wurden die schrecklichen Wirkungen dieser Geschosse erzählt. Da sollte ein ganzes Regiment vor einem einzigen Geschütz wie im Nu verschwinden. Die Uebertreibung lag hier ebenso wie die Bosheit und Grausamkeit im Charakter des mordgierigen Volks. Man bemerkte überhaupt im Charakter der Franzosen eine Verschlimmerung. Die Kriminalprozesse enthüllten schaudervolle Verbrechen. Die Theater, die Romane mußten von Blut und Unzucht triefen, wenn sie die erschlafften Nerven der Pariser noch kitzeln sollten. Schließlich gab es hier eigentlich nur noch eine schöne Literatur für den Demimonde.

Unmittelbar vor dem Kriege von 1870 erschien ein Artikel im Journal des Debats, worin im Hinblick auf die tiefe Corruption des heutigen Frankreich dringend ermahnt wurde, im bevorstehenden Kriege human zu verfahren.

Der verworfenste Bestandtheil der französischen Armee waren die Afrikaner, die der französischen Südarmee eingereiht unter Mac Mahons Führung zuerst in Deutschland einrücken und hier überall Schrecken verbreiten sollten.

Seit vierzig Jahren war Algerien im Besitz der Franzosen und in dieser langen Zeit hätten die französischen Herrscher, wenn sie sich wirklich für berufen hielten, die Welt zu civilisiren, wohlthätig auf die schwarzbraunen und schwarzen Afrikaner einwirken können, um

---

französischen Gefangenen in Ingolstadt sind nahe an 700 mit jener ekelhaften Krankheit behaftet, welche der Pariser „Figaro“ so menschenfreundlich war, den Pariser Cocotten als gutes Mittel zur Vergiftung der deutschen Armee anzupreisen. Der Umstand wirft auf die Sanitätspflege im französischen Heere ein grelles Licht. In Ingolstadt werden auf dem Felde draußen zur Unterbringung dieser Patienten jetzt eigene Baracken gebaut.“

sie für Christenthum und Civilisation zu gewinnen, sie zu sittigen und ihrer scheuslichen Barbarei ein Ende zu machen. Aber Napoleon III. hat für die französische Colonie in Algerien weniger gethan als seine Vorgänger. Er benutzte sie nur zur Uebung und Abhärtung seiner Truppen und zur Einverleibung der dunkelfarbigen halbwilden Bevölkerung in das französische Heer. Die in Frankreich geborenen Soldaten nahmen viel von der Verwilderung in Afrika an und brachten sogar nach Paris eine vorher kaum erhörte Verthierung und Unzucht mit. Man ist also berechtigt, dem zweiten Kaiserreich in Frankreich vorzuwerfen, daß es, anstatt Afrika zu civilisiren, vielmehr die Barbarei von dort in das civilisirte Europa verpflanzt hat.

Die berüchtigten Afrikaner bestanden aus folgenden Corps. „1) Zuaven, 1832 gestiftet, ursprünglich eingeborene, algierische Infanterie, in maurischer Tracht, wurden, als 1839 die Mauren (Muhamedaner) durch den Emir Abd-el-Kader aus französischem Dienst abgerufen wurden, durch französisches Gesindel kompletirt und rekrutiren sich jetzt meist aus den verlorenen Söhnen von Paris; man hat ein Garde- und zwei Linien-Zuaven-Regimenter, zusammen etwa 11,000 Mann. Der Name kommt von dem tapfersten Kabylenstamm der Zouaouva, der den Franzosen so hartnäckig Widerstand leistete. Die Uniform ist weißer Turban mit rothem Einsatz und gelber Quaste, Jacke dunkelblau mit gelben Schnüren, weite rothe Beinkleider, weiße Gamaschen. 2) Turcos, 1841 gestiftet, sind noch wirklich muhamedanische Mauren; Turco ist ein Spitzname, weil die Türken in Algier als besonders tapfere Krieger gelten; offiziell heißen sie Tirailleurs indigènes, es sind 3 Regimenter, zusammen etwa 10,000 Mann. Die Uniform ist wie bei den Zuaven, nur sind Jacke wie Hose hellblau; sie tragen einen rothen Gürtel um den Leib; nur ihre Lieutenants sind ebenfalls Mauren, vom Hauptmann aufwärts sind es Franzosen. 3) Spahis, gestiftet 1833, sind die Turcos zu Pferde, lauter muhamedanische Mauren. Uni-

form: rothe Jacke, blaue Hose, weißer Shawl als Turban, Burnus. Der Name ist der alten türkischen Feudal-Kavallerie entlehnt. Die Spahis bilden 3 Regimenter, gegen 4000 Mann. 4) Zephyrs, so viel uns bekannt, Spitzname der drei Bataillons leichter afrikanischer Infanterie, die nur in Algier selbst verwendet werden.“ Die letzteren wurden gewöhnlich aus Sträflingen genommen, lauter Galgengesichter, und diesmal ließ man sie nicht in Afrika, sondern schickte sie mit gegen die Deutschen. Ueberhaupt wurde die Zahl aller dieser Unholde für den Feldzug in Deutschland vermehrt und hatte man in Afrika zu diesem Behufe schon im voraus große Werbungen veranstaltet. Sogar Neger aus dem tiefen Innern des Landes waren herbeigeströmt, da man sie hatte versichern lassen, sie würden in dem reichen Deutschland nach Herzenslust rauben und unermeßliche Beute machen können.

Auch suchte die französische, wie auch die franzosenfreundliche Presse in Deutschland selbst Schrecken und Grauen vor diesen Schwarzen zu erwecken. Selber weibisch und bubenhaft bildeten sich diese Helden der Presse ein, deutsche Männer und Krieger würden sich gleich Weibern und Kindern vor den Unholden der afrikanischen Wüste fürchten. Mit schadenfrohem Behagen malten gewisse Correspondenten die Grausamkeit der Schwarzen aus. In dem beliebten Charivari, einem illustrirten Blatt in Paris, sah man das Bild eines Turco, der einem verwundeten Preußen ein Auge nach dem andern ausschlägt mit der Unterschrift: Das eine ist für Leipzig und das andere für Waterloo. An so etwas hatte das verderbte Pariser Publikum Freude. Derselbe Charivari brachte schon seit Jahren fast nichts als unanständige Nuditäten, wie auch Frivolitäten von Soldaten. Darin spiegelte sich die ganze Unzucht und Verwilderung des Pariser Lebens. Voltaire selbst hatte einmal vom französischen Volk gesagt, es sey halb Tiger, halb Affe. Das gilt wenigstens von den Parisern.

Die afrikanischen Truppen waren meist Raubgesindel, welches man erst eigens für den bevorstehenden Krieg unter den Kabylen

und Negern geworben hatte, indem man ihm eine reiche Beute in Deutschland versprach. Im Lyoner „Progrés" las man, in Algerien laufe jeder Kabyle, der eine Flinte tragen könne, herzu und lasse sich anwerben. Die französische Presse selber verhehlte nicht, daß man mit diesen Halbthieren der afrikanischen Wüste die gutmüthigen Deutschen schrecken wolle. Zugleich log man jenem schwarzen Gesindel vor, jeder von ihnen, den die Deutschen fangen würden, werde auf der Stelle umgebracht werden. Sie sollten also ihr Leben theuer verkaufen, so wild als möglich um sich schlagen, so viel Schrecken als möglich vor sich hergehen lassen. Dafür würden sie dann durch reichliche Beute belohnt werden, die sie nach Afrika mitschleppen dürften.

Ein bayrischer Offizier schrieb nach der Schlacht bei Wörth: „Ich mußte staunen, als ich hörte, daß bei einer Abtheilung von 400 Turcos, welche gefangen genommen worden, die Offiziere vortraten und für ihre Person um Schonung baten. Diesen afrikanischen Truppen nämlich wurde demnach von höherer Stelle bekannt gemacht, daß sie, wenn kriegsgefangen — weil eigentlich in Europa nach Völkerrecht nicht zu verwenden — massakrirt würden. So hörte ich; für die Wahrheit des Vortretens der Offiziere und ihrer Bitte um Schonung kann ich nicht einstehen. Nun stelle man sich vor, was diese Kerle in Feindesland zu thun gedachten?" Schon in Afrika waren sie durch ihre unmenschliche Grausamkeit berüchtigt gewesen. Sie pflegten gefangenen und verwundeten Feinden die Hände abzuschneiden, die Augen auszustechen und noch ärgere Gräuel zu begehen, besonders an den Weibern. Das Erstere thaten sie nun auch Verwundeten im Elsaß an. Am letztern wurden sie nur dadurch verhindert, daß sie von den Deutschen massenhaft erschlagen oder gefangen oder in's Innere Frankreichs zurückgetrieben wurden. Jedenfalls war es eine Ruchlosigkeit vom Kaiser der Franzosen, solche Bestien nach Europa zu bringen und ihnen solche Instructionen für den deutschen Krieg geben zu lassen, während seine Proclamationen

prahlten, seine Truppen marschirten an der Spitze der Civilisation und wollten den Deutschen nur die Freiheit und Civilisation bringen. Man konnte den Hohn nicht weiter treiben und er konnte nur in blutigen Niederlagen der weißen wie der schwarzen Canaille gesühnt werden.

Im „Figaro“ las man: „Einer unserer Freunde, der von der Grenze kommt, hat die Turcos im Bivouak über die Preußen sprechen hören und theilt uns einige ihrer pittoresken Ausdrücke mit. Unter anderm ist uns folgende Wendung aufgefallen durch den trefflichen Geist, den sie bezeugt: Wir Kopf abschneiden den Soldaten von Monsieur Micmac (Bismarck) und laden unsere Kanonen mit! Ein weiterer Ausspruch eines Zuaven ist: Wenn ich einen Preußen in seiner Ecke vorkriege, so werde ich ihm seinen Theil geben und ihn dann in den Abtritt werfen — man muß seine Tänzerin immer wieder an ihren Platz zurückführen.“

Von den vielen Turcos, die später als Gefangene nach Ingolstadt gebracht wurden, schrieb man von dort: „Sie fielen über das ihnen zugeworfene Brod her wie ausgehungerte Tiger. Einige sprangen vom ersten Stockwerke der Casematte herunter und trotzten der Gefahr, sich beide Beine zu brechen. Es war eine richtige Menagerie-Fütterungsscene. Man mußte Gewalt brauchen, um die Bestien auseinander zu halten; sie hätten sich, unbewaffnet wie sie waren, mit den Zähnen zerfleischt. Die weißen Turcos gehören einer noch gefährlicheren Menschenclasse an. Wer je den Bagno von Toulon besucht hat, kennt den eigenthümlichen Gang der Kettensträflinge, und die fleißige Romanleserin weiß, daß dieser Gang noch nach Jahren den freigelassenen Verbrecher verräth. Nun, ich schauderte, als ich verschiedene Turcos promeniren sah, deren Gangart unzweifelhaft auf im Bagno verlebte Jahre hindeutete. Ich mag nicht daran denken, wie diese Bestien als Sieger bei uns gehaust hätten.“

Man glaubte allgemein, weil die Franzosen den Krieg erklärt und früher gerüstet hatten, sie würden auch zuerst angreifen, und man

war eine Zeitlang besorgt, sie würden vom Oberrhein aus einen kräftigen Offensivstoß nach dem südlichen Deutschland zu machen versuchen, welches unmittelbar nach der ganz unerwarteten Kriegserklärung noch gar nicht vorbereitet war. Dies war auch ihre Absicht gewesen. Die Vorhut der französischen Südarmee unter dem General Douay stand dem Oberrhein schon ganz nahe, weshalb auch schon am 22. Juli die Rheinbrücke bei Kehl auf deutscher Seite gesprengt wurde, um den französischen Truppen, wenn sie von Straßburg vorbrächen, das Herüberkommen zu erschweren. Zugleich waren ganz unmerklich im Vorarlberg österreichische Truppen zusammengezogen worden, die nur eines Winks warteten, um am Bodensee vorzudringen und die vom Oberrhein herkommenden Franzosen zu unterstützen. Eine saubere Ueberraschung für Schwaben, wenn es damit ernst geworden wäre. Aber die Franzosen hielten inne und kamen nicht über den Rhein und nun geschah auch von österreichischer Seite nichts mehr.

Eine württembergische Compagnie wurde vom Schwarzwald aus in's Rheinthal geschickt und machte zwischen Breisach und Basel einen gewaltigen Lärm mit Trommeln und Signalhörnern, veränderte mittels der Eisenbahn und rascher Schwenkungen blitzschnell ihre Stellung, lärmte wieder an einem andern Orte und zündete bei Nacht so viele Wachtfeuer an, daß man auf der französischen Seite in der That glaubte, der Schwarzwald und Oberrhein seyen stark mit deutschen Truppen besetzt.

In einer im November d. J. in Brüssel gedruckten Flugschrift „Die Campagne von 1870," für deren Verfasser man Napoleon III. hielt, findet sich die Enthüllung, die französische Südarmee habe vom Oberrhein her in Süddeutschland vorbrechen sollen, nicht nur, um die süddeutschen Staaten zum Abfall von Preußen zu nöthigen, sondern auch um Italien, welches durch dieses Manöver gleichsam von Preußen abgeschnitten wurde, in die Trippelallianz mit Frankreich und Oesterreich hineinzutreiben. Daß eine

solche Absicht gehegt wurde, hat nichts Unwahrscheinliches. Warum aber der Plan nicht ausgeführt wurde, erklärt sich theils aus dem übereinstimmenden und raschen Anschluß der süddeutschen Regierungen an Norddeutschland, theils aus der Besorgniß, die französische Südarmee könne, wenn sie ihre Operationslinie zu weit ausdehne, von Norden her flankirt werden, theils aus der Unentschlossenheit Oesterreichs. Es ist sehr ergötzlich zu lesen, wie in den Blättern der sog. bayrischen Patrioten, d. h. der Nichtpatrioten, der Franzosenfreunde, noch im Herbst des Jahres tief seufzend über Oesterreich geklagt wurde, daß es sich damals zurückgezogen und dadurch erst die bayrische Regierung dahin gebracht habe, die Schutz- und Trutzbündnisse mit den verhaßten Preußen einzuhalten. Der König von Bayern hat ganz selbständig gehandelt und würde sich das Maaß, bis zu welcher Linie er deutsch seyn und handeln dürfe, am wenigsten von Wien aus haben vorzeichnen lassen.

Man erfuhr, im französischen Hauptquartier sey man damals uneins und namentlich Mac Mahon ganz anderer Ansicht gewesen als Leboeuf. Auch Changarnier, der alte Republikaner war seiner militärischen Fähigkeiten wegen nach Metz berufen und mit zu Rathe gezogen worden. Das Ergebniß war, daß man von französischer Seite Mac Mahon's Offensive einstweilen aufgab und daß der Kaiser selbst mit dem Gros der Rheinarmee den ersten Angriff auf Rheinpreußen und die Rheinpfalz machen wollte.

Die Sprengung der Kehler Brücke veranlaßte den Franzosen About zu einer lächerlichen Strafpredigt. Man beschwere sich, schrieb er, in Deutschland über die wilden Afrikaner, die man in einem Kriege unter civilisirten Völkern nicht verwenden solle, aber diese Wilden „seyen unendlich civilisirter“, als die bei Kehl lagernden Barbaren, die einen so schönen Brückenbau hätten zerstören können. Dann charakterisirt er diese Barbaren, die bedauernswürdigen Preußen. „Ich höre, daß die Landwehrmänner, diese heulenden Schneider und Schuster, die mit Gewalt hinausgetrieben werden, um Ruhm zu

suchen, sich sehr vor den Bajonetten fürchten. Haben wir Mitleid mit diesen armen Schluckern."

Wir gehen nun zu den deutschen Heeren über, welche sämmtlich unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen standen. Im Alter von 73 Jahren setzte dieser noch überaus kräftige Herr von heroischer Größe noch einmal den Kriegshelm auf, um mitten unter seinen, jetzt nicht mehr blos Preußen, sondern Deutschen, die Gefahren der Schlachten und die Strapazen der Lager zu theilen. An seiner Seite Graf Bismarck, der Kriegsminister Roon, der Generalstabschef Moltke, jene großen Männer, deren zusammenwirkendes Genie bisher alle Hindernisse niedergebrochen hatte, welche sich von so vielen Seiten her der Einigung Deutschlands entgegenstemmten. In diesem Kriege waren die Aussichten für Deutschland viel günstiger als in dem von 1866. Es war kein Bruderkrieg mehr von Deutschen gegen Deutsche, sondern der vom alten Leo in Halle so lang ersehnte „gesunde Krieg" deutscher Ehrlichkeit gegen wälsche Arglist. Und Süddeutschland, welches noch vor vier Jahren gegen Norddeutschland gekämpft, zog jetzt mit diesem vereinigt und in jauchzender Lust gegen die Franzosen zu Felde. Ich habe die Begeisterung erlebt, mit welcher 1813 die preußischen Krieger in den Kampf gegen die Franzosen zogen, die unserm großen deutschen Vaterlande so viel Unglück, so viel Jammer, so viel Schande gebracht haten. In den großen Aufregungen Deutschlands 1830 und 1848 war nichts mehr von solch einer edlen vaterländischen Gesinnung und Opferfreudigkeit zu spüren. Auch 1866 zogen die Preußen ungern gegen ihre deutschen Brüder. Jetzt aber im Sommer 1870 war der Geist von 1813 wieder erwacht, nicht blos in Norddeutschland, auch in Bayern, Schwaben und am Rhein.

Im Anfang des August war die Mobilisirung sämmtlicher deutscher Truppen nahezu vollendet und man berechnete, es stünden unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm von Preußen, als des Feldherrn der gesammten deutschen Kriegsmacht

550,000 Mann norddeutsch-preußische Feldtruppen mit 1200 Feldgeschützen und 53,000 Mann ausmarschirende Cavalleristen, 187,000 Mann norddeutsch-preußische Ersatztruppen mit 234 Geschützen und 18,000 Mann Cavalleristen; 205,000 Mann Landwehr und Besatzungstruppen mit 10,000 Mann Cavallerie, zusammen also 944,000 Mann norddeutsch-preußische Truppen mit 1680 mobilen Geschützen und 193,000 Pferden; ferner 69,000 Mann bayrische Feldtruppen mit 192 Geschützen und 14,800 Pferden, 25,000 Mann bayrische Ergänzungstruppen mit 2400 Pferden, 22,000 Mann bayrische Besatzungstruppen; 22,000 Mann württembergische Feldtruppen mit 54 Geschützen und 6200 Pferden, 6500 Mann württembergische Ergänzungstruppen, 6000 Mann württembergische Besatzungstruppen; 16,000 Mann badische Feldtruppen mit 54 Geschützen, 4000 Mann badische Ersatztruppen, 9600 Mann badische Besatzungstruppen. Alles zusammen ergibt die ungeheure Zahl von 1,124,000 Mann aller Waffengattungen. So lange wir die deutsche Geschichte kennen, hat es niemals auch nur annähernd ein deutsches Nationalheer von gleicher Stärke gegeben.

Dasselbe wurde in drei Armeen eingetheilt. Die erste unter dem alten berühmten General von Steinmetz, sollte auf der rechten Flanke operiren, in der Mitte die Haupt- oder Rhein-Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, bei der sich auch der greise König selbst befand; auf dem linken Flügel die dritte oder Süd-Armee, bestehend theils aus Preußen, theils aus den sämmtlichen süddeutschen Truppen unter dem Befehl des Kronprinzen von Preußen. Alle drei Armeen bewegten sich nach der Rheinpfalz, um nicht zu weit von einander getrennt zu bleiben und weil man erwartete, auch der Feind werde möglichst konzentrirt bleiben. — Eine vierte kleinere Armee unter General Vogel von Falkenstein übernahm die norddeutsche Küstenvertheidigung gegen die französische Flotte.

Jedenfalls hätten die Franzosen, welche schon unmittelbar nach der Kriegserklärung aus dem Lager von Chalons aufbrachen, in die

Rheinpfalz eindringen können, ehe noch die bayrischen und preußischen Truppen hier in hinreichender Zahl versammelt waren. Am meisten war Saarbrücken bedroht, das Thor der Pfalz, eine kleine offene, wohlhabende Stadt schon auf preußischem Gebiete. Hier stand nur ein Bataillon Fußvolk vom Regiment Hohenzollern unter Oberstlieutenant von Pestel und eine Schwadron Reiterei, die aber einen so lebhaften und gewandten Vorpostendienst übten und so viel guten Humor zeigten, daß der Feind sie für viel stärker und gut gedeckt hielt. Der erste Todte war ein französischer Vorposten, den ein Soldat des Regiments Hohenzollern niederschoß. Der Name Hohenzollern sollte überhaupt ominös in diesem Feldzuge durchklingen. Auch eine Handvoll Reiter unter dem Lieutenant Voigt führten einen glücklichen Handstreich aus, indem sie am 24. Juli den von Saargmünd nach Hagenau führenden Eisenbahnviadukt unbrauchbar machten. *)

Am 2. August erschienen auf einmal drei französische Divisionen mit schwerem Geschütz vor Saarbrücken, denen gleichwohl die wenigen Preußen vier Stunden hinter einander widerstanden, 70 Mann und 2 Offiziere verloren, sich aber in guter Ordnung auf einen Berg zurückzogen und hier noch behaupteten. Bei diesem unbedeutenden Gefecht war Napoleon III. selbst anwesend und schämte sich nicht, in einem Schreiben an die Kaiserin und in einer ministeriellen Note sich eines glänzenden Sieges zu rühmen. Da hieß es, die Mitrailleuse habe Wunder gethan und einen ganzen preußischen Schlachthaufen in einem Augenblick vernichtet, die Franzosen aber hätten

*) Gleichzeitig machte vom Rhein aus der württembergische Rittmeister Graf Zeppelin mit drei badischen Offizieren eine kecke Recognoscirung im Elsaß, hielt sich aber zu lange auf und wurde von französischen Reitern überfallen. Er selbst entkam, nachdem er sich eines feindlichen Pferdes bemächtigt hatte. Einer seiner Gefährten Winsloe wurde getödtet, die beiden andern gefangen.

nur 1 Mann und 1 Offizier verloren. Der Kaiser hatte seinen Sohn mitgenommen und erzählte ruhmredig von ihm, derselbe habe mitten im Kugelregen seltene Kaltblütigkeit bewiesen und eine zu seinen Füßen niedergefallene feindliche Kugel aufgehoben und zum Andenken behalten, wobei die Soldaten vor Rührung geweint hätten. Die „France" bemerkte noch dazu: „Der kaiserliche Prinz in Person that den ersten Schuß aus unsern Mitrailleusen, welche die Preußen buchstäblich niedermähten." Dieselbe Zeitung begrüßte „den Erfolg" von Saarbrücken als einen großen Sieg, mit dem eine neue Aera der Geschichte beginne. „Das siegreiche Wiedererscheinen der Tricolore ist nicht allein der Beweis einer glänzenden Waffenthat, es ist vielmehr erlaubt, sie als Zeichen einer neuen Geschichtsperiode zu begrüßen. Alles trifft zusammen, um die Explosion der patriotischen Freude zu rechtfertigen, mit welcher dasselbe in Paris und ganz Frankreich vernommen wurde. Die activen Operationen durch einen Sieg in zwei Stunden fast ohne Verluste eingeleitet zu haben, wird ein doppelter Grund zu Stolz und Hoffnung. Alles beweist hier die scharfsinnige Festigkeit der Führer, den unwiderstehlichen Elan der Soldaten und die unbestreitbare Ueberlegenheit unserer Waffen." Der Kaiser behauptete sich gar nicht einmal in Saarbrücken, sondern zog sich zurück und übte nur noch eine ganz unnütze Grausamkeit aus, indem er schließlich die von den Preußen verlassene und ganz wehrlose Stadt Saarbrücken bombardiren und die schönsten Gebäude derselben einäschern ließ. Man begreift die Malice, da Saarbrücken die einzige preußische Stadt war, welche überhaupt in diesem Kriege in den Besitz der Franzosen kam.

Die Independance belge schrieb aus Chalons: „Die Mobilen beklagten sich über Mangel an Lebensmitteln; sie hätten gestehen sollen, daß sie beim Abmarsch Brod erhalten hatten, welches aber zu den Wagenfenstern hinausgeworfen wurde. Bei jedem Verles fehlen die Leute; alle diese Pariser Kinder haben einen bösen Geist." Der Gaulois schrieb am 4. August: „Marschall Canrobert reitet

mit seinem Generalstabe an den 6 aufmarschirten Bataillonen vorbei: Alles ist in bester Ordnung; nichts rührt sich. Er reitet abermals vorbei; die Reihen sind aufgelöst; ein Ruf läßt sich hören, dann zwei, dann drei, dann zehn Rufe: „Nach Paris!" Noch öfter! „Ihr denkt nicht daran", sagt der Marschall, „Ihr könnt jetzt nicht nach Paris zurückkehren, und nicht ein Einziger von Euch würde Lust dazu haben, wenn man ihn beim Worte nähme." Einige Stimmen: „O ja!" Der Marschall Canrobert wird ungeduldig. Die Rufe verdoppeln sich; man singt: „Nach Paris!" nach der Melodie des Lampions. Diesmal geräth der Marschall wirklich in Zorn und ruft: „Ihr vergeßt, daß ihr der Gehorsam seyd und daß ich die Gewalt bin!" Ein Offizier des Generalstabes treibt sein Pferd gegen einen Mobilgardisten, der lauter schreit als die andern. Derselbe drückt sich zwischen den Zelten hindurch. Der Marschall, wüthend, will vordringen. Man schreit lauter. Einige Steine werden geworfen. Diesmal entfernt sich die Eskorte und die Ruhe wird hergestellt."

Anders war der Geist im preußischen Heere. Bei dem Durchmarsch bei Mörzheim in der Pfalz feierte das 3. Bataillon des preußischen Königsregiments noch einmal in erhebender Weise das heilige Abendmahl vor seinem Ausmarsch. Es war am Montag in der Abendstunde, als die große Kirche mit Kriegern sich füllte und es machte einen wahrhaft ergreifenden Anblick, als der Major mit seinen Offizieren am Altare auf die Knie niedersank, um das heilige Mahl zu empfangen, und dann nach und nach alle Soldaten das Gleiche thaten und die männlichen bärtigen Gesichter so ernst und feierlich aufblickten, verklärt von christlichem Heldenmuthe wie von der Todesweihe, da das Königsregiment gewöhnlich die Ehre des Vorganges hat und (wie seitdem in der That geschehen) die stärksten Opfer bringen muß.

Unterdeß hatten die deutschen Heere Zeit gehabt, sich in der Rheinpfalz und nahe bei ihr zu sammeln, denn sie wollten zunächst

einander bleiben, um nach jedem Punkte hin, woher der Angriff kommen würde, stark genug zu seyn. Da sie aber nur auf einen Augenblick bei Saarbrücken angegriffen wurden und sich von der isolirten Stellung Mac Mahons überzeugt hatten, ergriff die deutsche Südarmee unter dem Kronprinzen von Preußen, die sich bei Bruchsal gesammelt hatte, die Offensive und ging über den Rhein, um über die französische Südarmee herzufallen.

Ein Theil der deutschen Südarmee überschritt die französische Grenze bei Weißenburg. Die Weißenburger Linien waren in den früheren Kriegen mit Frankreich immer berühmt gewesen, im Zickzack aufgeworfene Schanzen, längst aber vernachlässigt und erst in jüngster Zeit wieder durch einige neue Schanzen ersetzt. Hier stand nur eine französische Division unter dem tapfern General Douay. Man begriff nicht recht, warum dieser General hier isolirt stand, da es doch der Oberfeldherr der französischen Südarmee, Mac Mahon, der mit seinen andern Divisionen weit rückwärts stand, räthlicher hätte finden sollen, alle seine Streitkräfte zu concentriren, weil er darauf gefaßt seyn mußte, mit vereinzelten Divisionen überall auf eine deutsche Uebermacht zu stoßen. Er rechnete aber wohl darauf, daß sich seine Franzosen in äußerst günstigen Stellungen auf den Bergen des Wasgau (Vogesen) gut halten und den anstürmenden Deutschen schwere Verluste beibringen würden. Im Grunde begann dieser Feldzug im Elsaß wie der böhmische im Jahr 1866. Der Feind warf den Preußen nicht genug Streitkräfte auf einmal entgegen und blieb zu sehr zerstreut. Doch handelten die Franzosen immerhin klüger und energischer, als es die Oesterreicher 1866 gethan hatten. Die Preußen fanden damals die Pässe durch die böhmischen Gebirge unbesetzt, während ihnen in denen des Wasgaus die Franzosen in guten Stellungen heftigen Widerstand leisteten.

Douay hatte einen Theil seiner Truppen unten in Weißenburg zurückgelassen, das Gros derselben aber auf dem Gaisberg hinter

der Stadt auf's vortheilhafteste aufgestellt. Am 4. August rückten die Spitzen der deutschen Südarmee heran und einige bayrische Regimenter unter dem General Grafen Bothmer (der im bayrischen Reichsrath rühmlich die deutsche Sache vertreten), hatten die Ehre, den Kampf zu eröffnen. Unaufhaltsam stürmten sie in die ummauerte Stadt hinein, schlugen sich in den Straßen besonders mit dem vielen afrikanischen Gesindel herum und überwältigten endlich nach heftigem Kampfe die ganze Stadt, so daß sie 300 Gefangene machten. Während dieses heißen Kampfes eilten die noch fern zurückgebliebenen Preußen, hauptsächlich Schlesier unter dem General v. Kirchbach so rasch als möglich herbei, indem der General seinen Leuten zurief: „Die Bayern sollen wissen, daß auf Preußen Verlaß sey." Die Franzosen zogen sich nun alle auf den Gaisberg zurück, dessen 200 Fuß hohe steile Anhöhe nunmehr die Preußen mit Sturm nahmen. Oben hatten die Franzosen ein Gehöft und dessen weite Ummauerung mit Batterien versehen und eröffneten ein furchtbares Feuer auf die Preußen, welche jedoch unaufhaltsam den Berg erstiegen und unter schweren Verlusten den Feind überwältigten und in die Flucht schlugen. General Douay, der lieber sterben als fliehen wollte, fiel und starb unmittelbar, nachdem ihm eine Kugel beide Beine abgerissen hatte. Die Preußen machten hier noch 500 Gefangene und eroberten vier französische Geschütze und zwei Adler. Man rechnete auf Seite der Deutschen 6—700 Todte und Verwundete. Der französische Verlust war ebenfalls sehr groß. Am meisten wunderte man sich, daß sie 800 Gefangene und darunter 18 Offiziere zurückgelassen hatten, alle unverwundet. Das schwarze Gesindel aus Afrika war von den Bayern so arg mitgenommen worden, daß seitdem die Turcos keine andern Truppen so sehr fürchteten, wie les bleus. Die scheuslichen affenartigen Afrikaner hatten sich, wenn die Bayern eine Salve gaben, geschwind niedergeworfen, als wären sie todt, wenn aber die Bayern vorbei waren, von hinten nach ihnen geschossen. Desgleichen hatten sie Ver-

wundeten die Hände abgeschnitten und die Augen ausgestochen und alle die Grausamkeiten geübt, die sie von Afrika her gewohnt waren. Sie wurden daher auch, wie sie es verdienten, von den erzürnten Bayern wie Hunde todtgeschlagen. Immerhin waren die Deutschen gutmüthig genug, viele Turcos am Leben zu lassen und als Gefangene so anständig zu behandeln, als wären es Europäer und Christen. —

Am folgenden Tage wurde die Grenzstadt Lauterburg nach kurzem Gefecht von badischen Truppen genommen. In dem wichtigen Straßburg hatte man nicht geglaubt, daß die Deutschen über den Rhein kommen könnten. Man dachte also im Hauptquartier des General Beyer, der die badische Division commandirte und über den Rhein in's Elsaß einrückte, an einen Handstreich gegen die schlechtverwahrte Festung. Der Weg führte über Hagenau. Die Vorhut der Badener drang in die Stadt und die Lieutenants von Schönau und von Freidorf ritten keck vor die Kaserne, wo sich ihnen die überraschten Feinde gefangen gaben, 200 Mann mit vielen Pferden. Eben hatten die badischen Truppen das Telegraphenamt besetzt, als aus Straßburg telegraphisch angefragt wurde, ob alles sicher sey und die Truppen kommen könnten. Sogleich wurde zurücktelegraphirt: oui! und alsbald kamen zwei Eisenbahnzüge mit französischen Truppen in den Bahnhof gefahren und wurden zu ihrem großen Erstaunen alle gefangen. Hierauf zogen die Badener rasch vor Straßburg. Ein Lieutenant Winsloe (Bruder des badischen Offiziers, der bei der kecken Recognoscirung des Grafen Zeppelin den Tod gefunden hatte) ritt des Nachts ganz allein um die Stadt und zerhieb die Telegraphendrähte. Major von Amerungen forderte den Commandanten von Straßburg zur Uebergabe auf, wurde jedoch abgewiesen und hatte nicht die Mittel, den Eingang in die Stadt zu erzwingen. Indessen genügte es, Schrecken in der Stadt zu verbreiten. Zahlreich bevölkert und nur mit einer geringen Besatzung versehen, konnte Straßburg, wo es an Vorräthen fehlte, wenn es

nicht entsetzt wurde, bald ausgehungert werden. Es wurde also vorläufig von allen Seiten cernirt.

Durch die Genfer Convention war das Sanitätspersonal aller kriegführenden Mächte für neutral und unantastbar erklärt worden. Die weiße Binde mit dem rothen Kreuz schützte also vor jeder Feindseligkeit. Das begriffen die Bauern in manchen Elsäßer Dörfern nicht, die vielmehr von boshaften Leuten aufgehetzt, hin und wieder in ihrer Dummheit auf Verwundete und ihre Pfleger schossen. Aengstliche Städtebewohner dagegen legten die weißen Binden mit dem rothen Kreuze an, um auf alle Fälle ihre werthen Personen zu sichern. In der Karlsruher Zeitung las man: „In Hagenau hatte sich beinahe die ganze Bevölkerung, männliche wie weibliche, mit solchen Binden versehen. Gestern kam aber gar von Straßburg her ein ganzer Zug feiner Herren mit Equipagen, alle mit der Binde ausgerüstet und wollten französische Verwundete nach Straßburg hineinholen. Sie hatten sich auch schon welche ausgesucht, meist ganz leicht Verwundete. Man bedeutete ihnen aber, daß in Zukunft Jeder, der nicht eine förmliche Qualifikation zum Transport oder zur Pflege von Verwundeten nachzuweisen im Stande sey, verhaftet und nach Rastatt geschickt werden würde. Für diesmal wolle man ihnen indeß Verwundete mitgeben, nämlich die Turcos; die Franzosen wollen wir selbst verpflegen, da die Herren Straßburger uns gar nicht darnach aussähen, als sey es ihnen sehr um werkthätige Hülfe zu thun. Daraufhin sind sie dann richtig mit ihren Turcos und mit langen Gesichtern abgezogen."

Das Landvolk im Elsaß schoß auf deutsche Soldaten und auf das Sanitätspersonal, hauptsächlich, wie es hieß, durch katholische Geistliche verhetzt, die den dummen Bauern weiß machten, die ketzerischen Preußen kämen, um sie protestantisch zu machen. Dieselbe unsinnige Meinung hatte man im Jahr 1866 den Böhmen und sogar einem Theil des katholischen Landvolks in Bayern beizubringen gesucht. Andererseits überredete man auch die protestantischen Bauern

im Elsaß grade umgekehrt, die Preußen kämen, um sie katholisch zu machen. Ein Zeitungsartikel vom Oberrhein berichtete am 19. August: „In einem Dorfe bei Seltz predigte ein Geistlicher am Sonntag heftig gegen die Deutschen, forderte zur Widerspenstigkeit auf und erklärte, die Preußen wollten die Leute katholisch machen, plünderten, raubten und mordeten. Auf die Anzeige des besser gesinnten und besorgten Maire erhielt dieser Geistliche nun nicht blos 20 Mann Einquartierung, sondern er ward auch unter standrechtlicher Bedrohung gezwungen, am Napoleonstage von der Kanzel zu erklären, daß er Tags zuvor gelogen habe, daß sich alles im Gegentheile verhalte."

Wenn man bedenkt, daß Elsaß schon seit zwei Jahrhunderten zu Frankreich gehört und daß in dieser langen Zeit bei der Uneinigkeit und Schwäche Deutschlands französischer Geist, französische Sprache, Sitte und Mode fast in ganz Europa dominirten und die Franzosen in mancher Beziehung sogar berechtigt waren, hochmüthig auf unsere deutsche Viel- und Kleinstaaterei herabzusehen, und wenn man weiter erwägt, wie wenig es im Interesse der französischen Regierung und sonderlich des katholischen Klerus in Frankreich lag, Unterricht und Bildung im deutschen Elsaß zu pflegen, so darf man sich über einige Verwilderung des armen Volks nicht wundern und muß sich vielmehr freuen, daß in einem sehr großen Theile der deutschen Bevölkerung sich mit der deutschen Muttersprache auch noch viel von deutscher Gemüthsart und Ehrlichkeit erhalten hat. Die Franzosen heißen bei den Elsäßern, wie bei den Schweizern, heute immer noch die Welschen und werden als ein fremdes Volk angesehen und wegen ihrer Unverschämtheit und Falschheit häufig verwünscht. Ich verweise übrigens auf meine im August 1870 erschienene kleine Schrift „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser", worin ich Alles zusammengetragen habe, was die Elsäßer entschuldigt.

Am 6. August griff die deutsche Südarmee unter dem unmittelbaren Befehl des Kronprinzen von Preußen die von Mac

Mahon befehligte französische Südarmee bei Wörth an, südwestlich von Weißenburg auf dem halben Wege nach Hagenau, auf zwar deutschem, doch damals noch zu Frankreich gehörigem Boden im nördlichen Elsaß. Hatte man Anfangs erwartet, die Franzosen würden in Deutschland einfallen, weil sie früher gerüstet waren, so mußte man sie jetzt über der französischen Grenze aufsuchen. Sie hatten den Vortheil der Initiative aus der Hand gegeben. Sofern sie sich aber defensiv verhalten wollten, war ihre Stellung bei Wörth nicht unglücklich gewählt. Dieselbe ist gleich der bei Weißenburg, sehr fest. Der Feind ist gezwungen, steile, mit Batterien gespickte Höhen zu erklimmen. Auch knüpfte sich an diesen Ort eine den Franzosen angenehme Erinnerung, denn im Jahr 1793 waren hier Oesterreicher und Preußen gemeinschaftlich unter General Wurmser und dem Herzog von Braunschweig vom Massenaufgebot der jungen französischen Republik unter Houchard und Pichegru zurückgeschlagen worden.

Die Stärke der französischen Südarmee unter Mac Mahon wurde verschieden angegeben; aus der Größe ihrer Verluste läßt sich schließen, daß sie wenigstens 80,000 Mann betragen haben muß.

Nach dem amtlichen Bericht des preußischen Staatsanzeigers war der Verlauf der Schlacht bei Wörth folgender: „Nachdem der Feind am 4. August mit seinen vordersten Linien dem Angriff der deutschen Truppen bei Weißenburg nicht hatte Widerstand leisten können, und nachdem er Tags darauf dem Angriff der badischen Division bei Seltz ausgewichen war, deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß er es versuchen werde, sich in einer bedeutenden Concentration weiter rückwärts den Unsrigen entgegenzustellen. Während es anfangs schien, als ob das Corps Mac Mahons seine Richtung gegen Hagenau nehmen werde, ergaben die Nachrichten, die am 5. August einliefen, daß der Feind das hügelige, zur Vertheidigung überaus günstige Terrain um das Städtchen Wörth für seine Aufstellungen gewählt habe. Wörth selbst, das in deutschen Händen war, liegt am Abhang einer Hügelkette, die sich fast halbkreisförmig vor der

von Sultz herunterkommenden Landstraße ausdehnt. Zahlreiche Weiler und Gehöfte, die das Terrain an vielen Stellen coupiren, ein Wald, der die feindlichen Rückzugslinien schützte, Rebengehänge, die zu demselben hinaufführen, gaben der französischen Armee oberhalb ihrer Linien die stärkste Deckung. Ihr gegenüber waren die deutschen Heere folgendermaßen vertheilt: das zweite bayrische und das fünfte preußische Corps standen bei Lembach und Preuschdorf rechts von der Sultz-Wörther Chaussee; das elfte preußische Corps, das schon im Vormarsch auf Hagenau begriffen war, wandte sich rechts, und nahm seinen Stützpunkt in Hötschloch, links von derselben Straße; das erste bayrische Corps rückte von Lobsann und Lampertsloch vor, und hatte seine Vorposten bis an den Hochwald hinausgeschoben, der diesen Stellungen westlich als Anlehnung dient; hinter diesen Truppen war die Cavallerie bei Schönenberg im Rücken der Stadt Sultz formirt. Von seinem Bivouac in Preuschdorf aus hatte das fünfte Armeecorps am Abend vor der Schlacht seine Vorposten auf die Höhen östlich von Wörth geführt. Mit Tagesanbruch begannen kleinere Vorpostenscharmützel auf dieser Seite, bis man um 8 Uhr starkes Feuer auf der rechten Flanke bei den bayrischen Truppen vernahm. Da die Franzosen gleichzeitig das Feuer gegen Wörth richteten, sah man sich veranlaßt, die gesammte Artillerie des fünften Corps auf den Höhen östlich von diesem Ort zum Gefechte vorzuziehen und die Bayern zu degagiren. Als die Meldung hievon im Hauptquartier anlangte, gab Se. k. Hoh. der Kronprinz den Befehl, das Gefecht auf so lange zu unterbrechen, bis die sämmtlichen Truppen, die für den Angriff bestimmt waren, eingetroffen seyn würden, zumal nach den ursprünglichen Anordnungen der Hauptkampf ohnehin erst für den folgenden Tag (7. August) festgesetzt war. Ehe aber dieser Befehl auf dem Schlachtfeld anlangte, hatte das zweite bayrische Corps Hartmann, und zwar die vierte Division Bothmer, von Lembach aus den Kampf fortgesetzt. Es war ihr gelungen, über Langensulzbach in der Richtung von Wörth vorzudringen. Um halb

11 Uhr aber erhielt sie durch das fünfte Corps fälschlicherweise die Ordre, das Gefecht ebenfalls abzubrechen, und ging auf ihre Position von Langensulzbach zurück. Diese Erleichterung in seiner linken Flanke gab dem Feinde noch einmal die Möglichkeit, seine volle Kraft gegen Wörth zu wenden. Neue Truppensendungen verstärkten während des ganzen Vormittags seine Regimenter. Man konnte bemerken, wie die Eisenbahnen ohne Unterbrechung neue Truppenzüge herbeibrachten: es waren Abtheilungen von den Divisionen Canroberts und Failly's, die, kaum von Châlons, Grenoble und Angoulême angekommen, sogleich an den Schlachtort entsendet wurden. Es war dies der kritische Moment der Schlacht. In dreimal wiederholtem Ansturm versuchte das fünfte Corps vergeblich über Wörth hinaus vorzugehen. In dem Augenblick, wo hier noch auf das heftigste gekämpft wurde, zugleich aber das elfte Armeecorps, das seinen Marsch links auf Gunstett nahm, bereits im Anzuge war, begab sich der Kronprinz mit dem Generallieutenant v. Blumenthal und der Suite zum Commando der gesammten Truppenkörper auf das Schlachtfeld, wo er das Centrum der fechtenden Linien, die Anhöhen unmittelbar vor Wörth, zum Observationspunkt einnahm. Unmittelbar darauf folgten Se. Hoh. der Herzog von Sachsen-Coburg und die übrigen im Lager anwesenden Fürstlichkeiten und Offiziere an den Ort der Entscheidung. Gegen 1 Uhr trafen sie an demselben ein. Nachdem die Wiedereroberung von Wörth forcirt worden war und das Anrücken des elften Corps vor Augen lag, ging das fünfte Armeecorps zum weitern Angriff vor. Um 2 Uhr stand der heißeste Kampf längs der ganzen, auf anderthalb Stunden ausgedehnten Schlachtlinie. Das Ineinandergreifen der gesammten Streitkräfte gestaltete sich nun in folgender Weise. Das erste bayrische Corps war zur Verstärkung des zweiten bei Langensulzbach erschienen und auf Wörth den preußischen Regimentern zu vorgeschritten. Das elfte preußische Corps näherte sich von links und nach Fröschweiler in Angriff; bei Gunstett reihte sich die württembergische Division vom Corps Werder

zur Unterstützung der preußischen Colonne an. Sowohl bei Fröschweiler als auf den benachbarten Höhen entwickelte der Feind einen zähen Widerstand; er unternahm zwischen 2 und 3 Uhr, wieder zum Theil mit frischen Truppen, noch einmal eine mächtige Offensive: namentlich bei Fröschweiler selbst standen sich die beiderseitigen Linien unbeweglich ohne zu wanken gegenüber. Es war ein großartiger, überwältigender Anblick, wie in diesem Augenblick einige Gehöfte in der Nähe von Wörth in Flammen aufgingen und durch das Zünden der Granaten auf der ganzen weiten Flucht der Schlachtaufstellung die Rauchsäulen emporstiegen. Die energische Unterstützung des ersten bayrischen Corps, auf der rechten Seite rechts vom fünften Corps, und der ersten württembergischen Brigade entschieden die Schlacht, der Feind räumte Fröschweiler gegen 4 Uhr und warf sich auf die Rückzugslinien. Da die Cavallerie der sämmtlichen Divisionen zur Verfolgung bereit war, so konnte dieselbe in der energischsten Weise vorgenommen werden. Sie geschah in den Richtungen auf Reichshofen und Bitsch. Wie überstürzt die Eile war, mit welcher die Franzosen die Flucht antraten, erhellt unter anderm daraus, daß Marschall Mac Mahon seinen Stabswagen, der die Papiere seines Bureau's und seine Correspondenz enthielt, zurückließ. Darunter fand sich ein Bericht der von dem Tage von Weißenburg (4. August) als von einer unbedeutenden Affaire sprach, in der man sich gegenüber einem mit überlegener Kraft angreifenden Feinde vorsichtig zurückgezogen habe. Von den Württembergern wurde bei der Verfolgung die Kriegskasse, bestehend in 360,000 Fr., von den Badenern einige Wagenladungen voll Montirungsstücke, Waffen u. s. w., mehr als 100 Pferde erbeutet. Man traf den Feind überhaupt nicht mehr in regulären Massen an. Um so größer ist der Schaden der unter den kleinen Trupps, in welche die französische Armee sich aufgelöst, angerichtet werden konnte. Die Zahl der Gefangenen ist eine außerordentlich bedeutende. Es befinden sich darunter mehr als 2500 französische Verwundete. Die Gesammtziffer erreicht zur Stunde

8000. Die Unsrigen sind bei der Verfolgung bis Saverne vorgedrungen und haben auf dieser sechs Meilen langen Straße (von Wörth aus gerechnet) vom Feinde nichts mehr vorgefunden."

Ein weiterer Bericht der Frankfurter Zeitung lautete: „Ein Blick auf die Höhe vor mir genügt, sich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche die Deutschen zu überwinden hatten und siegreich überwanden. Die Hügel mögen 200 Fuß hoch seyn, sind sehr steil, an den Abhängen größtentheils mit Reben bewachsen, auf den Gipfeln aber bewaldet. Hier nun lag in einem Umkreis von zwei bis drei Stunden die Hauptmacht der Franzosen, deren Truppen auch das davorliegende Thal und Wörth besetzt hielten. Die Deutschen rückten von den viel niedrigeren Höhen zwischen Sulz und Wörth heran, die übrigens theilweise noch vom rechten französischen Flügel besetzt waren. Zwischen 3 und 4 Uhr eröffneten unsere Truppen den Kampf, sie warfen den Feind aus Wörth und zwangen ihn zum Rückzug auf die gegenüberliegenden Höhen. Den die Franzosen durch das Thal verfolgenden Preußen donnerten alsbald die französischen Geschütze entgegen, unter denen sich auch die Kugelspritzen durch ihr eigenthümlich rauschendes Knattern bemerkbar machten. Der blutigste Kampf begann erst am Fuße der Höhen. In den Weinbergen hatten nämlich die Zuaven und Turcos Posto gefaßt, die vor den heranstürmenden Deutschen den doppelten Vortheil hatten, daß sie geschützt waren und sich ihr Ziel wählen konnten, während die Deutschen ungedeckt waren und blind feuern mußten. Zwei-, drei-, ja an einzelnen Stellen sogar viermal wurden die unsern zurückgeworfen. Zweimal eroberten die Franzosen sogar Wörth wieder und warfen die Deutschen in ihre Positionen vom Morgen zurück. Einmal hielten sie den Sieg schon für so gewiß, daß sie zwei Regimenter Cürassiere zur Ausnützung des Sieges vorkommandirten. Es soll ein wunderbarer Anblick gewesen seyn, als dieselben plötzlich aus ihren Verhauen heraus in's Thal sprengten. Aber die preußische Artillerie that ihre Schuldigkeit. Zwei

Salven und die ganze stolze Reiterschaar wälzte sich in einem Knäuel in wüster Flucht in den Wald zurück. Die Verwirrung war so groß, daß die Infanterie mit in die Flucht hinein gerissen und auf die Höhen zurückgetrieben wurde. Neu entbrannte um diese der Kampf, der sich endlich nach 15stündigem Ringen endgültig für die Deutschen entschied. Von diesen standen auf dem linken Flügel und im Centrum neben den meisten Truppen des fünften und elften Armeecorps und einzelnen Regimentern des sechsten preußischen Armeecorps auch Württemberger. Den rechten Flügel bildeten dagegen die Bayern, welche durch ihr rechtzeitiges Eingreifen, namentlich durch eine geschickte Flankenbewegung (nach des Kronprinzen eigenen Worten) viel zur günstigen Entscheidung des Tages beitrugen. Ueber die Tapferkeit aller deutschen Truppen herrscht nur eine Stimme; sie hat sich überall auf's glänzendste bewährt. Die zahlreichen Verluste, die annähernd (ich nehme die niedrige Zahl) auf 6000 Todte und Verwundete geschätzt werden, beweisen auf's deutlichste ihre Todesverachtung. Beim Anblick der eroberten feindlichen Positionen erscheint einem diese schreckliche Zahl fast gering. Der Verlust des Feindes wird auf 12,000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene geschätzt. Die letzteren sah ich vorhin vorüberführen. Es dauerte fast eine halbe Stunde bis der Zug beendet war. Mehr als die Hälfte waren Turcos und Zuaven. Empörung erfaßt einen, wenn man bedenkt, daß diese wilde Horde bestimmt war, den Vormarsch beim Angriff auf unser Vaterland zu bilden. Unsere Soldaten haben eine wahre Wuth darüber, daß sie mit solchen Feinden zu kämpfen haben. Viele Scheußlichkeiten werden von denselben erzählt. Gewiß ist, daß ein Zuave auf einen Krankenträger, der ihn verbunden hatte, einen Schuß abfeuerte. Noch schrecklichere Gräuelthaten werden von einzelnen Bewohnern Wörths und der Umgegend berichtet; ich möchte dieselben gern in das Fabelbuch verweisen, aber leider habe ich mit meinen eigenen Augen den 16jährigen Buben gesehen, welcher einen preußischen Verwundeten beraubt und

ihm dann die Augen ausgestochen hatte. Anderen Scheusalen, die mit dem Frevler, der mit gespaltener Stirn auf einem Karren lag, vorübergeführt wurden, wird nachgesagt, daß sie Verwundeten die Zunge ausgeschnitten hätten. Gewiß ist, daß, als die Deutschen zum zweitenmal aus Wörth zurückgedrängt wurden, ihnen neben dem Triumphgeschrei der Bevölkerung auch mehrere von Civilisten abgefeuerte Kugeln folgten. Wörth ist deshalb ganz als eroberte Stadt behandelt worden. Die Häuser sind größtentheils verwüstet. Mancher Unschuldige mag da mit den Schuldigen gelitten haben. Noch schrecklicher sieht es in Fröschweiler aus, wo sich während des Kampfes eine Zeit lang das französische Hauptquartier befand, und über welches Dorf sich das Rückzugsgefecht hinzog. Bis jetzt habe ich erst einen kleinen Theil des Schlachtfeldes besuchen können. Zu Hunderten liegen in den Weinbergen die Todten umher, meistens Zuaven und Turcos, von denen gewiß die Hälfte aufgerieben ist. Jetzt, vierundzwanzig Stunden nach dem Gefecht, werden noch fortwährend Verwundete von dem Kampfplatze zu den Feldlazarethen getragen. Auch sind im Lauf des heutigen Tages noch mehrere hundert Gefangene gemacht worden, die sich in den Wäldern versteckt hatten. Leider haben die Deutschen bei den verschiedenen Rückzügen, zu denen sie gezwungen waren, auch einige Gefangene, doch kann ihre Zahl nur gering seyn, verloren. General v. Bose, der Commandant des elften Armeecorps, ist schwer, doch nicht gefährlich verwundet, sein Sohn hat eine Wunde im Arm. An Trophäen haben die unseren 2 Adler, an 30 Kanonen und 6 Mitrailleusen erbeutet.

Bei der Erstürmung der Höhen thaten die Preußen Wunder der Tapferkeit. Ein verwundeter Füselier vom 2. niederschlesischen Infanterieregiment Nr. 47 erzählte, im Centrum unter dem Commando des General Bose hätten sie die Franzosen bei Dieffenbach vor sich hergetrieben und nachdem sie mit ausgezognen Stiefeln durch den vom Gewitterregen angeschwollnen Bach gewatet, hätten sie die Anhöhen erstürmt und seyen, vom raschen Laufe athemlos,

durch das Schnellfeuer der Franzosen schrecklich gelichtet und zurückgeworfen worden. „Da wurden wir," fuhr der Verwundete fort, „so blutdürstig, daß wir nochmals angriffen und alles vor uns niedermachten."

Die Ehre, die erste Mitrailleuse genommen zu haben, wurde dem 82. hessischen Infanterieregiment zu Theil. Nachdem alle höheren Offiziere seines Bataillons gefallen waren, erstürmte Lieutenant Höhne mit dem Rest die feindliche Batterie.

Mac Mahon erzählt in seinem Schlachtbericht, wie dem Feinde nicht zu widerstehen gewesen sey, und beklagt am meisten den Verlust seiner tapferen Cavallerie. Schon um 2 Uhr des Mittags hatte sein Fußvolk sich verschossen und jene Cavallerie mußte den Rückzug decken. In den authentischen Details des Moniteur heißt es: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Cürassierregiment entgegen, um deren zernichtenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterien, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde, gelangen sie vor die Front der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hülfe und der Rest unserer Cürassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er gibt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Cürassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind dahin."

Die Mitwirkung der Württemberger am Schluß der Schlacht war sehr ergiebig. Das Fußvolk der Brigade Starkloff erstürmte Fröschweiler, die württembergische Artillerie fuhr im Galopp auf die Höhen von Gunstedt und feuerte vortrefflich unter die Franzosen. Endlich war es die württembergische Reiterei, die mit noch frischer

Kraft den Feind verfolgte und ihm außerordentlich reiche Trophäen entriß. Ein württembergischer Offizier rühmte, in welchen lebhaften Ausdrücken die Württemberger von ihrem preußischen Heerführer v. Obernitz wegen ihrer Tapferkeit gelobt worden seyen. Auch der Kronprinz von Preußen sey herangeritten und habe seine Anerkennung „in mannhaften Worten“ ausgedrückt. Ferner schreibt derselbe Offizier: „Ich ließ von den mit Beilen versehenen Leuten den umgeworfenen Stabswagen der 4. französischen Division öffnen und hatte das Glück, 222,000 Franken in Gold dem Generallieutenant v. Obernitz persönlich übergeben zu können. Wir haben bis jetzt circa 4—500,000 Franken abgegeben, 4—500 Beutepferde. Unsere Cavallerie (4. Reiterregiment unter Oberst Graf Normann) hatte das Glück, mit wenigen Verlusten weitere französische Bagagen auf der Flucht abzuschneiden, namentlich eine Mitrailleuse und 3 Kanonen für die württembergische Armee zu erobern.“

Ein Ulmer schrieb damals aus Wörth: „Die Verwüstung ist entsetzlich, ein schreckliches Bild des Jammers solch ein Schlachtfeld. Zwei Dörfer brennen hellauf. Vor den Zuaven haben wir keinen sonderlichen Respekt. Sie sind gemein und feig. Nachdem sie sich gefangen gegeben, feuerten sie ihre Gewehre ab, um zu beweisen, daß man nichts mehr von ihnen zu befürchten habe. Heute sind wir vom Schlachtfeld zwei Stunden vorwärts auf Vorposten abmarschirt. An Strapazen fehlt es nicht. Zwölf Stunden auf dem Marsch, in der Nacht bei Regen bivouakiren ist keine Kleinigkeit, das entmuthigt aber nicht. Der Geist unserer Truppen ist vortrefflich.“ — In einem Briefe vom 8. schreibt derselbe Ulmer: „Wir sind aus dem Bivouak vier Stunden weiter nach Engweiler marschirt. Allenthalben auf der Straße fanden wir die Zeichen einer kläglichen Retirade: im Stich gelassene Munitionskarren, weggeworfene Tornister, Taschen, Gewehre, Patronen in Menge rechts und links im Graben. Wohin es jetzt geht, weiß ich nicht. Jedenfalls heut noch oder morgen tüchtig auf die Franzosen los, die Württemberger wer-

den diesmal hoffentlich die Avantgarde haben. Mit unserem Zündnadelgewehr befreunden wir uns immer mehr. Wohl bietet das Chassepot den Vortheil einer schnelleren Ladung und ist leichter, aber es muß subtiler behandelt werden, wie unser Gewehr, das schon mehr verträgt, auch muß es, wenn einmal geladen, bald abgeschossen werden. Ich werde eins mit heimbringen. Als Kuriosum muß ich noch mittheilen, daß in dem aufgefundenen Koffer eines französischen Offiziers so viel Parfümerien sich fanden, daß er beim ausgiebigsten Bedarf ein ganzes Jahr hätte ausreichen müssen. Er hätte einem Regiment Turkos damit aushelfen können. Auch fand man in der Beute Damenkleider von den feinsten Stoffen, unter anderm sogar Angelruthen. In Deutschland soll es für sie nichts zu fischen geben."

Der Marschall verlor sein ganzes Gepäck, wie auch das der Damen, die ihn begleitet hatten. „Diese waren die Herzogin von Clermont-Tonnere und Madame Latour-Dupin. Das Gepäck des Marschalls, worunter sich auch das dieser Damen befand, wurde von 14 preußischen Husaren erbeutet, welche sich das Vergnügen machten, Krinolinen, Chignons, seidene Kleider und Hüte anzuprobiren."

Auch die vorwitzigen Redakteure zweier Pariser Journale, des Gaulois und Figaro, die vom Thurm von Wörth aus der Schlacht zugesehen hatten, wurden gefangen, aber vom Kronprinzen großmüthig entlassen. Im Ganzen verloren die Franzosen in dieser blutigen Schlacht 5000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 36 Kanonen. Auf deutscher Seite rechnete man 3—4000 Todte und Verwundete. In Fröschweiler wurden 17 Civilisten erschossen, weil sie auf deutsche Soldaten gefeuert hatten.

Die „Times" theilte den Brief eines französischen Offiziers mit, worin es heißt: „Die Verwirrung unseres Rückzugs hat unser Corps aufgelöst. Ueberall plündert man und stiehlt sogar in den Häusern. Die Dörfer werden schlimmer verwüstet, als es die Preußen thun würden. Auch unter einander bestiehlt man sich in der Armee, sogar unter Offizieren. Es ist eine scheußliche Demoralisation.

Unsere Armee hat nicht nur die unfähigsten Generale und die unwissendsten Offiziere, sondern auch die undisciplinirtesten Soldaten. Unsere afrikanischen Truppen sind ein Krebsschaden. Sie haben die Disciplin in der Armee zu Grunde gerichtet."

Am gleichen Tage, 6. August, an welchem der Kronprinz von Preußen die französische Südarmee bei Wörth schlug, erfochten einige Abtheilungen der Armee von Steinmetz (Preußen und Bayern), welche Saarbrücken wieder besetzt hatten und von hier in's französische Gebiet eingedrungen waren, bei Spicheren einen eben so glänzenden, wenn auch kleinern Sieg über die französische Division Frossard, welche hier eine außerordentlich feste Stellung eingenommen hatte. Der preußische Staatsanzeiger berichtete darüber: „Am Vormittag des 6. August stand das 7. Armeecorps mit seiner Avantgarde bei Guichenbach, 3/4 Meilen nordnordwestlich von Saarbrücken, Vorposten an der Saar. Der Feind hatte in der Nacht zum 6. die Stellung am Exercierplatz von Saarbrücken geräumt. Die Cavalleriedivision Rheinbaben passirte am 6. gegen 12 Uhr Mittags die Stadt. Zwei Escadronen bildeten die Avantgarde. Diese erhielten Feuer von den Höhen bei Spicheren, sobald sie über dem Kamm, auf welchem der Exercierplatz liegt, sichtbar wurden. Von diesem Kamm aus hat man in der Richtung von Saarbrücken auf Forbach und Spicheren ein tiefes Thal vor sich, aus welchem sich jenseits die steilen zum Theil bewaldeten Höhen von Spicheren wie eine natürliche Festung zu einer Position erheben, von der man dreist behaupten kann, daß sie einer künstlichen Verstärkung nicht mehr bedurfte, um als fast uneinnehmbar zu gelten. Sie überhöht um Hunderte von Fußen das Thal, welches unsere brave Infanterie unter dem heftigsten Feuer ohne jede Deckung im Terrain zu durcheilen hatte, um bis an den Fuß der fast senkrechten Höhen zu gelangen, auf welchen der Feind sie erwartete. Bastionsartig springen die Berge in's Thal hinein, nach allen Richtungen dasselbe flankirend. Gefangene französische Offiziere sagen es selbst, daß sie gelächelt hätten, als man ihnen in

ihren Bivouacs gesagt: die Preußen greifen an. Daß dieser Angriff zur gänzlichen Niederlage für die preußischen Waffen werden müsse, daran zweifelte im zweiten französischen Corps Niemand. Zwischen 12 und 1 Uhr langte die 14. Division in Saarbrücken an. Schon im Thal zwischen dem Exercierplatz und den Höhen von Spicheren stieß sie auf starke feindliche Streitkräfte. Das Gefecht engagirte sich. General Frossard, mit einem Theil seiner Truppen schon im Abzug begriffen, ließ Front machen, und warf sein ganzes Corps in die eben verlassene Position von Spicheren. Eine Division des dritten Corps Bazaine vereinigte sich mit ihm. Die 14. Division stand anfänglich einem weit überlegenen Feinde gegenüber. Diesen in seiner formidabeln Position nur in der Front anzugreifen, hätte geheißen den Stier bei den Hörnern fassen. Der General v. Kameke versuchte deshalb über Stiering dem Feinde mit 5 Bataillonen in die linke Flanke zu gehen. Dieser Versuch führte bei der Ueberlegenheit des Feindes zu keinem Ergebniß. Zwei Angriffe auf dem linken Flügel wurden ebenfalls abgewiesen. Gegen 3 Uhr waren alle Truppen der 14. Division engagirt. Das Gefecht nahm einen sehr ernsten Charakter an. Indeß auf sämmtliche preußische Truppen, welche den Kanonendonner hören konnten, wirkte derselbe wie ein Magnet. Zunächst wurde die Division Barnekow von demselben angezogen. Mit Aufbietung aller Kräfte erschienen zuerst zwei Batterien ihrer Divisionsartillerie auf dem Gefechtsfelde. Ihnen folgte der Oberst Rex mit dem Regiment 40 und 3 Escadronen vom Husarenregiment Nr. 9. Gleichzeitig wurden die Têten der 5. Division auf dem Winterberg sichtbar. General Stülpnagel, dessen Avantgarde am Morgen in Sulzbach stand, hatte auf Befehl des Generals v. Alvensleben seine ganze Division nach der Richtung des Kanonendonners in Marsch gesetzt. Zwei Batterien gingen in der Eilmarschformation auf der großen Straße vor. Die Infanterie wurde zum Theil per Bahn von Neunkirchen nach Saarbrücken befördert. Gegen 3½ Uhr hatte die Division

Kameke so viel Verstärkung erhalten, daß der inzwischen eingetroffene General v. Goeben, welcher nunmehr das Commando übernahm, den äußerst schwierigen Angriff gegen die mächtige Position des Feindes auszuführen beschloß. Den Hauptstoß richtete er gegen den bewaldeten Theil der steilen Höhe. Das Regiment 40, rechts durch Truppentheile der 14. Division, links durch 4 Bataillone der 5. Division unterstützt, führte denselben aus. Eine Reserve bildete sich nach und nach aus den eintreffenden Bataillonen der 5. und 16. Division. Der Angriff gelang, der Wald wurde genommen, der Feind geworfen, die stürmenden Truppen drangen immer steil bergauf bis zur südlichen Lisière des Waldes vor. Erst hier kam das Gefecht zum Stehen. Mit allen drei Waffen vereinigt versuchte der Feind die verlorne Stellung wieder zu gewinnen. Unsere Infanterie hielt Stand. Da gelang es der Artillerie der 5. Division unter kolossalen Anstrengungen ein Meisterstück zu vollbringen. Zwei Batterien erklommen auf steilem, schmalem Gebirgspfad die Höhe von Spicheren. Ein zweiter Gegenangriff des Feindes wurde wiederum abgewiesen. Einem Flankenangriff, in der Richtung von Alsting und Spicheren gegen unsern linken Flügel geführt, wurde von rückwärts her rechtzeitig durch Bataillone der 5. Division entgegengetreten. Auf beiden Seiten war der Kampf mit äußerster Zähigkeit geführt worden, jetzt erreichte er den Höhepunkt seiner Heftigkeit. Noch einmal raffte der an Zahl überlegene Feind seine ganze Kraft zu einem dritten Gegenangriff zusammen. Indeß auch diese letzte Anstrengung scheiterte an der unerschütterlichen Ruhe und Energie unserer braven Infanterie und Artillerie. Wie an einem Felsen zerschellte des Feindes Kraft, und war nun so gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. 27 preußische Bataillone — nur von ihrer Divisionsartillerie unterstützt — hatten gegen 52 französische Bataillone mit vollzähliger Corps-Artillerie unter den schwierigsten Verhältnissen einen glänzenden Sieg errungen. Der überlegene Feind wurde aus einer Position herausgeworfen, die er selbst für uneinnehmbar ge-

halten hatte. Die Dunkelheit senkte sich auf das Schlachtfeld herab und gewährte dem geschlagenen Feinde Schutz. Zur Deckung des Rückzuges entwickelte er auf dem nächsten Höhenzuge, welcher das Schlachtfeld gegen Süden begrenzt, seine gesammte Artillerie. Sie feuerte noch lange, aber ohne jede Wirkung. Das Terrain bot der Cavallerie zu große Schwierigkeiten, um einen Einfluß auf das Gefecht ausüben zu können. Die Früchte des Sieges haben alle Vermuthung erheblich übertroffen. Das Corps Frossard ist gänzlich aufgelöst und demoralisirt. Der Weg seiner Flucht ist bezeichnet durch zahlreich stehen gebliebene, mit Fourage und Montirungsstücken voll beladene Wagen. Die Wälder sind mit Masse von Marodeurs angefüllt, Material und Vorräthe jeder Art sind uns in reichem Maße zugefallen. Die 13. Division war bei Wehrden über die Saar gegangen, nahm Forbach und erbeutete große Magazine und Montirungskammern, und zwang dadurch das Corps Frossard, zu dessen Aufnahme 2 Divisionen Bazaine's herangerückt waren, den Rückzug in südwestlicher Richtung anzutreten, und die Straße auf St. Avold preiszugeben. Die Verluste in der Schlacht am 6. d. sind beiderseits außerordentlich hoch. Die 5. Division allein hat 239 Todte und etwa 1800 Verwundete, das 12. Regiment hat 32 Offiziere, 800 Mann todt und verwundet, demnächst haben die Regimenter 40, 8, 48, 59, 74 am meisten gelitten. Auch die Batterien haben enorme Verluste. Von der 14. und 16. Division können noch keine Angaben gemacht werden. Der Feind hat an Todten und Verwundeten mindestens dieselben Verluste als wir. An unverwundeten Gefangenen sind bereits über 2000 Mann eingebracht worden, und ihre Zahl vermehrt sich noch stündlich. 40 Pontons und mehrere Zeltlager sind genommen."

Der tapfere, von 1866 her bekannte General Göben*) leitete

*) General v. Goeben wurde 1835, noch sehr jung, preußischer Offizier, nahm aber schon im folgenden Jahr seinen Abschied, ging nach

den Hauptangriff, der die Franzosen von den Bergen vertrieb. Die Preußen eilten hinter den Fliehenden her und machten auf dem Bahnhof von Forbach eine überreiche Beute, viele tausend Säcke Hafer, große Massen von Brod und Mehl, einen ganzen Schuppen voll Champagner, große Haufen Offiziersgepäck, Waffen, Munition. Dazu feine Damengarderoben in Menge, zum Beweise, wie viele Damen des Demi monde die Offiziere begleitet hatten. Glaubte dieses frivole Volk, ganz bequem mit seinen Huren eine Spazierfahrt nach Berlin machen zu können! In der weitern Verfolgung des Feindes gegen Metz hin machten die Preußen noch immer mehr Beute. Unter anderem hinterließ ihnen die Division Frossard noch zehntausend Decken und für eine Million Franken Tabaksvorräthe. Auch in Hagenau wurde ein großer Tabakvorrath und aus dem Rhein- und Moselgebiet eine große Quantität (100,000 Litres) trefflicher Bordeauxwein erbeutet.

Man schrieb damals in Bezug auf die erbeuteten Vorräthe aus Berlin: „So reiche Beute ist wohl, seit Eisenbahnen die Beförderung vermitteln, in keinem Kriege gemacht worden. Von der Kriegskasse mit den 360,000 Francs und den Crinolinen des Mar-

---

Spanien und diente in der karlistischen Armee, wurde verwundet und gefangen, entkam auf dem Marsche, indem er heimlich durch den Ebro schwamm, wurde nochmals verwundet und zum drittenmale so schwer, daß er fünf Monate lang zu Cuenca im Lazareth lag. Wieder genesen war er noch einer der letzten, der unter Cabrera für Don Carlos kämpfte. Im Jahr 1840 kehrte er unter den traurigsten Verhältnissen in die Heimath zurück und brauchte ein volles Jahr, um sich von seinen langen und schweren Strapatzen zu erholen. In Spanien war er bis zum Range eines Oberstlieutenant emporgestiegen. In die preußische Armee konnte er 1842 wieder nur als Secondelieutenant eintreten, kam aber bald in den Generalstab und genoß die persönliche Leitung und Gunst des General Moltke. Im Jahr 1849 machte er den Feldzug in Baden, 1860 mit fünf andern preußischen Offizieren unter O'Donnel den Feldzug in Maroko, 1864 den dänischen mit und zeichnete sich 1866 auf's Glänzendste im Mainfeldzug aus.

schalls Mac Mahon abgesehen, fand sich in Forbach unter Anderem ein Vorrath von Haber, um für sieben dürre Jahre zu entschädigen, wie in den Magazinen des egyptischen Joseph. Auf den meisten der Habersäcke aber — und hieran wird Graf Bismarck nicht den geringsten seiner diplomatischen Schlager knüpfen — fand sich ‚Berlin‘ als Aufgabeort eingeprägt, woraus erhellt, daß Napoleon seinen Haberbedarf für diesen Krieg aus Preußen bezogen. Wann aber, calculirt man nun, konnte dies geschehen seyn? Es geschah, die hiesige Fruchtbörse hat es bis auf den Tag herausgebracht, im Februar dieses Jahres, an jenem Vormittage, an welchem der Preis des Habers plötzlich von 25 auf 40 hinaufging. Damals hieß es, große Haberankäufe würden für England und Schweden gemacht und die Matadore der Berliner Fruchtbörse zerbrachen sich den Kopf, wozu England und Schweden Haber brauchen. Jetzt haben sie es heraus. Hinter England und Schweden steckte Napoleon, der also schon im Februar wußte, daß es im Juli einen Casus belli zwischen ihm und Deutschland geben werde.“

Hans Wachenhusen gab in der Kölner Zeitung noch eine recht malerische Schilderung des Schlachtfeldes auf dem Spichernberge. „Dasselbe war mit Todten übersäet und die pestartige Atmosphäre wirkte schon betäubend. Die rothen Hosen und blauen Röcke der Gefallenen leuchteten auf den Feldern wie Mohn- und Kornblumen aus den Aehren und die oft malerischen Momente, die Gesten, in welchen der Tod die Armen jäh überrascht, wirkten erschütternd. Ich machte eine für die französische Armee nicht schmeichelhafte Beobachtung. Den französischen Todten, welche das Feld in Masse bedeckten, sind vielfach die Finger abgeschnitten. Die eigenen Kameraden beraubten dieselben ihrer Ringe und da das Abziehen von den starren Gliedern zu viele Zeit erforderte, schnitten sie ihnen dieselben von der Hand. Von dem moralischen Werthe dieser französischen Armee zeugten auch die kleinen Gebetbücher der Offiziere, in deren einem ich die obscönsten Bilder aufbewahrt sah.“

Schon vor dem Kriege war das Sanitätswesen in allen an dem Kriege betheiligten deutschen Staaten auf's Großartigste organisirt worden und wurden den deutschen Truppen Lebensmittel, Verbandzeug, Aerzte, barmherzige Schwestern, Diakonissinnen und Krankenpfleger massenhaft nachgeschickt. Ueberall wurden Lazarethe errichtet, um die Verwundeten aufzunehmen, denen auch zahlreiche Privatwohnungen angeboten wurden. Das war Hülfe zur rechten Zeit, denn alle vom Mittelrhein herführenden Eisenbahnen brachten in der zweiten Woche des August lange Züge mit vielen tausend Verwundeten von Freund und Feind. Die deutsche Gutmüthigkeit verrieth sich hier wieder in naiver Weise. Auf den Eisenbahnstationen wurden den gefangenen Feinden reichlich Lebensmittel dargebracht und sogar den schmutzigen und eckelhaften Turcos wurden Leckerbissen und Cigarren angeboten, obgleich eines dieser Scheusale dem Arzt, der ihn verband, die Nase, ein Andrer seinem Pfleger den Finger, ein Dritter einem bayrischen Soldaten das Ohr abbiß und die wilden Bestien nicht selten gegen die mitleidigen deutschen Zuschauer die Zungen ausstreckten. Man bemerkte, daß die Franzosen selbst sich ihrer schwarzen Kameraden schämten.

Man schrieb aus Frankfurt unterm 10. August: „Gestern wurde uns die offizielle Bestätigung, daß die Turcos unsere auf dem Schlachtfeld gelegenen Verwundeten in der unmenschlichsten Weise verstümmelt, ja massacrirt haben. Als dies bekannt wurde, bemächtigte sich am Neckarbahnhof der dort versammelten Menge der heftigste Unwille. Wenn auch die gefangenen Turcos noch vor dem Verhungern bewahrt werden, weitere Labung und namentlich Cigarren, auf welche sie so sehr verlegen sind, werden ihnen nicht zu Theil werden. Die gefangenen Franzosen wollen selbst nicht mit diesen Menschen in einem Coupé seyn und baten, sie von denselben zu trennen."

Aus Heidelberg wurde geschrieben: „Beim Herausschaffen aus dem Eisenbahnwagen fand der Arzt einen Turco ganz zugedeckt,

sah beim Aufdecken des Gesichts eine Wunde darin und als er ihn mit freundlichen Worten sanft wieder zudeckte, streckte derselbe die Hand unter der Decke hervor und suchte die des Arztes, um sie zu drücken. Als aber demselben Turco im Lazareth eine junge Dame eine Tasse Kaffee reichte, die ihm nicht schmeckte, schüttete er ihr den Kaffee in's Gesicht. Ein leicht verwundeter Turco mußte wegen seiner Wildheit von 2 badischen Soldaten in das Lazareth begleitet werden. Als er sich noch ungeberdig stellte, da — so erzählt einer von den Soldaten, ein Oberländer — ‚stieß ich ihm mit dem Kolben in den Rückmeißel, daß er genug hatte.‘ Im Lazareth selbst machten sie es noch schlimmer, so daß man sich genöthigt sah, die Nacht über eine Wache von 8 Mann mit geladenen Gewehren im Krankensaal aufzustellen. Da sie sich jetzt ganz ruhig verhielten, ließ man Morgens nur einen Mann im Saal zurück. Und jetzt schlüpften einige Leichtverwundete zu einander in die Betten, in welcher zärtlichen Absicht wurde bald bemerklich und mit Kolbenstößen gehindert. Des Nachmittags sprang Einer aus dem Bett und wie toll im Saal umher, langte auch dem wachhabenden Soldaten nach dem Seitengewehr rc. — Ein verwundeter Turco jammerte in Neumühl ganz trostlos darüber, daß er nach Preußen kommen sollte, denn da zerschneide man sie erst in 24 Theile und tödte sie erst dann, lieber wolle er gleich erschossen seyn! Kein Zuspruch konnte ihn von diesem Wahne abbringen."

Auf einem Eisenbahnzug, der französische Gefangene brachte, befand sich ein Turco, der direct aus Afrika kam. Von Algier zu Schiffe nach Marseille gebracht, war er augenblicklich von hier aus mit der Eisenbahn weiter gefahren worden, Mittags 12 Uhr auf dem Schlachtfeld angekommen, um 1 Uhr gefangen, gleich weiter transportirt worden, frühstückte am andern Morgen in Frankfurt und kam noch an demselben Tage nach Berlin.

In München spazierten zwei Turcos auf der Straße und erregten großes Aufsehen. Es waren aber päpstliche Zuaven, ein

Schlesier und ein Westphale, welche heimkehrten, um in der preußischen Armee zu dienen. Um nicht länger für Turcos gehalten zu werden, erbaten sie sich und erhielten bürgerliche Kleidung. Man konnte übrigens nicht umhin, zu bemerken, daß es sich doch für den Papst nicht schicke, seine Soldaten wie Muhamedaner einzukleiden.

Der Transport fast zahlloser ununterbrochen einander folgender Eisenbahnzüge mit Truppen, Munition, Proviant und zurück mit Verwundeten und Gefangenen war jenseits der französischen Grenze schwierig, aber die musterhafte preußische Verwaltung überwand alle Hindernisse. Das Frankfurter Journal schrieb: „Die französischen Eisenbahnwagen und Lokomotiven sind bekanntlich bedeutend kleiner als die deutschen. Nach dieser Bauart sind auch sämmtliche Viadukte ꝛc. eingerichtet; als nun unsere ersten Maschinen die französische Strecke befuhren, erlitten sie fast durchweg an den Schornsteinen u. s. w. bedeutende Schäden. Während nun auf der französischen Ostbahn Courcelles-Forbach das Schienengeleis die größten Unregelmäßigkeiten zeigte und fast auf der ganzen Strecke der Erhöhung bedurfte, mußte die Bahn Pont à Mousson-Nancy-Hagenau an vielen Stellen vertieft und gleichzeitig eine Aenderung der Maschinen-Schornsteine herbeigeführt werden. Sämmtliche Arbeiten wurden mit einer solchen Schnelligkeit ausgeführt, daß das Publikum davon nicht das Geringste merkte und der Marsch der Armee, sowie die Verproviantirung derselben nicht einen Augenblick darunter zu leiden hatte. Gegenwärtig wird von Frouard aus eine provisorische Bahn um Toul gebaut, deren Vollendung mit allen Kräften beschleunigt wird.“

Die deutsche Südarmee hatte der französischen so schreckliche Schläge versetzt, daß die letztere sich nicht wieder zu sammeln vermochte. Es hieß anfangs, Mac Mahon wolle bei Nancy eine feste Stellung nehmen und noch eine Schlacht wagen, aber er war zu schwach. Oesterreichische Blätter spotteten, den Franzosen ginge es in diesem Feldzug noch schlimmer, als es den Oesterreichern im

Jahr 1866 ergangen sey. Die Schlachten von Weissenburg und Wörth glichen denen von Skalitz und Gitschin und bald würden die Franzosen auch ihr Königgräz erleben.

Indem der König von Preußen am 11. August zu Saarbrücken die französische Grenze überschritt, erließ er folgende Proklamation an das französische Volk: „Wir Wilhelm, König von Preußen thun zu wissen den Einwohnern der französischen von der deutschen Armee besetzten Gebietstheile: Nachdem Kaiser Napoleon zu Wasser und zu Lande die deutsche Nation angegriffen, welche mit der französischen in Frieden zu leben gewünscht hat und noch wünscht, habe ich das Commando der deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten, nicht mit Frankreichs Bürgern, diese werden deshalb fortfahren, vollständige Sicherheit für ihre Person und ihre Güter so lange zu genießen, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen deutsche Truppen des Rechtes berauben, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die commandirenden Generale der einzelnen Truppenkörper werden durch besondere Vorschriften Maßregeln festsetzen, welche gegen solche Gemeinden oder einzelne Personen zu ergreifen sind, die sich mit den Kriegsgebräuchen in Widerspruch setzen. Sie werden ebenso Alles regeln, was sich auf Requisitionen bezieht, welche für alle Bedürfnisse der Truppen erforderlich scheinen, wie auch die Differenz zwischen deutscher und französischer Valuta, um den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Einwohnern zu ordnen."

Die drei deutschen Armeen rückten gleichzeitig auf französischem Gebiete vor und konnten sich, da sie keinen Widerstand mehr fanden, jenseits der Mosel concentriren. Das gebirgige Wasgau stand den Deutschen offen, wie vor vier Jahren die Pässe über die böhmischen Gebirge. Wo waren jetzt die vielgerühmten Vogesenjäger, mit denen man bei der Weltausstellung in Paris als mit „französischen Tirolern", so viel renommirt hatte? Kein einziger war zu sehen, kein

einziger Paß vertheidigt. Die kleine Vogesenfeste Lützelstein capitulirte sogleich, als die Württemberger davor erschienen, und nur das daneben befindliche kleine Fort Lichtenberg kanonirte, wurde aber gleich zusammengeschossen. Zabern, der Schlüssel der Vogesen, auch Saarburg waren nicht vertheidigt. In Saargemünd war Proviant im Werth von 1½ Millionen Thalern zusammengehäuft und fiel den Deutschen in die Hände. „Saargemünd ist eine hübsche Stadt von 8000 Einwohnern und das Aeußere ist reinlich und deutet auf Wohlhabenheit. Die Bevölkerung spricht einen pfälzischen mit französischen Worten gemischten Dialekt. Sogleich nach Beschlagnahme der Stadt durch unsere Truppen wurden die Verkehrsanstalten, als Post, Eisenbahn und Telegraph militärisch besetzt. Auf dem Eisenbahnhofe fand man kolossale Vorräthe von englischem Hafer, wenigstens 40,000 Centner, Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback, Schuhen, Käppis, Gamaschen, Vorräthe, die erst vor zwei Tagen aus Paris angekommen waren und nun durch den Intendanten der Armee als preußisches fiskalisches Eigenthum erklärt wurden."

Die deutschen Truppen waren einigermaßen erstaunt, in Lothringen wenigstens bis zur Mosel Alles noch so gut deutsch und bis zur Meurthe (Murte) wenigstens gemischt zu finden. Es gereicht den Deutschen zum Vorwurf, daß sie sich so wenig um die Lothringer bekümmert haben, seitdem dieselben durch Oesterreich an Frankreich verschachert worden sind. Unsere Literatur, unsere Schulen hätten dieser unserer Stammgenossen liebreich gedenken und wenigstens unsere geographischen Lehrbücher und Landkarten hätten die deutschen Namen, die im Lande selbst noch üblich sind, nicht nach dem Beispiel der Franzosen noch verwälschen sollen. Deutsch ist der Name des Wasgau, verwälscht in Vogesen. Deutsch sind die Namen Nanzig (Nancy), Dietenhofen (Thionville), Lunstädt (Luneville), Vierten (Verdun), Tull (Toul), Falkenstein (Faulquemont), Reimersberg (Remiremont), Busenweiler (Bouzonville), Bolchen (Boulay).

Nanzig, die lothringische Hauptstadt, war nicht in Vertheidigungsstand gesetzt worden. Auch Mac Mahon kam hier auf seiner Flucht nur durch, in kothigen Kleidern und sehr verdüstert. Eine Epaulette war ihm abgeschossen und sein Fernrohr zerbrochen. Die ersten Preußen kamen am 12. August in Nanzig an, besetzten die Eisenbahn und erhoben eine kleine Contribution. Ihnen folgte der Kronprinz von Preußen, der sehr gnädig mit den Einwohnern umging, ihnen die Contribution erließ, den Präfekten zur Tafel zog und dem Bischof einen Besuch abstattete.

Nachdem Elsaß und Lothringen von den deutschen Heeren in Besitz genommen war, übernahm der König von Preußen die Verwaltung der beiden Länder und setzte in jedem einen Gouverneur ein, im Elsaß den Grafen von Bismarck-Bohlen, in Lothringen den General v. Bonin. Die Finanzverwaltung übernahm der Geheimerath Ollberg, welcher am 20. August verordnete: „Mit dem heutigen Tage hört die Zollwache an der Grenze gegen Deutschland auf und werden die an derselben bestehenden Zollämter geschlossen. Von den aus Deutschland nach Frankreich übergehenden Waaren wird kein Eingangszoll mehr entrichtet. Zugleich wurde der Detailhandel mit Tabak freigegeben."

Graf Villiers, Regierungspräsident in Coblenz, wurde nach dem Elsaß gerufen, um die Civilverwaltung in den von deutschen Truppen besetzten französischen Landestheilen zu leiten.

Wie furchtbar der Schlag von Wörth das französische Kaiserreich erschütterte, geht aus einem merkwürdigen Artikel seiner Amtszeitung vom 8. August hervor, welcher zwei Tage nach der Schlacht geschrieben wurde. Er wagt noch zu prahlen, aber schon mit zitternder, von der Lüge halb erstickter Stimme. Eigentlich ist es der erste Angstruf des sterbenden Kaiserthums, ein Hülferuf an das Ausland. Der Artikel lautet: „Es gibt im Leben der Völker feierliche und entscheidende Stunden, in welchen Gott ihnen Gelegenheit gibt, zu zeigen, was sie sind, was sie vermögen. Dieser Augenblick ist für

Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerschrocken im Aufschwung und Erfolge, schwer Unglücksfälle ertrug. Was vor uns nun vorgeht, berichtigt diese Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung ist nicht die der Entmuthigung; sie ist die der patriotischen Wuth und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, wo sie ihr Grab finden sollen, werden alle Franzosen sich erheben wie ein Mann. Sie denken an ihre Vorfahren und ihre Abkömmlinge haben Jahrhunderte des Ruhmes hinter sich und eine Zukunft vor sich, die ihr Heroismus frei und mächtig machen soll. Niemals war das Vaterland für den Geist der Ergebenheit und Opferwilligkeit besser vorbereitet; niemals ließ es in imposanterer und großartigerer Weise die Kraft und den Stolz des National-Charakters erblicken. Es schreit mit Enthusiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder sterben ist seine Devise. Während unsere Soldaten den Boden des Vaterlandes heroisch vertheidigen, beunruhigt sich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen würde, wenn sie durch einen endgiltigen Triumph überreizt würde. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, das durch übertriebene Gelüste das allgemeine Gleichgewicht stört, einen Rückschlag gegen seine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen sich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit sich noch einmal durch Thatsachen bewähre. Wer ist demnach an der Wiedererstehung des Kaiserthums in Deutschland interessirt, wer kann denn wünschen, daß die Nordsee und Ostsee preußische Seen werden? Sind es Schweden, Norwegen, Dänemark, die der Triumph Preußens vernichten würde? Ist es Rußland, das mehr als irgend eine andere Macht dabei interessirt ist, das Gleichgewicht im Norden gegen die germanischen Gelüste zu retten? Ist es England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortschritten der preußischen Marine widerstreitet? Ist es das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte

Holland? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen Kaiserthums zum Vortheile des Hauses Hohenzollern der verhängnißvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie seyn. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Cabinet Versprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man den Worten Bismarcks schenken darf. Würde jedwede angebliche Garantie jemals stärker seyn, als die Bande, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten und Verpflichtungen zum Trotze so gewaltthätig zerriß. Der endgiltige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Oesterreich seyn. Ein germanisches Kaiserthum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden ebenso wie im Norden, es würde Venedig und Triest, ebenso wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerirung gefährdet. Wir appelliren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns zu helfen, sey es durch Allianzen, sey es durch Sympathien, um das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen von England zu signalisiren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu vertheidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unsern Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine ungünstige Sprache für die preußische Sache. Diejenigen der Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathien für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben, und führen eine den wahrhaften Interessen Oesterreichs entsprechende

Sprache. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien und ihre Regierungen bezeugen uns mehr und mehr befriedigende Dispositionen. Oesterreich und Italien rüsten thätig. Die Ministerien von Wien und Pesth gehorchen einem gemeinsamen Gedanken und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird nicht minder thätig seyn, als unsere Armee."

Fünftes Buch.

Der große Kampf um Metz.

Nachdem Mac Mahon mit seiner Südarmee geschlagen war, stand Napoleon III. mit der französischen Hauptarmee, die er, obgleich sie nie bis an den Rhein kam, doch immer noch die Rheinarmee nannte, in und um Metz. Niemand zweifelte, er würde die Mosellinie vertheidigen und an der Nied eine Hauptschlacht annehmen. Es hieß aber, General Changarnier, den der Kaiser als eine militärische Autorität jetzt in der Noth, nachdem er ihn als einen Republikaner lange verabschiedet hatte, nach Metz berief, habe den Rath gegeben, die Armee solle sich lieber sogleich nach Chalons zurückziehen, um sich mit den dort im Lager gesammelten Truppen und Mobilgarden zu verstärken und dann erst eine Schlacht annehmen. Bis dahin konnte auch Mac Mahon mit dem Rest seiner Truppen in Chalons seyn.

Unterdeß war aber in Paris der lebhafteste Unwillen über die Niederlagen und ein Sturm gegen den Kaiser ausgebrochen, dem allein und seinem Kriegsminister Marschall Leboeuf man dieselben Schuld gab. Der Straßenlärm, die Presse, die laute Opposition im Gesetzgebenden Körper forderten ein anderes Armeecommando und es war sogar schon von Absetzung des Kaisers die Rede. Unter diesen Umständen mußte das Ministerium Ollivier sich zurückziehen,

an dessen Stelle der alte General Palikao ein neues Ministerium zusammensetzte, welches man, obgleich es wesentlich aus sog. Mameluken oder Anhängern des Kaisers bestand, sich doch gefallen ließ, weil es die Miene annahm, als wolle es dem Kaiser imponiren und den Volkswillen gegen ihn geltend machen. Wahrscheinlich schrieb man dem Kaiser nach Metz, eine Revolution werde ausbrechen, wenn er nicht nachgebe, und man rieth ihm, sogleich nicht nur den verhaßten Leboeuf aufzugeben, sondern sich auch für seine Person des Commandos zu enthalten. Dadurch allein werde es möglich werden, daß die Kaiserin einstweilen die Regentschaft erhalte und Palikao in ihrem Namen die Regierung fortführen könne. Das ließ sich nun auch der Kaiser gefallen, entfernte Leboeuf, machte, wie es in Paris von ihm verlangt wurde, den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Armee und trat für seine Person vom Commando zurück. Wenn man damals aussprengte, er habe sich noch in den Oberbefehl mischen wollen, Bazaine aber habe ihm barsch zugerufen, er habe nichts mehr zu befehlen, worauf der Kaiser seufzend geantwortet habe: das ist hart! — so ist das wohl eine Fabel, nur ersonnen, um Bazaine bei den tollköpfigen Parisern populär zu machen. Der Kaiser war keineswegs geneigt, dauernd auf den Armeebefehl zu verzichten. Er wußte wohl, die Armee und besonders die meisten Generale und Offiziere würden lieber ihm als einer republikanischen Regierung in Paris, etwa den Herrn Favre und Rochefort dienen. Als er nach wenigen Tagen zur Armee Mac Mahon's abging, betrachtete er sich in der That noch als den Höchstcommandirenden. Auch Bazaine selbst ist ihm in Metz treu geblieben und hat keine andere Regierungsgewalt in Frankreich anerkannt, als die der Kaiserin-Regentin.

Man begreift, welche Unruhe in diesen Tagen im kaiserlichen Hauptquartier zu Metz herrschen mußte. Die Rücksicht auf die Pariser war kaum so wichtig, als die auf die siegreich vorrückenden deutschen Heere. Nachdem Changarnier's Plan angenommen war,

beeilte sich Bazaine, die Mosellinie aufzugeben und sich an die Maaslinie zurückzuziehen, um sich entweder hier zu halten oder sich erst in Chalons mit Mac Mahon zu vereinigen.

Aber das, was Bazaine bezweckte, der sichere Rückzug seiner großen Armee bis dahin, wo er sie mit Mac Mahon's und den neu ausgerüsteten Truppen vereinigen und mit überlegener Macht eine Schlacht annehmen könnte, grade das war es, was der geniale Chef des preußischen Generalstabs verhindern wollte und verhindert hat. Sein Plan war, der Vereinigung der beiden französischen Armeen durch ein möglichst rasches Vorschieben der ersten und zweiten Armee oder des Centrums und des rechten Flügels der deutschen Armeen (Friedrich Karl und Steinmetz) über die Mosel unterhalb Metz vorzubeugen und so viel Streitkräfte zwischen Metz und Verdun zu werfen, daß der französischen Armee unter Bazaine der Rückzugsweg nach Chalons verlegt werden könne. Das gelang wirklich der Vorhut der Armee von Steinmetz, den beiden Corps v. Zastrow und v. Manteuffel, schon am 14. Aber schon hatte Bazaine den Train vorausgeschickt und wollte selber nachfolgen. Steinmetz hatte also die schwierige Aufgabe, ihn so lange aufzuhalten, bis Prinz Friedrich Karl mit der preußischen Hauptarmee gleichfalls auf das linke Moselufer übersetzen und ihn unterstützen konnte. Dazu waren 24 Stunden nöthig und diese hielt der alte Steinmetz mit gewohnter Unerschütterlichkeit im Kampf mit dem weit überlegenen Feinde aus.

Die Tapferkeit der Preußen erschien hier um so bewundernswürdiger, als die Franzosen nicht nur zugleich mehr Streitkräfte, sondern auch eine viel gesichertere Stellung hatten.

Man weiß nicht, ob die Art der Defensive, deren sich die Franzosen während dieses ganzen Krieges bedienten, ihnen nur durch die rasche Offensive der deutschen Armeen aufgenöthigt war, oder ob sie mit Vorbedacht und mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schießwaffen gewählt war. Ohne Zweifel widersprach sie dem Charakter der Franzosen, die in allen früheren Kriegen die Offen-

sive, den lebhaften Angriff, das kühne Vorstürmen vorgezogen und sich in dieser Kampfart auch ausgezeichnet hatten. Diesmal fand man sie immer nur stark verschanzt, womöglich auf schwer ersteiglichen Anhöhen. Sie steckten in schnell aufgeworfenen Gräben, aus denen sie nur mit Kopf und Armen hervorragten, um ihr mörderisches Chassepotfeuer auf die ungeschützt heranstürmenden Deutschen abzugeben. Hinter der aus den Gräben aufgeworfenen Erde standen dann ebenso geschützt die französischen Kanonen und Mitrailleusen, um die Anstürmenden mit einem noch schrecklichern Hagel von Kugeln zu überschütten, und doch half ihnen diese große Vorsicht gar nichts, denn wie bei Weissenburg und Wörth, so stürmten auch bei Metz die deutschen Truppen rasch bergan und wenn auch noch so viele von ihnen fielen, blieben immer noch genug übrig, um hinaufzukommen und die Franzosen todtzuschlagen, wenn diese es nicht vorzogen, was häufig der Fall war, gleich davonzulaufen. Das hat alle Schlachten das Jahres 1870 in Frankreich charakterisirt.

Eine gute Uebersicht der ersten großen Kämpfe und Siege bei Metz gab die ministerielle Berliner Provinzialcorrespondenz: „Die deutschen Armeen waren auf drei Linien an die Mosel gerückt, unsere I. Armee unter General v. Steinmetz nördlich geradezu auf Metz, die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl einige Meilen südlicher auf Pont à Mousson zu, wiederum etwas südlicher, in der Richtung auf Nancy, die III. Armee unter dem Kronprinzen.

Die französische Armee, welche dicht bei Metz stand, war dort durch die Festungswerke und durch die Mosel vor dem unmittelbaren Nachrücken unserer Armee geschützt. Es konnte nur dann gelingen, sie vom beabsichtigten Rückzuge nach der Maas abzuhalten, wenn ihr ein Theil unserer Armee durch eine unbemerkte Umgehung überraschend in die Flanke kommen konnte. Der Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde diese wichtige Aufgabe zu Theil. Derselbe hatte in beschleunigten Märschen Pont à Mousson, drei Meilen südlich von Metz, erreicht, um dort die Mosel zu überschreiten. Noch

im letzten Augenblick machten die Franzosen einen Versuch, diesen Uebergang zu verhindern, indem sie von Metz eine Abtheilung Truppen mit der Eisenbahn dorthin entsandten. Dieselbe zog sich jedoch vor der gleichzeitig eintreffenden preußischen Infanterie schleunigst wieder nach Metz zurück und unsere Armee konnte von dem Mosel-Uebergang ungehindert Besitz nehmen.

Von Pont à Mousson rückte Prinz Friedrich Karl anscheinend nach der Maas auf Verdun zu, sein wirkliches Ziel aber war die nördlich liegende Verbindungsstraße zwischen Metz und Verdun, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Dort galt es, denselben zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen. Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob unser Prinz selbst mit den schleunigsten Märschen dort noch zeitig genug würde eintreffen können, um Bazaine's Marsch zu hindern. Vor dem 16. August konnten auch die vordersten unserer Truppen nicht bis zu jener Linie vordringen; die Franzosen aber schickten sich schon am 14. August an, von Metz aufzubrechen, sie hätten demnach Verdun erreichen können, bevor die deutsche Armee sie auf dem Marsche zu stören vermochte. Alles kam somit darauf an, den Abzug der Franzosen von Metz um ein bis zwei Tage aufzuhalten; das war der Zweck eines Angriffs der Steinmetz'schen Armee vor Metz am 14. August.

Das Gefecht von Pange, östlich von Metz. Am 14. Nachmittags bemerkte die Avantgarde der I. deutschen Armee, daß die bei Metz unter dem Schutze der Festung noch lagernden französischen Corps ihren Abzug begannen. Da ließ General v. Steinmetz zuerst durch Truppen der 13. Division (General v. d. Goltz) vom westphälischen Armeecorps die Arrièregarde des 3. französischen Corps (Decaen) angreifen; sobald diese in das Gefecht verwickelt war, machte das ganze im Abzug begriffene französische Corps und ebenso Abtheilungen des 2. Corps (Frossard) Front. Nunmehr ging auf dem preußischen rechten Flügel das I. Armeecorps (General v. Manteuffel), auf dem linken Flügel auch die 14. Division (General-

Lieutenant v. Kamecke), sowie die 18. Division (General-Lieutenant v. Wrangel), vom 9. Armeecorps (General v. Manstein) vor, im Ganzen fünf Divisionen, während von französischer Seite außer dem 2. und 3. Corps auch noch das 4. Corps (Ladmirault) in's Gefecht trat. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf. Die Franzosen hatten eine durch Schützengräben wohl vorbereitete Stellung, wurden jedoch von den unserigen in blutigem Gefechte von einem Abschnitt zum andern zurückgeworfen. Der Artillerie unserer 1. und 13. Division war es gelungen, an einem leisen Abhange eine günstige Aufstellung zu nehmen, von der aus im Ganzen vierzehn Batterien ein kräftiges Feuer mit gutem Erfolge bis zum sinkenden Tage auf den Feind richteten, welcher schließlich bis zum Fuße des Glacis zurückgewiesen wurde. Gegen Abend versuchte der linke Flügel des Feindes, das Corps Ladmirault, einen nochmaligen Stoß gegen unsern rechten Flügel, General v. Manteuffel trat aber diesem Stoße mit seinen Reserven entgegen, ging mit diesen unter Trommelschlag vor, erstürmte eine Reihe von Abschnitten und warf auch auf diesem Flügel den Feind in die Festung Metz zurück. Sämmtliche preußische Divisionen behaupteten das Schlachtfeld bis 10 Uhr Abends und zogen sich dann wieder in ihre Bivouaks zurück.

Der Hauptzweck, die französischen Corps am Abmarsch zu hindern, sie hier festzuhalten, um auf dem linken Moselufer große Erfolge vorzubereiten, war vollständig erreicht.

Die Schlacht bei Mars la Tour. Prinz Friedrich Karl hatte für seinen Marsch auf die Rückzugslinie der Franzosen einen Tag mehr gewonnen und denselben, wie sich bald zeigen sollte, in weiteren starken Märschen vortrefflich benutzt.

Am 15. brachen die Franzosen von Metz auf, um auf der Straße nach Verdun abzumarschiren, in ihrer Mitte, wie sich aus französischen Berichten ergibt, noch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne. Der Vormarsch scheint jedoch nicht so rasch vor sich gegangen zu seyn, als beabsichtigt war, weil man jeden Augenblick

einen Angriff des deutschen Heeres erwarten zu müssen glaubte. Die Franzosen erzählen von Gefahren, welche dem Kaiser im Nachtquartier zu Longeville in der Nacht vom 15. zum 16. gedroht haben sollen; es scheint jedoch, daß man damit nur den schließlichen Weggang des Kaisers von der Armee begründen wollte. Am 16. früh verließ der Kaiser mit seinem Sohn die Bazaine'sche Armee, welche auf der direkten Straße nach Verdun weiter vorrücken sollte, und begab sich seinerseits auf einem Umwege über Etain nach Verdun und von da schleunigst nach Chalons. Die französische Armee setzte ihren Vormarsch am 16. nur kurze Zeit fort — bei Mars la Tour wurde sie von unseren vom Süden heranrückenden Truppen in der Flanke erreicht und zum Stehen gebracht.

Prinz Friedrich Karl hatte freilich mit den angestrengtesten Märschen durch das bergige Moselland nicht gleich mit einem größern Theile seiner Armee heranzurücken vermocht; nur die Spitzen des Heeres trafen zur rechten Zeit ein, um den Marsch des Feindes zu unterbrechen. Ihnen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, durch heldenmüthigen Kampf die feindliche Uebermacht so lange hinzuhalten, bis größere Theile unserer Armee nachrücken konnten. Zuerst traf die 5. (brandenburgische) Division auf dem Schlachtfelde ein, griff den zehnfach überlegenen Feind mit unglaublicher Bravour an und bestand fast sechs Stunden lang allein den fürchterlichen Kampf, ehe ihr Hülfe kommen konnte. Diese Waffenthat wird den tapfern Brandenburgern (dem 8. und 48., dem 12. und 52. Infanterie-Regiment, dem 2. und 12. Dragoner-Regiment und dem 3. Ulanen-Regiment), zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterstützung derselben war vom Prinzen Friedrich Karl zuerst die Garde-Cavallerie-Division vorausgesandt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angesichts der Feuerschlünde der Artillerie sprengten die Schwadronen dem fast sichern Untergange entgegen, und die Mehrzahl der tapfern Offiziere und

Reiter fand in der That den Heldentod oder schwere Verwundung. Einige der Garde-Cavallerie-Regimenter wurden fast ganz aufgerieben. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen schweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmassen, zunächst die 6. (Brandenburgische) Division, sodann das 10. (Hannover'sche) und Theile des 9. (Schleswig-Holsteinischen und Hessen-Darmstädtischen), sowie des 8. (Rheinischen) Armeecorps herbeirücken und den Feind schließlich aus seinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Am andern Morgen frühzeitig begab sich unser König von Pont à Mousson auf das Schlachtfeld, um seine braven Truppen zu begrüßen. Der Sieg des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour war theuer erkauft, aber der Erfolg war großer schwerer Opfer werth; der kühne Plan unserer Kriegsleitung, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, war gelungen.

Der Marschall Bazaine jedoch wollte sich in das unvermeidliche Geschick noch nicht fügen, er beschloß, noch eine verzweifelte Anstrengung zu machen, um den Rückzug nach Chalons zu erzwingen. Er hatte seine Armee nicht alsbald bis Metz zurückgeführt, sondern nur eine Meile weiter auf Metz zu, wo er in dem gebirgigen Terrain eine neue Stellung genommen hatte. Er berichtete auch nach Paris über den Tag von Mars la Tour wie über eine gewonnene Schlacht und kündigte die Erneuerung des Kampfes nach wenigen Stunden an, er wolle nur seine Munition vervollständigen. Doch brauchte er länger als einige Stunden, um sich zu neuem Kampfe zu rüsten; er benützte den 17. August, wie es scheint, um sich in seiner neuen günstigen Stellung auf jede Weise zu befestigen.

Die Schlacht bei Gravelotte. Unser König traf seinerseits alle Vorbereitungen, um die Früchte des Sieges von Mars la Tour unter allen Umständen zu sichern. Man mußte sich auf einen nochmaligen Versuch Bazaine's, nach Verdun durchzubrechen, gefaßt machen. Derselbe hatte immer noch nahezu 140,000 Mann bei

Metz vereinigt; an der Spitze einer solchen Streitmacht, des besten Theils der französischen Armee, konnte er es für seine Pflicht halten, sich wenn irgend möglich noch den Weg zur Rettung der Hauptstadt zu bahnen.

In solcher Voraussicht ließ König Wilhelm auf die erste Nachricht von der Schlacht bei Mars la Tour alle noch auf dem rechten Moselufer stehenden Corps unsrer Armee über den Fluß rücken, um sich den bereits mit Prinz Friedrich Karl vorangegangenen Corps, dem 3. (brandenburgischen), 9. (schleswig-holsteinischen und hessen-darmstädtischen), 10. (hannover'schen) und der Garde, anzuschließen. Das 12. (königlich-sächsische) Corps, welches soeben erst in Pont à Mousson angekommen war, sowie das 2. (pommer'sche) Corps, dessen Spitzen kaum noch Pont à Mousson berührt hatten, gingen in Eilmärschen auf das linke Moselufer, um auch ihrerseits die Straße zwischen Metz und Verdun zu erreichen. Auch das 7. (westphälische) und das 8. (rheinische) Corps von der Steinmetz'schen Armee, welche bis dahin östlich von Metz standen, gingen etwa eine Meile südlich von der Festung über Pontonbrücken auf das linke Moselufer."

Der König selbst übernahm nun den Oberbefehl über die vereinigten Corps der I. und II. Armee und schlug am 18. den Feind in der Entscheidungsschlacht bei Gravelotte. Ueber diese Schlacht gab der König aus dem Bivouac bei Rezonville vom 18. August, Abends 9 Uhr, an die Königin folgende Siegesnachricht:

„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

Aus den bisherigen weiteren Berichten ergibt sich, daß der Marschall Bazaine mit seiner gesammten Armee eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte eingenommen hatte, mit der Front nach Westen und Süden, Metz im

Rücken. Unser 7. und 8. Corps, mit dem 2. in Reserve, rückten gegen die südliche Front bei Gravelotte an, während das 12. Corps, die Garde und das 9. Corps schon einige Zeit zuvor durch bergige Waldwege links abmarschirten, um dem Feinde durch eine Umgehung bei Verneville in die Flanke zu fallen. Diese kühne Bewegung gelang vollkommen und war schon gegen Mittag so weit vorgeschritten, daß der Angriff des 9. und 10. Corps auf die Stellung bei Verneville erfolgen konnte. Der starke Druck des 12. (königlich sächsischen) Corps auf den rechten französischen Flügel nöthigte den Feind zuerst zum Zurückweichen; am Nachmittage war die französische Position zu beiden Seiten des Dorfes Verneville bereits in unsern Händen. Inzwischen war das 7. und 8. Corps allmählig gegen Gravelotte vorgedrungen und trieben den Feind unter blutigem Ringen von Höhe zu Höhe. Gegen Abend erfolgte der letzte gewaltige Sturm mit dem 2. Corps über Gravelotte hinaus und ein gleichzeitiges Vorgehen auf der ganzen Linie, was den Feind nöthigte, unter dem Schutze der Nacht den Rückzug nach Metz anzutreten. So hat denn der König am 18. August vollendet, was Prinz Friedrich Karl am 16. kräftig begonnen hatte."

Ein Berichterstatter der Daily News gab folgende Schilderung von dem Kampf bei Gravelotte. „Von dem Hügel, auf dem ich stand auf dem Schlachtfelde von vorgestern (16.), übersah man das großartige Schlachtfeld. Links von mir bog, mit Pappeln besetzt, der Weg nach Verdun und Paris mit seinen Dörfern, rechts hinter mir Gorze. Die großen Repräsentanten Preußens standen auf demselben Felde mit mir, der König, Bismarck, Moltke, Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Adalbert und Adjutant Krenski, auch Sheridan.*) Als ich kam, wurden die Franzosen gerade aus dem

*) Dieser aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege berühmte General wollte Zeuge der Kriegführung seyn, wurde im französischen Hauptquartier nicht zugelassen, fand aber im preußischen eine freundliche Aufnahme.

Theil von Gravelotte, der Malmaison heißt, trotz verzweifelter Gegenwehr vertrieben und zogen sich auf eine neue Position jenseits Gravelotte zurück. Die Felder vor dem Dorfe waren von preußischen Reserven gänzlich bedeckt und darüber marschirten unendliche Kolonnen fortwährend vorwärts, verschwanden im Dorfe und erschienen auf der andern Seite mit flammenden Salven. Dieses zweite Schlachtfeld war weniger ausgedehnt und brachte die Combattanten in furchtbar nahes Handgemenge. Seine Eigenthümlichkeit liegt darin, daß es aus zwei Höhen mit einem Einschnitt dazwischen besteht. Diese holzbewachsene Schlucht ist über 100 Fuß tief und oben 6—900 Fuß breit. Die Seite der Schlucht, nach Gravelotte zu, wo die Preußen standen, ist viel niedriger als die andere, welche allmählig hoch anstieg. Von dieser ihrer beherrschenden Höhe aus hatten die Franzosen ihre Feinde bequem unter sich und unterhielten auf sie ein furchtbares Feuer. Ihre Artillerie stand weiter hinten auf der Metzer Chaussee zwischen den Pappeln. Ihr Gebrüll hörte keinen Augenblick auf, und dazwischen klang der seltsam knarrende Laut der Mitrailleusen. Die preußische Artillerie stand nördlich und südlich vom Dorfe; hier ragten die Mündungen der Kanonen eigenthümlich aufwärts. Die Franzosen hielten Stand und starben; die Preußen stürmten vorwärts und starben — beide zu Hunderten, fast zu Tausenden. Die preußischen Verstärkungen kamen auf dem rechten Flügel aus dem Walde des Ognons, in continuirlichem Zuge, 4 Stunden lang. Endlich feuerten die Franzosen zwischen 4 und 5 Uhr mit Granaten auf das Gehölz und von da an kamen die Colonnen weniger dicht aus jener Gegend. Gegen 5 Uhr jedoch kam eine preußische Brigade von derselben Stelle her. Sofort marschirten sie im Sturmschritt dahin, wo ihre Dienste nöthig waren. Sie ließen einen langen dunkeln Streifen zurück — Gefallene! Ich sah den Verwundeten durch's Fernrohr zu, viele liefen vorwärts, um ihre Compagnie wieder zu erreichen, manche fielen nieder, rückwärts kein Einziger! Welche Bewegungen hinter dem Gehölz (hinter mir) gemacht wurden,

weiß ich nicht, aber eine halbe Stunde nachher marschirten gewaltige Truppenmassen über das südliche Schlachtfeld, vermuthlich v. Göben's Mannschaften, die einen weniger gefährlichen Weg suchten. Der Kampf auf dem preußischen linken Flügel war so wild, daß er vor Rauch fast nicht zu übersehen war. Zuweilen verzog sich die Wolke ein wenig und wir sahen die Franzosen dann schwer im Gefecht, aber Stand haltend. Um diesen Theil des Kampfes besser zu sehen, ging ich 10 Minuten vorwärts, es schien mir, daß hier, nahe bei Malmaison, die Franzosen überlegen waren; es kann aber auch seyn, daß sie nur besser sichtbar waren. Doch an dieser nördlichen Stelle kamen jetzt auch neue Streitkräfte und von weit hinter ihnen, wie es schien aus der Richtung von Vionville, kamen gewaltige Bomben, die mit schrecklicher Gewalt in die französischen Linien schlugen. Das waren die Mannschaften und das waren die Geschütze von Steinmetz, der hier und zu dieser Zeit seine Verbindung mit Prinz Friedrich Karl's Armee hergestellt und damit die Einschließung von Metz vollendet hatte. Die Schlacht wüthete hier unbeschreiblich, die Franzosen müssen die Bedeutung dieser Kanonen erkannt oder gewußt haben, daß der Rückzug ihres rechten Flügels ihre Niederlage bedeutete. Doch allmählig ging ihre Artillerie zurück und die Dampfwolke von Norden kam entsprechend näher; aber die letzten Schüsse am Abend fielen an jener Stelle gegen 9 Uhr."

Ueber den Antheil der preußischen Garde an dem großen Sieg bei Gravelotte schreibt die A. A. Zeitung einen ausführlichen Bericht, der besonders hier die Stimmung der preußischen Truppen kennzeichnet. „Die Avantgarde der ersten Garde-Infanteriedivision, unter Führung des Obersten v. Erckert vom Garde-Füsilierregiment, ging, die ersten einschlagenden Granaten mit schallendem Hurrah begrüßend, sofort zum Angriff über, und besetzte in feindlichem Feuer ein bei Habonville gelegenes Wäldchen und das der französischen Stellung nahe gelegene Dorf St. Ail. Die Division folgte dieser Bewegung, indem sie sich in einer Schlucht westlich von St. Ail aufstellte;

gleichzeitig eröffnete die gesammte Corps-Artillerie ein heftiges Feuer auf die außerordentlich starke und verschanzte französische Position von St. Privat. Diese Position überhöht meilenweit das ganze Terrain. Auf ihrer Kuppe befindet sich ein Dorf, das durch große massive Gebäude und zahlreiche steinerne Mauern der Vertheidigung die allerwerthvollsten Hülfsmittel bietet. Deckung während des Angriffs auf diese starke Position, in der sich der Feind vollständig sicher fühlte, war nirgends zu erblicken.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände, besonders aber auch um dem 12. Armeecorps und der 2. Garde-Infanteriedivision Zeit zu geben in das Gefecht einzugreifen, befahl der commandirende General, Prinz August von Württemberg, daß der Kampf zunächst von der Artillerie geführt werde.

Gegen 5 Uhr bemerkte man, daß sich größere feindliche Abtheilungen zwischen St. Privat und Roncourt bewegten. Auf unserm linken Flügel war inzwischen sächsische Artillerie erschienen und hatte, wenn auch zunächst noch auf große Distanz, ihr Feuer eröffnet. Man konnte demnach nun auf das Eingreifen des ganzen 12. Armeecorps rechnen. Dieser Umstand und die Bemerkung, daß größere feindliche Abtheilungen die Stellung bereits zu räumen schienen, sowie die Befürchtung, daß bei längerer Zögerung der Feind seinen Abzug in der Dämmerung ohne bedeutende Verluste bewerkstelligen und uns am nächsten Tage zu neuem Kampf zwingen könnte, bewogen den commandirenden General, etwa um 5 Uhr, den Befehl zu ertheilen, von allen Seiten zum Angriff gegen St. Privat, den Schlüsselpunkt der ganzen feindlichen Position, vorzubrechen.

Die 4. Garde-Infanterie-Brigade (Regimenter Franz und Augusta) erhielt zuerst diesen Befehl; sie entwickelte sich sofort mit musterhafter Geschwindigkeit und Ordnung, und ging auf dem Höhenrande, das Feuer der Artillerie möglichst wenig maskirend, zum Sturme vor.

Die Erwartung, der Feind werde St. Privat ohne bedeutenden

Widerstand räumen, sollte sich indessen keineswegs erfüllen. Unsichtbar für unsere heranstürmenden Grenadiere, eröffnete er im Gegentheil von seiner sichern Stellung hinter Häusern, Mauern und Gräben ein so furchtbares und weit hintragendes Schnellfeuer, daß nach wenigen Minuten bereits unsere Verluste, namentlich an Offizieren, sehr bedeutend waren; aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Regimenter vorwärts.

Die 1. Garde-Infanterie-Division hatte sich inzwischen ebenfalls entwickelt und griff eine Viertelstunde später auf dem linken Flügel der 4. Garde-Infanterie-Brigade in das Gefecht ein, während ihre Avantgarde das im Laufe des Nachmittags bereits eroberte Dorf Ste. Marie-aux-Chênes vorläufig noch besetzt hielt. Das Garde-Füsilier-Regiment wurde jedoch bald noch zur Unterstützung des linken Flügels herangezogen. Die 1. Garde-Infanterie-Brigade unter Befehl des Generalmajors v. Kessel (1. und 3. Garderegiment zu Fuß) und die 1. Garde-Pionier-Compagnie gingen auf dem linken Flügel vor, während rechts daneben, unter Befehl des Generalmajors Freiherrn v. Medem, die ganze 2. Garde-Infanterie-Brigade (2. und 4. Garderegiment zu Fuß) auf St. Privat losstürmte. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere blieben zu Pferd an der Spitze ihrer Truppen, um das Gefecht besser leiten zu können. Aber ihnen sämmtlich war nach kürzester Zeit auch das Pferd unter dem Leib erschossen. Erschrecklich war das massenhafte Feuer, mit dem die Truppen empfangen wurden; bis auf 1500 Schritt war der ganze Umkreis der feindlichen Stellung stundenlang mit Bleigeschossen förmlich übergossen. Das Getöse des Feuers übertönte jedes Commandowort, und der dicke Pulverdampf, sowie die gesicherte Stellung des Feindes, machten es den Unsrigen fast unmöglich, ihre Waffen erfolgreich zu gebrauchen. Musterhaft war die Haltung der Garde in dieser kritischen Lage. Trotzig ging sie vorwärts, furchtbar entschlossen, das Feuer zum Schweigen zu bringen, oder vor ihm zu erliegen. Aber der commandirende General, welcher dem ersten

Theile des Kampfes in der Nähe der Corpsartillerie beigewohnt und sich bei Beginn des Infanterie-Angriffs an der Front der 4. Garde-Infanterie-Brigade entlang, begrüßt von den Zurufen der avancirenden Bataillone, nach dem Westausgange von Ste. Marie begeben hatte, übersah von hier aus schon die Größe des erlittenen Verlustes. Er befahl, daß alles halten und daß das weitere Eingreifen der sächsischen Truppen, welche von Roncourt aus sich jetzt in der Flanke des Feindes zu entwickeln begannen, abgewartet werden solle.

Man sah in diesem kritischen Moment den Divisionscommandeur, General v. Pape, den Stillstand benutzen, um an der ganzen Linie seiner Division entlang zu eilen, um seine tapferen Bataillone zu neuen Anstrengungen aufzumuntern. Der General verlor zwei Pferde unter dem Leibe, ein Adjutant wurde an seiner Seite erschossen, ein zweiter verwundet. Und so war es überall. An jeder Stelle gaben die Führer, vom höchsten General bis zum jüngsten Fähnrich, ein leuchtendes Beispiel, und mit vollster Todesverachtung und gleicher Hingebung folgten ihnen ihre tapfern Untergebenen. Um diese Zeit tränkte Oberst v. Roeder, Commandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, zum Tode getroffen, den fremden Boden mit seinem Blute. Hier fielen die Majore v. Schmeling vom Garde-Füsilier-Regiment, v. Notz vom 3. Garde-Regiment zu Fuß, sowie der aus Mexiko bekannte Major Prinz Salm vom Regiment Augusta. Außerdem wurden noch 2 Brigadecommandeure, 4 Regimentscommandeure und ein großer Theil der übrigen Stabsoffiziere verwundet, und in gleichem Verhältniß stehen die auf diesem verhängnißvollen Boden erlittenen Verluste an Hauptleuten und Subalternoffizieren.

Mit großer Energie setzte inzwischen unsere Artillerie, welche gleichfalls unter harten Verlusten das feindliche Gewehrfeuer aushielt, ihr zerstörendes Werk fort. St. Privat brannte an mehreren Punkten, aber die Franzosen, ihres alten Kriegsruhms eingedenk und würdig, hielten sich mit außerordentlicher Zähigkeit, und unaufhörlich rollte das feindliche Feuer aus den besetzten Ortschaften und

hüllte den ganzen Umkreis wie mit einem Bleimantel ein. Gegen halb 7 Uhr wurde die Erneuerung des Sturmes befohlen. Der nun fast von allen Seiten umringte Feind schlug sich mit verzweifelter Entschlossenheit. Unsere bereits eingedrungenen Bataillone erhielten im Orte noch Granatfeuer, aber sie behaupteten sich, kämpften um jedes einzelne Haus, machten viele Gefangene und waren um 6³/₄ Uhr im Besitze des größten Theils des castellartigen Dorfes. Bald darauf wurde der nördliche Theil von den Sachsen genommen, und die Reste der französischen Besatzung entflohen auf der Straße nach Metz.

Die 3. Grenadier-Infanterie-Brigade hatte indessen, etwa seit 6 Uhr, zur Unterstützung des 9. Armeecorps in der Gegend von Armanvillers gekämpft; sie hatte hier mit großer Uebermacht zu thun; die Franzosen versuchten wiederholt zum Angriff vorzugehen, begegneten aber an dieser Stelle derselben Entschlossenheit wie bei St. Privat. Der Brigadecommandeur Oberst v. Knappe wurde hier schwer verwundet; das Regiment Alexander verlor besonders viele Offiziere und Mannschaften, todt und verwundet. Das Regiment Elisabeth hatte nicht ganz so harte Verluste zu beklagen, am schwersten aber litt auf diesem Flügel das Gardeschützenbataillon. Es ließ außer dem Commandeur Major v. Fabeck 5 Offiziere todt auf dem Kampfplatz, und kein Offizier blieb unverwundet; der Verlust an Mannschaften betrug etwa die Hälfte der ganzen Stärke.

Beim Einbrechen der Dunkelheit nahte von Ste. Marie her die 20. Division (vom 10. Armeecorps), so daß nun die Reste der vom Kampf erschöpften Gardebataillone, denen fast sämmtliche Offiziere fehlten, von den Offizieren des Stabs um ihre Fahnen gesammelt werden konnten. Die Têten-Bataillone der Garde verfolgten zwar den Feind noch eine kurze Strecke, aber Nacht und Ermüdung geboten ihnen Rast, und bald darauf bezogen sie gemeinsam mit Truppen des 10. Armeecorps die Vorposten bei St. Privat.

Der Feind war völlig geschlagen und nach Metz hineingeworfen, jede Verbindung mit Paris ihm von jetzt an abgeschnitten. Und

auf der Straße neben dem Schlachtfelde, auf dem das Gardecorps eine Bivouacnacht erlebt hatte, deren grausig-ernste Eindrücke jedem unvergeßlich bleiben werden, zogen vor Tagesanbruch unaufhörlich lange Züge von Gefangenen vor den Siegern vorüber. Am Abend bereits waren nach ungefährer Schätzung deren mehr als 2000 eingebracht worden, darunter eine verhältnißmäßig sehr große Anzahl von Offizieren.

Die Flucht des Feindes war eine so überstürzte gewesen, daß er bei Armanvillers ein großes und werthvolles Zeltlager unter Zurücklassung der meisten Effecten, Papiere und Waffen preisgegeben hatte. Die Fleischtöpfe standen vollständig angerichtet vor den erloschenen Feuern, Kleidungsstücke waren in wilder Hast aus den offen zurückgelassenen Koffern gerissen, angefangene Briefe, die in manchen Fällen merkwürdigen Aufschluß über die französische Auffassung des jetzigen Kriegs gaben, lagen auf den Tischen — alles deutete auf eine wilde, kopflose, panische Flucht!

Die Unsrigen bemerkten auch mit einigem Erstaunen, wie bequem der französische Soldat es sich im Felde zu machen pflegt. Während unsere abgehärteten Krieger — so selten als möglich, aber doch immer noch oft genug — unter freiem Himmel auf der kalten Erde zu bivouaciren haben, ein hartes Lager (das aber in den beiden der Schlacht folgenden Nächten sogar der commandirende General mit ihnen getheilt hat) — fand man in den französischen Zelten nicht nur Betten, Stühle und Sessel, sondern hie und da sogar Teppiche und Vorhänge, complicirte Toilettengegenstände, wohlriechende Wasser und Oele, und überhaupt so verschiedenartige Impedimenta, daß dieser Umstand allein erklärte, weshalb sich unsere Armee so ungleich leichter und schneller bewegt als die französische.

Der Tag nach der Schlacht war ein ernster, trauriger Tag. Von 2 Uhr Nachmittags an bis spät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmusiken spielten den alten schönen Choral ‚Jesus meine Zuversicht'. In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet war,

standen die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die stillen, bittern Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen starken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hause sitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von theuer erkauften Siegen kennt, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchlosen Frevlern, die sie heraufbeschworen!

Gegen 9 Uhr Abends wurde die feierliche Todtenmusik plötzlich durch einen kecken, schnellen Marsch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter rasch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unsere wackern Kampfgenossen, die überall beliebten und gelobten Sachsen. Sie riefen uns einen freundlichen ‚Guten Abend, Kameraden‘ zu, der herzlich erwiedert wurde. Bald verklang die Musik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: ‚Stille Nacht, heilige Nacht,‘ und von der andern Seite: ‚Lieb Vaterland, kannst ruhig seyn.‘

Der König selbst kam in dieser Schlacht in Gefahr und der Kriegsminister General v. Roon mußte ihn bitten, sich dem Granatfeuer zu entziehen. Ein Bericht gibt folgendes Gemälde: „Der König, der mit seinem Gefolge in ein heftiges feindliches Feuer gerieth auf der Straße nach Gravelotte, saß um diese Zeit neben einer Gartenmauer diesseits Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Licht erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Dezimalwaage, das andere Ende auf einen krepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhoff. Letzterer hielt zu Pferd in der Nähe. Roon hatte heute

den Helm abgelegt und trug wider seine Gewohnheit die Feldmütze; der König war im Helm. Graf Bismarck suchte sich französische Briefe zum Lesen — er mochte an ganz etwas anderes denken; man war sehr schweigsam, und jeder fühlte mit unserem König, daß das um diese Zeit seinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum König; er ist erhitzt, denn der Tag sah ihn im dichtesten Gewühl. ‚Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen Positionen geworfen!‘ Ein kräftiges Hurrah der Umstehenden antwortete. Jetzt aber dachte man auch an Erquickung; ein nicht fern haltender Marketender wurde herangeschleppt, und die hohen Herrschaften bezogen von ihm den solcher Ehre gewiß ungewohnten schlechten Rothspohn, indem sie ihre Feldflaschen füllen ließen. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute vergnüglich an einem großen Stück Kommißbrot — die Situation war eine so außerordentliche, daß der, seitens eines hohen Herrn, meinem Freunde, dem Schlachtenmaler Otto Günther, gewordene ehrende Auftrag, ein Bild dieses denkwürdigen Augenblicks zu entwerfen, dieselbe dem deutschen Volke zu einer unvergeßlichen machen wird."

Der Verlust der Franzosen betrug 12,000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene, 4 Adler, 18 Kanonen und 1 Mitrailleuse. Aber auch der Verlust des deutschen Heeres war an Todten und Verwundeten sehr groß, weil die tapfern deutschen Soldaten wohl erkannten, daß an diesem Tage die Hauptentscheidung des ganzen Krieges erfolgen müsse, sie also keine Anstrengung scheuten und muthig und freudig dem Tode entgegengingen. Denn Bazaine befehligte das Hauptheer Frankreichs, und wenn dieses nicht mehr siegreich vordringen konnte, sondern in Metz eingeschlossen blieb, so konnte die zweite, ungleich schwächere französische Armee unter Mac Mahon keinen irgend wirksamen Widerstand mehr leisten. Unter den vielen edlen Opfern dieser ewig denkwürdigen Schlacht befand sich, wie schon erwähnt, der Prinz Salm, der einst der treue Begleiter und

Freund des unglücklichen Kaiser Maximilian in Mexiko gewesen war. Er wurde an der Spitze eines Garderegiments getödtet. *)

Eine malerische, aber grausenerregende Schilderung des Schlachtfeldes von einem Augenzeugen entworfen: „Ein Schlachtfeld ist es, wie es die Ebene von Leipzig nicht aufzuweisen hatte, ein ungeheuer weit und breit gedehntes, wellenförmiges Hochplateau, von dem im Thale liegenden Städtchen Gorze in Schluchten und Engpässen aufsteigend und sich bis an die Chaussee bei Gravelotte erstreckend, wo gestern dem Kampfe auf diesen von Gott so gesegneten Triften ein Ende gemacht werden sollte! Wohin die Unsrigen auf der weiten Ebene vordrangen, hinterließen sie die grauenhaften Spuren der Vernichtung, eigener und fremder. Die Felder sind mit Leichen bedeckt; weithin schimmern die rothen Hosen der Feinde, die weißen Brustlizen der stolzen, zurückgeworfenen kaiserlichen Garden, die Helme der französischen Kürassiere; der Wirbelwind jagt zu Tausenden gleich einem großen Mövenschwarme die weißen Blätter der französischen Intendanturwagen über das Feld; die Waffen blitzen weithin im Sonnenglanze, während die Hände derer, die sie führten, kalt und im Todeskampfe zusammengeballt, daneben ruhen und gebrochene

*) Prinz Felix von Salm-Salm war 1828 geboren, diente zuerst in der preußischen Garde, dann in Oesterreich, ging beim Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges nach Washington und bot seinen Degen dem Präsidenten Lincoln an. Nachdem er sich in diesem Kriege ausgezeichnet und zum Obersten vorgerückt war, begab er sich nach Mexiko zum Kaiser Max, kämpfte für diesen ritterlich und bewies ihm in seiner letzten schrecklichen Zeit bis zum Tode des Kaisers aufopfernde Treue. Mit ihm seine Gemahlin, eine Canadierin, die er in Amerika geheirathet hatte. Nach der Katastrophe von Queretaro ging er nach Wien und nachher in seine westphälische Heimath. Aber die Kriegslust ließ ihm keine Ruhe, und indem er dem siegreichen preußischen Adler bis nach Metz folgte, endete er hier als Held auf dem Bette der Ehre. Sein und seiner Gemahlin Tagebuch aus Mexiko erschien im Jahre 1868 unter dem Titel „Queretaro“ im Verlage von Kröner in Stuttgart.

Augen unter der klaffenden Stirn, über der zerfezten Brust zum Firmament hinaufblicken. Es war wiederum eine lange grauenhafte Promenade, als ich den von Gorze aufwärts führenden Hohlweg hinan stieg und gleich oben auf die ersten Trümmer der Kämpfer stieß. Schrittweise ward hier jede Elle Landes erkämpft, haufenweise lagen die Leichen der Franzosen, dazwischen auch wohl noch einzelne der Unsrigen; zerschmetterte Leiber, Pferdeleichen, zerbrochene Waffen, Tornister, Zeltpflöcke, die blauen Shawls der Fantassins, die Chassepots und die Faschinenmesser. Grauenhaft glozte das Auge der Todten, das keine liebende Hand geschlossen, aus dem wüsten Chaos hervor, hier und da vom Tode zu Gruppen formirt, die einem Wachsfigurenkabinet ähnlich. Es war ein Bild, so entsetzlich, wie es selbst Magenta, Solferino und Sadowa nicht aufgeboten, weil damals die Kämpfenden zur Ehre der Humanität sich noch nicht so entsetzlicher Waffen rühmen konnten, wie sie heute unsere Generation zerfleischen, um die Ueberlegenheit der einen Nation über die andere zu demonstriren. Wie rother Mohn und blaue Kornblumen leuchteten die bunten Farben der gefallenen Feinde auf den geschnittenen Aehrenfeldern, weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler, als eine entsetzliche Garnitur säumten sie die Wege, hier in Haufen hingestreckt, dort einzeln gefallen, wie sie eben der Schnitter dahin gemäht hatte. . . . Furchtbar hatte der Kampf an der von Metz nach Verdun führenden Chaussee getobt. Alles blau, roth und gelb, dazwischen die grünen Jacken der Jäger, und hier und dort lag ein umgeworfener Intendantur- oder Sanitätswagen, welchen die Feldgensdarmen eben untersuchen zu lassen im Begriffe waren. Niemand kümmerte sich um die Leiche des französischen Generals und des Obersten, die unter den übrigen Todten lagen; nur die einzelnen Gestalten der Soldaten, die man suchend durch das Leichenfeld wandern sah, hielten sich wohl ein wenig länger bei ihnen auf und gingen dann gleichgültig ihres Weges. Es ist ja so wenig, ein Menschenleben unter Tausenden."

Zu den vielen Rücksichtslosigkeiten, deren sich die französische Regierung und insonderheit das Kriegsministerium schuldig gemacht hatte, gehörte auch die Nichtbeachtung der Genfer Convention, obgleich Frankreich dieselbe ausdrücklich unterzeichnet hatte. Trotz so großer Prahlerei, man sey unüberwindlich, war die Armee, wie sich während des Krieges offenbarte, vernachlässigt worden. Nur eine Elite von Einstehern hatte man begünstigt, die übrigen Truppen weder vollzählig gemacht, noch gut verpflegt, noch auch Reserven in hinlänglicher Zahl armirt und exercirt, wie der erbärmliche Zustand der Mobilgarden bewies. Auf dem Papier und in den Ministerreden vor der Kammer war alles in bester Ordnung. Nicht so in der Wirklichkeit. Man konnte in Paris laut reden hören, alle Jahre würden vom Militäretat 100 Millionen gestohlen. Neben dem Motiv der Armeeverwaltung und der Lieferanten, in ihre Privatkasse fließen zu lassen, was der Armee zugute kommen sollte (wie es in Oesterreich und Rußland herkömmlich ist), hatte man in Paris noch ein zweites politisches Motiv. Die Regierung fürchtete sich nämlich, das Volk zu bewaffnen, weil es dadurch die republikanische Partei bewaffnet haben würde. Das war der Hauptgrund, aus welchem man die allgemeine Wehrpflicht und die Einübung eines ganzen Volks in Waffen nicht einzuführen wagte.

Napoleon III. machte Frankreich zum Mittel seines dynastischen Zwecks und gab sich keineswegs dazu her, eine Pflicht für Frankreich gewissenhaft zu erfüllen. Seine patriotischen Phrasen hätten niemand darüber täuschen sollen. Auch seine Vertrauten waren keine guten Patrioten, sondern suchten nur durch seine Gunst emporzukommen und sich zu bereichern. Wenn diese chauvinistische Bande nun Frankreich bestahl, wie hätte sie vollends irgend eine Rücksicht auf die Opfer des Krieges nehmen sollen? Die französische Regierung hatte daher die Genfer Convention zwar unterzeichnet, dachte aber nicht daran, ihr ernstlich nachzuleben. Was kümmerte sie sich um den Jammer in den Lazarethen! Sie hatte nicht einmal die Truppen

mit der Genfer Convention bekannt gemacht. Der „Bund" berichtete: „Als nach der Schlacht bei Wörth die 3. deutsche Armee sich des französischen Lagers bemächtigte, stellte sich zu ihrem großen Erstaunen heraus, daß die französischen Verwundeten und Gefangenen nichts von der Genfer Convention wußten, so daß sogar die französischen Aerzte und die zur Verpflegung der Verwundeten Zurückgelassenen sich als Kriegsgefangene betrachteten. Es ergab sich, daß weder die französische Verpflegungsmannschaft, noch die Aerzte das vertragsmäßige weiße Band mit rothem Kreuze trugen, sondern erst nach der Ankunft der Deutschen einen weißen Lappen mit durch Stecknadeln kreuzweise angehefteten rothen Tuchschnizeln anlegten, und daß die französischen Wagen zum Transport Verwundeter keineswegs das rothe Kreuz im weißen Felde führten. Auf die Frage deutscher Aerzte, warum die durch die Genfer Uebereinkunft gesetzmäßigen internationalen Neutralitätszeichen in der französischen Armee nicht eingeführt seyen, antworteten ihre französischen Kollegen, daß sie dieselben um keinen Preis angelegt hätten, da sie sonst den Hohn und Spott der Offiziere ihrer Armee über die von denselben so genannte Lebensversicherung nicht hätten ertragen können."

Beständig wiederholte sich während des Kriegs von 1870, daß Franzosen auf das Sanitätspersonal, auf Aerzte, Verwundete und Krankenwärter, wie auch auf Parlamentäre schoßen, als ob die vormals kriegerischeste Armee Europas ganz verwildert wäre und allen Kriegsgebrauch verlernt hätte. Bei Gravelotte wurde von ihnen, wie ein hessischer Augenzeuge berichtet, auf Blessirtenträger geschossen und unter Anderen ein mit der Genfer Fahne versehenes Haus, welches als Aufnahmespital für Schwerverwundete diente, in Brand geschossen, wobei mehrere Verwundete den Tod fanden. — Nach einer andern Nachricht wurden bei Gravelotte vom deutschen Sanitätspersonal ein Oberstabsarzt und drei Krankenträger verwundet. Bei Toul erschossen die Franzosen den Trompeter eines Parlamentärs und ebenso bei Verdun. Aus Pont-a-Mousson wurde der Kölner

Zeitung unter dem 21. August geschrieben: „Französische höhere Militärärzte, welche bei ihren Verwundeten bei Metz zurückgeblieben waren, wünschten für dieselben Beistand aus Metz zu holen, was ihnen von den Preußen gern bewilligt wurde. Als aber Oberstlieutenant von Verdy und Hauptmann von Winterfeld mit einer weißen Fahne und einem Trompeter als Parlamentäre vor die Festung ritten, wurden sie aus derselben wiederholt beschossen, mußten umkehren und konnten nur mit Mühe ihren verwundeten Trompeter retten.“

Dagegen wurde von Seiten der wenigen nach Metz gekommenen deutschen Verwundeten und Gefangenen gerühmt, sie seyen dort vom französischen Militär human und anständig behandelt worden und nur der Pöbel der Stadt habe sie in den Straßen insultirt. Marschall Bazaine schickte am 25. August sämmtliche in Metz vorhandene deutsche Gefangene, es waren deren 725, in's Hauptquartier der Metz belagernden Armee, um sie gegen ebensoviel französische Gefangene auszutauschen. Man hätte ihm zehn für einen geben können, sämmtliche französische Gefangene waren aber schon auf dem Transport nach Deutschland begriffen und keiner mehr vorhanden. Doch wurde dem Marschall versprochen, man werde ihm die bestimmte Zahl später schicken. Er reclamirte seine Gefangenen natürlich nicht, um die Lebensmittel in der Stadt zu sparen.

Am 26. August machte der Marschall einen neuen Versuch, die Belagerungsarmee zu durchbrechen. Nach einem bloßen Scheinangriff bei Courcelles machte er weiter ostwärts einen Angriff, wurde jedoch zurückgeschlagen. Um diese Zeit mochte eine Botschaft zu ihm durchgedrungen seyn, es werde von Norden her ein Entsatz nahen. Er machte daher am 31. August einen neuen, sehr energischen Ausfall und kämpfte bei Noisseville bis zum 1. September des Mittags, noch einmal einen blutigen Kampf, wurde aber auch diesmal wieder nach Metz zurückgeworfen. Im offiziellen preußischen Berichte hieß es: „Vom Morgen des 31. August bis den 1. September Mittags

hat Marschall Bazaine fast unausgesetzt versucht, mit mehreren Corps aus Metz nach Norden durchzubrechen. Unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl hat General Manteuffel alle diese Versuche in ruhmvollen Kämpfen, die in den Namen ‚Schlacht bei Noisseville‘ zusammenzufassen sind, zurückgeschlagen. Am Gefechte betheiligt waren das 1. Armeecorps, das 9. Armeecorps, die Division Kummer (Linie und Landwehr) und die 28. Infanteriebrigade. Die Hauptgefechte fanden um Servigny, Noisseville und Retonlay statt. Nächtliche Ueberfälle wurden mit ostpreußischen Kolben und Bajonetten zurückgewiesen. Unsere hierfür verhältnißmäßig nicht sehr großen Verluste sind noch nicht zu übersehen, die des Feindes sehr bedeutend."

Nach der Weserzeitung zeichnete sich ganz besonders die preußische Landwehr aus. „Das Kleingewehrfeuer war weniger zur Geltung gekommen, Kavalleriegefechte haben gar nicht stattgefunden; dagegen hat unsere Landwehr von dem Kolben Gebrauch gemacht. Die Landwehrdivision Kummer hat sich nach dem Urtheile eines höheren fremden Offiziers, welcher sich als Beobachter in unmittelbarer Nähe des Kampfplatzes befand, mit ausgezeichneter Bravour geschlagen und dem alten Ruhm der preußischen Landwehr neuen hinzugefügt."

Man hat später Bazaine den Vorwurf gemacht, daß er den Kampf bei Noisseville zu matt geführt habe. Da er nämlich immer noch eine Armee von wenigstens 150,000 Mann zu verwenden hatte, so hätte er mit einem Gewaltstoß derselben die Cernirung durchbrechen sollen. Es kam ihm zu statten, daß grade damals das Belagerungsheer vermindert worden war. Der alte General Steinmetz wurde nämlich vom Commando entfernt und zum Gouverneur im Großherzogthum Posen ernannt. *) Seine bisherige Armee aber wurde

*) Der Daily News zufolge hatte bei Ausbruch des Krieges der König in seiner hohen Achtung vor der großen militärischen Begabung des Generals gegen die Ansicht des Kriegsrathes ihn zu seinem Commando befördert, weil er einmal den oft gehörten Einwurf, daß der hohe Adel stets bevorzugt werde, in Norddeutschland entwaffnen und in Süddeutschland

getheilt und aus dem größern Theil, verbunden mit andern Truppen, die sog. vierte Armee gebildet, die unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen den Weg nach Paris einschlug. Dieser Zeitpunkt nun wäre für Bazaine am günstigsten gewesen, um mit allen seinen Kräften energisch durchzubrechen. Allein man entgegnete mit Recht, eine Armee von 150,000 Mann habe nicht in einer Colonne und auf einer Straße durchbrechen können. Das Durchbrechen der deutschen Cernirung an irgend einer Stelle konnte noch keine Rettung bringen, weil ein einziges Armeecorps von 30,000 Mann mit Trains, jedoch ohne Fuhrpark-Colonnen, auf einer Straße eine Ausdehnung von wenigstens 4 deutschen Meilen einnimmt. Sollten 5 Armeecorps durchbrechen, so mußten eben so viele Wege nach demselben Operationsziele disponibel seyn, denn eine aufeinander gedrängte, sich meilenweit stauende, der Beweglichkeit entbehrende Soldaten- und Fuhrwerksmasse ist nichts als ein hülfloses Chaos, reines Kanonenfutter. Man vergegenwärtige sich, was aus einer Armee wird, wenn sie in ihren ausgedehnten Marsch-Colonnen von allen Seiten angegriffen und durchbrochen wird. Die französische Armee

der Beschwerde zuvorkommen wollte, daß man den Prinzen des königlichen Hauses allen Kriegsruhm aufspare. Die Sache ging gut bis zu den Schlachten vor Metz im August, wo General von Steinmetz auf eigene Verantwortung und ohne Grund gegen die bestimmten Befehle des Oberbefehlshabers auf der Südseite statt nördlich von Metz über die Mosel ging. Hätte er dem Befehle gemäß den Uebergang nördlich veranstaltet, so wären die wiederholten, von schweren Verlusten begleiteten Angriffe des 7. und 8. Armeecorps gegen die französischen Positionen bei Moscou und St. Hubert unnöthig gewesen. Dieselben Daily News theilten später mit, jene Nachricht sey eine falsche gewesen, und rechtfertigten das Verfahren des General v. Steinmetz, weil, falls der Uebergang nicht südlich, sondern nördlich bewerkstelligt worden wäre, die Truppen in große Wälder, überhaupt in ein sehr hügeliges und schwieriges Terrain hineingerathen wären, ganz abgesehen davon, daß die Flanke dem Geschütz der Forts ausgesetzt und das 9. mit dem 3. Corps nicht stark genug gewesen wäre, Bazaine's Vordringen auf Paris zu hindern.

von 150,000 Mann bedurfte aber nicht nur eines genügenden Raumes zur Gefechtsaufstellung, sondern auch den Besitz aller strategisch wichtigen Punkte in der Umgegend von Metz, um die taktischen Bewegungen für den Durchbruch ausführen zu können. Diese Positionen waren indessen durch die Kämpfe am 14., 16. und 18. August den Franzosen entrissen, weshalb es ihnen unmöglich war, aus Metz zu entkommen. Sie wären im Stande gewesen, einzelne Corps durch ein erdrückendes numerisches Uebergewicht zurück zu werfen; aber was hätte selbst dieser Erfolg ihnen für Nutzen gebracht, wenn die deutschen Corps nun in den Flanken und im Rücken die Abziehenden anfielen und zermalmten? Dabei ist auf die Befestigungen der Cernirungslinien nicht einmal Rücksicht genommen. Da aber sämmtliche Defiléen in der Umgegend von Metz noch fortificatorisch gesichert waren, so mußte jede Hoffnung schwinden, den wachsamen und tapferen deutschen Truppen gegenüber wirkliche Erfolge zu erreichen.

Sechstes Buch.

Die Katastrophe von Sedan.

Wir verließen den unglücklichen Kaiser der Franzosen auf seiner Flucht aus Metz. Wie muß es damals in seiner Brust gestürmt haben! Verlassen und verachtet von der eigenen Armee, von den eigenen Ministern, vom Senat, vom gesetzgebenden Körper und Volk! Auf der Flucht vor dem Feinde, den er so gewissenlos und freventlich herausgefordert hatte und der ihm jetzt dicht auf den Fersen war! Mit genauer Noth entkam er den Ulanen von der heranrückenden Armee des General Steinmetz, die in dem nämlichen Gasthof frühstückten, den er eben mit seinem Sohn in höchster Eile verlassen hatte, um auf der Eisenbahn in einem Wagen dritter Klasse zu entkommen. Und das war am 15. August, dem Napoleonstage, den er sonst immer so feierlich begangen hatte.

„Man hat mich verrathen", soll der Kaiser oft schmerzlich ausgerufen und dabei Leboeuf genannt haben, weil, wie man einfältigerweise glaubte, seine Frau eine Preußin sey. Ein Correspondent der Kölner Zeitung schrieb aus Paris: „Ich weiß nicht, was an diesen Gerüchten Wahres ist, über jeden Zweifel erhaben ist jedoch der Umstand, daß dieser Marschall die Gunst, welche ihm den Titel eines Adjutanten des Kaisers, den Rang eines Kriegsministers, eines Marschalls von Frankreich und des Generalstabchefs der Armee ver-

schaffte, der Verwandtschaft einer gewissen Dame aus der Demimonde, Namens Marguérite Belangé verdankt, welche die letzte Geliebte des Staatsoberhaupts gewesen ist." Sind diese Notizen einigermaßen interessant, sofern sie einen Blick in die Sittenlosigkeit des französischen Hofes thun lassen, so erklären sie doch den Vorwurf des Verraths nicht. Darüber gibt nur der oben schon von uns erwähnte Einfluß Leboeufs auf die übereilte Kriegserklärung Aufschluß.

Der Kaiser gelangte mit seinem Sohn glücklich in's Lager von Chalons, wo er Mac Mahon mit den Resten seiner geschlagenen Armee fand. Die Afrikaner waren furchtbar decimirt und entmuthigt, die erst in Chalons zusammenberufenen Mobilgarden zum Theil ohne Waffen und ohne Uniform, noch mehr ohne Disciplin. Das war der Flor der männlichen Jugend von Paris, der schon bei der Abreise von dort vive la république gerufen und in's Feld zu ziehen sich geweigert hatte. Aus allen beglaubigten und wiederholten Nachrichten geht hervor, daß unter ihnen eine große Insubordination geherrscht haben muß. Um sie einigermaßen zu beschwichtigen, hatte man ihnen erlaubt, ihren gewohnten Unterhaltungen nachzuleben, und das Lager wimmelte von lüderlichen Dirnen aus Paris. An Ueppigkeit und Wollust gewöhnt, scheuten diese Pariser Kinder nichts so sehr, als Schlachtfelder. Daily News theilt aus Chalons Folgendes mit: „Am 18. August waren hier 15,000 Mann-Mobilgarden in ihren Quartieren consignirt. Man hörte in den Morgenstunden aus der Ferne eine anhaltende Kanonade und unter den nur zum Theil und zwar mit schlechten Waffen ausgerüsteten Mobilen brach ein panischer Schrecken aus. Die Leute sind nur zum geringen Theile einexerzirt und vollständig unbrauchbar, gegen die Preußen verwandt zu werden. Als die Panik um sich zu greifen begann, verlangten sie mit lautem Geschrei, nach Paris zurückgeführt zu werden, und erklärten es für höchst ungerecht, daß man die Pariser Regimenter hülflos als Kanonenfutter dem

herannahenden Feinde überlasse, während die übrigen Bataillone aus andern Departements zur Vertheidigung ihrer eigenen Städte benützt würden. Schließlich drohten sie, wenn man sie nicht nach Paris führe, würden sie von selbst dahin ziehen. Die Offiziere gaben ihnen zur Antwort, wenn sie es versuchen sollten, auszureißen, werde man sie durch Artillerie zurückhalten. Indessen weder Drohung noch Ueberredung richtete bei den Kindern von Paris etwas aus, der Aufruhr wuchs und schließlich gaben die Offiziere nach und vereinigten sich mit ihren Leuten zu dem Gesuch, nach Paris zurückgeschickt zu werden. Mehrere Stunden lang standen die Verhältnisse so, bis endlich ein Stabsoffizier der Mobilgarde mit verhängtem Zügel durch's Lager sprengte, seine Mütze schwenkte und den Mannschaften zurief: ‚Wir marschiren morgen nach dem Lager von St. Maur (bei Paris), wir marschiren morgen!‘ Augenblicklich war das ganze Lager eine Szene des Jubels. Die Mobilen umarmten einander, tanzten und sangen wie eine Heerde losgelassener Schulbuben und giengen dann sofort daran, ihre Tornister zu packen. Mit der letzteren Operation waren sie jedoch kaum fertig, so kam der Befehl, die Tornister zurückzulassen für Mac Mahons Corps, das keine mehr besitze, und die unglückseligen Pariser Kinder sahen sich daher genöthigt, ihre Habe in die Decken zusammenzuschnüren und sie so zu schleppen, so gut es gehen mochte.“

Aus dieser allgemeinen Verwirrung in Chalons flüchtete Prinz Napoleon eilig nach dem Süden und versuchte in Florenz das Königreich Italien zu einem Bunde mit Frankreich anzutreiben, was ihm jedoch nicht gelang. — Napoleon III. und Mac Mahon verließen das Lager von Chalons, welches man abbrannte, und zogen am 24. August mit den noch vorhandenen Truppen nach Paris hin ab, um, wie man damals noch glaubte, diese Hauptstadt vertheidigen zu helfen. Die deutsche Hauptarmee war, nachdem sie alle ihre Corps auf dem linken Moselufer vereinigt hatte, stark genug, um nur die Armee von Steinmetz und einen Theil von der Armee unter

Prinz Friedrich Karl mit zahlreichen eben erst aus Deutschland nachgekommenen Landwehren zur Einschließung von Metz zurückzulassen, mit dem Hauptheil aber nach Paris vorzugehen, wohin auch der Kronprinz von Preußen zog, nachdem er das von Mac Mahon verlassene Chalons eingenommen hatte.

Noch ist zu bemerken, daß Napoleon III., obgleich er in Metz sein Commando an Bazaine hatte abgeben müssen, sich doch über Mac Mahons Armee den Oberbefehl vorbehielt, wie zwei Dekrete beweisen, die man später unter seinen Papieren gefunden hat.

Indem sich die deutschen Heere zwischen Metz und Chalons geworfen hatten und die beiden französischen Armeen weit auseinander hielten, säuberten sie das dazwischen liegende Terrain durch ihre blitzschnellen, bald da bald dort erscheinenden und wieder verschwindenden Ulanen und nahmen die kleinern Festungen ein oder cernirten sie wenigstens. So wurden die Städte Toul und Thionville, wie auch die kleine Festung Bitsch cernirt und eine andere kleine Festung Vitry, unfern von Chalons, am 25. August eingenommen. Dieselbe war nicht unwichtig, weil sie die Eisenbahnen beherrscht, die von Besançon und Straßburg nach Paris führen. In der Nähe wurden zwei Bataillone französische Mobilgarden von preußischer Reiterei unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg zersprengt und 850 Mann mit 17 Offizieren gefangen. Sie trugen meist blaue Blousen, sonst alle möglichen bäuerlichen und bürgerlichen Kleider und fielen besonders durch weiße Zipfelkappen auf, durchaus unfertige, regelmäßigen Truppen gegenüber unfähige Leute. Als man sie als Gefangene forttransportirte, hatten die Husaren der Escorte große Mühe, sie mit Gewalt zusammenzuhalten, denn sie wollten in jedem Dorfe, von den Einwohnern unterstützt, davonlaufen. Man sah sich daher veranlaßt, in einer Proclamation an das Volk zu erklären, man könne solche nicht uniformirte Banden auch nicht als echte Soldaten und Kriegsgefangene behandeln, und dieselben wurden mit

den strengsten Strafen bedroht, wenn sie auf deutsche Soldaten schießen würden.

Unterdeß wurde auch die Bergfeste Marsal im Wasgau durch die Bayern eingenommen und 60 Geschütze erbeutet. Noch ungleich ergiebiger war die Einnahme der Stadt Lüneville durch die Süd=armee. Man fand hier ungeheure Vorräthe von Mehl, Hafer, Heu und Stroh, welche für die Armee Mac Mahons aufgehäuft worden waren.

Die vortreffliche Armeeverwaltung Preußens fand auch unter den mit ihm verbündeten Staaten mehr oder weniger Nachahmung und insbesondere gedieh das Sanitätswesen in diesem Kriege zu einer Vollkommenheit, wie nie vorher. Große Züge von Sanitäts=wagen folgten den Truppen bis auf die Schlachtfelder und brachten die Verwundeten, wenigstens die Leichtverwundeten, immer schon in wenigen Tagen bis tief in's Innere Deutschlands, wo sie nach allen Richtungen vertheilt und liebevoll gepflegt wurden. Auch schon unterwegs wurden sie auf jeder Station bewillkommnet und unter=stützt. Nur unmittelbar nach den größten Schlachten war es nicht möglich, sogleich für alle Verwundeten sorgen zu können, und die Einspurigkeit der französischen Eisenbahnen, auf denen nicht zwei Züge einander begegnen können, verzögerte die Abfertigung manches Zuges, der warten mußte, bis die Bahn wieder frei war. Die württembergischen Waggons, salonähnlich nach dem Muster der nord=amerikanischen gebaut, übertrafen alle andern an Räumlichkeit und Bequemlichkeit, namentlich um Hängematten, eine förmliche Küche &c. darin anzubringen, und ernteten verdienten Ruhm.

Dagegen mußte auch ein Uebelstand ernst gerügt werden, nämlich die Zudringlichkeit der sogen. Schlachtenbummler. Die Leichtigkeit, mittelst der Eisenbahnen den Kriegsschauplatz zu erreichen und mittelst der weißen roth bekreuzten Binde am Arm sogar freie Fahrt und Kost zu erlangen, verlockte viele Müßiggänger, ihre Neugierde auf den Schlachtfeldern, nachdem der Kampf vorüber war, zu befriedigen

und mitunter auch Reliquien derselben zu sammeln! Man schrieb Ende August aus Nanzig über „den Heuschreckenzug, welcher unter dem Schirm des Genfer Kreuzes das Land verheert. Die Genfer Convention ist einer der zahlreichen Belege, daß mit dem Dilettantismus nirgends in der Welt etwas auszurichten ist. Auf einen der Herren, die etwas leisten, kommen 25, die als Gaffer mitlaufen wollen, dabei alle erdenkliche Ansprüche erheben. Jeder französische Ort von einiger Bedeutung, namentlich aber die anziehende Stadt Nancy, ist angefüllt von Schwärmen solcher Touristen, daß es den Anschein hat, als wäre ein Train de Plaisir aus Deutschland zum niedrigsten Preis im Gange. Die Herren fahren umsonst, quartieren sich von Staatswegen ein, requiriren nach Lust und amüsiren sich d'rauf los. Wenn statt jedes derselben ein Strohsack für einen Kranken da wäre, würde man dem Himmel danken. Der erste Ruf der Verwaltung, wohin man kommt, lautet: ‚Befreien Sie uns von den Kreuzrittern.‘ In der Armee hat man ihnen bereits den Namen ‚Schlachtenbummler‘ gegeben. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie vor einem Nachschub warnen und um Zurückberufung der Entfernten bitten. Von jetzt an ist wenigstens dafür gesorgt, daß diese Herren nicht mehr vom Bürger Wohnung und Kost gratis erhalten, wenn die Armeecommandanten es nicht ausdrücklich befehlen. Wer mildthätig seyn will, soll sich auch selbst verköstigen. Wer den Umfang dieser Bummelei unter dem Schein der Thätigkeit gesehen hat, brennt vor Ungeduld, hier etwas aufgeräumt zu sehen.“

In der Weserzeitung las man: „die Johanniter, in deren Händen wohl fast alle Depots sich befinden, kann man in zwei Klassen theilen. Die darunter befindlichen Landwirthe und Militärs nämlich sind praktische Männer, welche ihrer Stellung gewachsen sind, dagegen verstehen die bloßen Hofleute nichts von ihrer immerhin nicht ganz leichten Aufgabe und machen oft viel Confusion. Die Anzahl der hinter der Armee befindlichen Johanniter überhaupt

ist Legion, so daß jeder dritte Mann, dem man vorgestellt wird, wenn nicht Graf, doch mindestens Baron ist; außerdem haben sich den Johannitern selbst wieder eine Menge Grafen und Barone zur Dienstleistung zur Verfügung gestellt, sie füllen die Schlösser und Gutshöfe."

Mac Mahon hatte seine zerrüttete Armee im Lager von Chalons wieder um vieles verstärkt, so daß man sie wieder zu wenigstens 120,000 Mann berechnete. Er hatte die Corps von Failly, Douay (dem Bruder des gefallenen Generals), die aus Rom unter General Dumont abgezogenen Franzosen und das kleine Corps, welches bisher die spanische Grenze bewacht hatte, schnell errichtete vierte Bataillone, tausend Marinesoldaten und ein Corps Waldhüter an sich gezogen und schien allerdings die Vertheidigung von Paris mächtig unterstützen zu können. Plötzlich aber nahm er mit allen seinen Streitkräften eine andere Richtung, nämlich von Paris abwärts nach Rheims, um sich wo möglich auf einem Umweg nach Metz durchzuschlagen und Bazaine zu entsetzen.

Man erfuhr, Palikao, der in Paris an der Spitze der Regierung stand, habe diesen Plan veranlaßt, weil er es für durchaus gefährlich gehalten habe, daß der Kaiser, welcher sich im Lager Mac Mahons befand, nach Paris zurückkomme. Im günstigsten Falle, wenn Mac Mahon wirklich im Stande wäre, Metz zu entsetzen, würde der Feind genöthigt werden, nach Metz umzukehren, Paris also wieder eine Zeit lang vor ihm sicher seyn und seine Vertheidigung vollkommen organisiren können. Napoleon III. wollte auf den Plan nicht eingehen, es hieß aber, Palikao habe ihm ernstlich gedroht und so habe jener nachgeben müssen. So die damaligen Gerüchte. Gewiß ist nur, daß der arme Kaiser überall als höchst überflüssig, ja als lästig angesehen wurde. Auch Mac Mahon hätte ihn lieber anderswo hingewünscht, als in sein Lager. Der Kaiser hatte nämlich zahlreiche Wagen bei sich, ein übertrieben großes Gefolge und Gepäck. Auch sein junger Sohn, damals allgemein Lulu ge-

nannt, hatte großes Gefolge und wurde mit einer zahlreichen Escorte bald dahin, bald dorthin herumgeführt, weil sein Vater, wie es scheint, noch nicht entschlossen war, wohin er ihn bergen wollte. Der müde und geängstigte Knabe wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Man brachte ihn von Rheims nach Avesnes, aber bald von da wieder weg nach Sedan.

Das kaiserliche und prinzliche Gefolge und Gepäck nun mit sich zu schleppen, war der französischen Armee, die in Eilmärschen vorwärts zu kommen suchte, um so unangenehmer, als es ihr auch an Lebensmitteln gebrach. Als Mac Mahon am 23. August Rheims verließ und sich nach Sedan wandte, fielen 600 seiner Soldaten über die letzten Proviantwagen her und plünderten sie, um ihren Hunger zu stillen. Noch ist zu bemerken, daß Palikao Mac Mahon täuschte, sofern er ihm 100,000 Mann unter General Vinoy versprach, die auf seinem Marsch zur Vereinigung mit Bazaine zu ihm stoßen sollten. Vinoy aber kam zu spät und hatte nur wenige tausend.

Mittlerweile war der König von Preußen gegen Paris vormarschirt und hatte sein Hauptquartier in Bar le Duc, als man erfuhr, Mac Mahon habe sich nicht nach Paris zurückgezogen, sondern nach Rheims und Sedan. Das konnte keinen andern Zweck haben, als ein Durchschleichen im Rücken der deutschen Armeen, um Bazaine zu entsetzen. Wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mittheilt, war die erste sichere Nachricht über den Marsch Mac Mahon's nach dem Norden eine Correspondenz der „Independance belge“ aus Mezières. Die Notiz wurde von Berlin alsbald an das Hauptquartier telegraphirt. Sie gab den Ausschlag für die Dispositionen Moltke's, die zur Gefangennahme der französischen Armee führten. Es war diese Correspondenz daher wohl die folgenreichste, die je in einer Zeitung erschienen ist. Im deutschen Kriegsrath am 25. August, dem auch der Kronprinz von Preußen beiwohnte, wurde sofort beschlossen, mit allen Streitkräften, die man

in der Nähe hatte, den französischen Marschall aufzusuchen und abzufangen, bevor er Metz erreichen könne. Die zahlreichen Verstärkungen, die aus Deutschland nachgerückt waren, erlaubten dem König nicht nur aus der Garde noch zwei Armeecorps und zwei Cavallerie-Divisionen, eine neue vierte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen zu bilden, sondern auch den alten General Steinmetz mit seinem Corps mit in die Operation zu ziehen, da Friedrich Karl mit seinen Verstärkungen ausreichte, Bazaine in Metz eingeschlossen zu halten. Nach der Provinzial-Correspondenz war folgendes der deutsche Angriffsplan: „Nachdem die Vermuthung entstanden war, Mac Mahon suche auf Umwegen an der belgischen Grenze unversehens nach Metz zu marschiren, um die Vereinigung beider französischen Heere zu erzwingen, erfolgte der Marsch unserer Armeen auf drei Linien. Der Kronprinz marschirte von Nancy südlich über Commercy, Bar le Duc, St. Dizier nach Vitry, die vierte Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen etwas nördlicher von Pont à Mousson über die mittlere Maas in der Richtung von Metz nach Chalons. Nördlich führte General Steinmetz seine vor Metz durch andere Truppen ersetzten Corps über Verdun nach Rheims, rechts bis an die belgische Grenze reichend, um eventuell Mac Mahon zu begegnen. So umfaßte unsere Armee bei dem Marsch auf Paris die ganze Linie von der belgischen Grenze längs der Maas bis zur Aube und konnte mit der Zuversicht vorrücken, daß Mac Mahon keinesfalls unbemerkt auf Metz marschiren könne.“

Das Hauptquartier des Königs von Preußen wurde von Bar le Duc am 26. August nach Clermont im Argonnerwalde verlegt, dahin wo man Mac Mahon auf dem nächsten Wege entgegenzukommen hoffen durfte. In diesem kleinen Orte fehlte es an Raum. Ein Mitglied des preußischen Generalstabs erzählt davon Folgendes: „In der parterre gelegenen Schulstube hatte das Bureau des großen Generalstabes auf den Schulbänken und dem Katheder sich etablirt.

In der ersten Etage war dem Bundeskanzler sein Arbeitszimmer zugewiesen, das zugleich als Schlafkabinet benutzt wird. Wir haben unser Wohnungs-, Bureau- und Nachtquartier im Schlafsaale der Knaben im zweiten Stock, einem großen aber niedrigen Raume. Hier speist der Minister mit uns und den Geheimeräthen. Die Unordnung ringsum ist malerisch. Offene Koffer und Reisesäcke, Kanzleimappen, am Boden liegende Briefcouverte geben ein buntes Bild. Ein Waschbecken genügt für Alle. Leider hat es einen großen Leck, der um so schlimmer war, als das Wasser bei der Erschöpfung der Brunnen durch die starke Einquartirung ziemlich rar zu werden anfängt. Mit lobenswerthem Geschick verstopfte ein Diener das Loch mit heißem Siegellack. Unser Chef hat es übrigens nicht besser. Gearbeitet wird, namentlich wenn der Telegraph geht, sehr tapfer und angestrengt."

Von dieser Schulstube zu Clermont aus wurden die Fäden zu dem großen Netz ausgespannt, welches Mac Mahon mit seiner ganzen Armee und den Kaiser selbst einfangen sollte. Auch hier wieder wurde Moltke's genialer Plan mit gewohnter Präcision ausgeführt. Sächsische Reiter stießen zuerst auf den Feind und lieferten ihm am 29. August ein kleines Gefecht bei Nouart. Am folgenden Tage griff die vierte Armee unter dem Prinzen Albert von Sachsen (voran die Sachsen und das bayrische Corps unter v. d. Tann) den linken Flügel Mac Mahons unter General Failly an. Gleich im ersten Anlauf wurde ein ganzes französisches Lager überfallen, erbeutet und die Truppen, welche in demselben gelegen, theilweise ohne Waffen in einen nahen Wald gejagt. Das Terrain war wieder der Vertheidigung eben so günstig, als dem Angriff ungünstig; der Kampf mußte sich daher längere Zeit nur auf eine gegenseitige Wirkung der Artillerie beschränken. Das vierte preußische Corps (v. Alvensleben, Magdeburger und Thüringer) mit dem Gardecorps als Reserve, machte einen überaus glänzenden und wirksamen Angriff gegen das Centrum der feindlichen Stellung, mit welchem das

Schicksal des Tages besiegelt wurde. Der König übersah von einer bedeutenden Höhe bei Beaumont das ganze sehr ausgedehnte Schlachtfeld, dessen Begrenzung durch die Ardennen und die zur Maas abfallenden Schluchten demselben einen landschaftlichen Blick von seltener Schönheit gewährte. Bis spät Abends blieb der König auf dem Schlachtfelde.

Eine ergreifende Schilderung dieses Schlachtfeldes gab die A. A. Zeitung: „Wenige Schritte noch und ich stand vor dem ersten Todten, einem französischen Capitän vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen. Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgendarmen nicht auszureichen, diese Greuel zu verhindern: bei Beaumont fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen ‚Hyänen des Schlachtfeldes‘ mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten, welche von den Armeen mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, welche hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Heer nur mit sich führt, im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, um das nackte Leben zu retten; die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt wie ihre Granaten fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit einge-

schnittenen Rüben, einen Soldaten fand ich, das Stück Fleisch für sein Mittagsmahl in der Linken, das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Die noch unbegraben in beiden Lagern angetroffenen Franzosen schätze ich auf etwa 300 — Verwundete wurden immer noch fortgeschafft — die Preußen auf etwa 40; diese waren meist durch Chassepotschüsse in den Kopf getroffen von den vielleicht 1200 Schritte entfernten Höhen jenseits Beaumont; Bajonett- oder Säbelwunden trafen unsere Aerzte hier nicht an. Die Franzosen hatten auch ihre Offiziere, todt und verwundet, zahlreich liegen lassen, während ich weder hier, noch bei Mouzon, noch bei Sedan, noch irgendwo auf dieser ganzen Fahrt, einen deutschen Offizier von seinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlassen gefunden habe. Einen großen Bestandtheil der eine Wahlstatt bedeckenden Fundsachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, welche aus den aufgerissenen Tornistern und Brusttaschen gefallen, vom Ungefähr zerstreut werden: ich hob sie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagt sie über die blutige Haide! Da schreibt eine alte Dame aus Valence, aus den sonnigen Reben- und Pfirsich-Geländen des goldenen Rhone, an ihren Sohn, den Vicomte de **, Lieutenant im 75. Regiment: sie danke Gott, daß er ihn bei ‚Wißemborge‘ so wunderbar gerettet, der Kaiser müsse ja nun bald Frieden machen, und sie bete alle Tage — der Rest war, von Blut überströmt, unleserlich; um den feinen aristokratischen Mund des Gefallenen aber spielte noch ein Zug bittersten Schmerzes, zwischen Nasenwurzel und Auge war die tödtliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachsen, der so scharf gezielt? Auf der umbrandeten Düne der Nordsee oder auf den grünen Almwiesen der Loisach?

Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fanden wir fünf, in der zweiten sechs Franzosen durch einen Schuß dahingestreckt — die letztere Gruppe war gerade

mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Kniee war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt. Einem zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hinteren Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinwegrasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten — von welchem nur noch der Unterkiefer übrig war.

Seltsamerweise erschütterten mich diese Bilder des Grauens gar nicht. Ich hatte, als ich das rothe Kreuz um den linken Arm schlang, mit festem Vorsatz mich gewappnet wider alles äußere Entsetzen. Aber gegen die weiche Rührung, die von innen das Herz beschleicht, gewährt auch das Erz dreifachen Vorsatzes keinen Schild.

Wenige Schritte von dieser französischen Gruppe trafen wir einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in die linke Seite und mußte, so sagten unsere Aerzte, noch etwa 10 Minuten bei vollem Bewußtseyn gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt, der Blick der noch offenen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag, und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt standen wir eine Weile still, dann lösten wir das Bild aus seiner Hand, constatirten aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle — und einer von uns übernahm es, Bild und Briefe und einen Bericht, wie wir den Todten gefunden, getreulich an das Fräulein zu senden. Auf dem Rückweg, den wir nun beschleunigten, fanden wir noch eine schwere französische Kanone mitten in dem ringsum liegenden Gespann von sechs durch Granaten zerrissenen Pferden.

Französische Militärärzte, die sich gegen unsere Civilärzte höchst unpassend benahmen, wurden über ihren Standpunkt hinreichend aufgeklärt. Einzelne Schüsse in unserer Nähe streckten verwundete Pferde nieder. Beim Sprung über einen Graben sah ich, daß ich über die Leiche eines prachtvollen Pioniers hinweg gesetzt, welcher, in der Rechten noch das wuchtige Beil, die Brust mit dem Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexiko bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel reckte — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des echten Troupier. Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen Unteroffiziers die Beschaffung von Schaufeln (für die Gräber), und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen, da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite, und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein echtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein echtes Pfaffengesicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt: »Oh pour la grâce de Dieu, Monsieur,« hub er an, »j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime, duquel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh par la grâce de Dieu, procurez moi un prêtre de ma religion!«

Mich ekelte des Menschen, der, seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log: denn die preußischen Soldaten waren zur Hand, die ihn gestern zielend mit dem von Schüssen heißen Gewehr ergriffen; aber natürlich versprach ich seinen Wunsch zu erfüllen und schickte ihm einen katholischen Priester, den ich nach vielem Suchen am Ausgang des Städtchens traf.

Groß ist der Frevel dieser Zeloten. Nicht nur haben sie in Elsaß und Lothringen die Bauern dadurch zu fanatisiren versucht, daß sie überall verbreiteten: die Preußen kämen, um sie lutherisch zu machen — ‚ditsch werden wir ja gerne, aber katholisch möchten

wir doch schon bleiben,' jammerten mir die Leute in Reigny la Salle vor — ich habe selbst das Dorf gesehen, in welchem die deutschen Verwundeten von den Schulkindern mißhandelt wurden, und auf erhobene Nachforschung, wer ihnen das eingegeben, antworteten die Knaben und Mädchen: ‚der Schullehrer und der Pfarrer.'"

Ein Bericht der Frankfurter Zeitung besagte: „Die Armee Mac Mahons ist so weit eingeschlossen, daß sie entweder kämpfen oder über die belgische Grenze gehen muß. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen (die Garden, das 12. und 4. Armeecorps) steht im Osten und bildet den rechten Flügel der unter dem Obercommando des Königs vereinigten Armee. Im Centrum steht unter dem Befehl v. d. Tanns das zur Armee des Kronprinzen von Preußen gehörende 1. bayrische Armeecorps, dessen 2. Division sich unmittelbar an die Sachsen (12. Armeecorps) anlehnt, während die 1. Division durch die Württemberger die Fühlung mit dem 11. Armeecorps aufrecht erhält, welches letztere mit dem 5. und 6. Corps nordwestlich marschirt, um Mac Mahon den Weg nach Paris zu verlegen. Wie auf's bestimmteste verlautet, befindet sich der Kaiser bei der vor uns stehenden französischen Armee, die auf etwa 120,000 Mann geschätzt wird. Gelingt es, dieselbe einzuschließen und sie so zum letzten Kampfe zu zwingen, dann kann General Moltke sich rühmen, ein großes strategisches Meisterwerk vollbracht zu haben. Aber man darf dabei auch nicht des Materials vergessen, mit dem der Feldherr operiren kann. Die Märsche, die unsere Truppen in den letzten acht Tagen machen mußten, erforderten die größte Kraft und Ausdauer. Daß unsere Soldaten dazu im Stande waren, ist ein glänzendes Zeugniß deutscher Tüchtigkeit."

Der Kampf um Sedan begann am 31. August und endete erst spät Abends am 1. September. Hier der Hauptbericht des preußischen Staatsanzeigers: „Es war anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, weil es wünschens-

werth schien, den Truppen der sächsischen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märsche vom 30. und 31. einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längeren Unterredung jedoch, die Seine Majestät der König, als er am Nachmittag des 31. zwischen 5 und 6 Uhr auf dem Wege nach Vendresse durch Chémery passirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung des Generals v. Moltke und des Generallieutenant v. Blumenthal abhielt, wurde beschlossen, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sey. In der Nacht auf den 1. September, gegen 1 Uhr, erreichten den Kronprinzen von Sachsen die nöthigen Ordres zum Vorrücken. Um 5 Uhr Morgens sollte das Feuer eröffnet werden.

Unsere Schlachtlinie war in folgender Weise formirt: Den rechten Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachsen. Das 12. Corps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann das Gardecorps, endlich die 4. Cavallerie-Division mit dem Rücken nach Remilly. Soweit diese Truppentheile die Maas noch zu überschreiten hatten, wählten sie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran schloß sich linker Hand das 1. bayrische Corps, vom zweiten gefolgt; es schlug seine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußische Corps hatte während der Nacht seine Pontons 1000 Schritte unterhalb Donchery aufgefahren und zog von hier aus über die Maas; in nächster Entfernung von ihm, auf einer zweiten Brücke, das 5. Corps; noch weiter links, bei dem Dorfe Dom-le-Mesnil, die Württemberger. Das 6. Corps stand zwischen Attigny und Le Chêne in Reserve. Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften die Corps Mac Mahon, Failly, Canrobert, die Reste der ehemals Douay'schen Armee und das erst neuerdings gebildete 12. Corps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan; ihre Flanken erstreckten sich von Givonne auf der Linken, an den Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Festung liegen, entlang bis gegen Mézières, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz verließ Chémery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf der Straße, die nach Donchery führt, unmittelbar vor dem Dorfe Chevenge, standen die Pferde bereit. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Donchery gegen das Maasthal vorspringt, in der Nähe eines kleinen Lustschlosses, Château Donchery, das auf der Waldhöhe weithin sichtbar ist, nahm das Obercommando seine Aufstellung. Man übersah von hier aus nicht nur die ganze Schlachtordnung der deutschen Armee, sondern konnte auch die Entwicklung des Kampfes nach allen Richtungen verfolgen.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erst gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch; es wurde ein schwüler drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte sich bald nach 5 Uhr in Bewegung gesetzt. Um halb 7 Uhr ertönte auf der Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er hier in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte sich der linke Flügel zur Umgehung der französischen Linien rangirt. Das 11. Corps zog sich an den Höhen inmitten der Ebene entlang, das 5. Corps nahm die Wendung, um von den Hochbergen her, die das Thal abschließen, dem Feind in den Rücken zu fallen. Der Schlachtplan basirte darauf, daß diese Corps sich schließlich mi denen des rechten Flügels (Bayern, Sachsen, Garde, 4. Corps) zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeschoben war. Die Württemberger und die ihnen später zugetheilte 4. Cavallerie-Division hatten die Ebene zu schützen, wenn der Feind hieher einen Ausfall machen sollte, was jedoch selbst bei einer für ihn glücklichen Wendung der Schlacht mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, da die Maasübergänge nicht in seiner Hand lagen, theilweise, wie z. B. die Eisenbahnbrücke zwischen Donchery und Sedan, von ihm selbst zerstört worden waren. Um

9¼ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhafteres Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Moments. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffs entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen, mit keinem andern Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Corps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Corps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ seit halb 11 Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Cavallerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique, mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher; schon vor 12 Uhr war die Zahl derer, die ohne Gegenwehr capitulirten, nicht gering. Das fünfte Corps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen mit denjenigen Truppentheilen der fünf französischen Corps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu unseren Gunsten. Es konnte schon um halb 1 Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserve-Artillerie, die der Kaiser gegen das 5. Corps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sey, und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten seyn könnten. Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie

rückwärts geschlossen, concentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes: die Hügelkette die sich durch die Ebene zieht, die Felder die von hier gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ³/₄ auf 1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterien von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front jeden Augenblick den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltsame Vormarsch des Gardecorps dar, der sich theils hinter, theils zur Seite des 12., auf dem linken Flügel entfaltete. Seit 10¹/₄ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte man bemerken, wie fast jede Minute neues Terrain gewonnen wurde.

Wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. bayrische Corps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterien auf einer Wiese links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkt aus wurde Vilette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Corps fanden nun nirgends mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind dieser Festung zueilen. Und während die Flucht noch in vollem Gange war, sah man schon aus dem Gehölz auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saum des Waldes zu größeren Trupps geordnet und nach der Ebene transportirt wurden.

Das Gardecorps war inzwischen so weit vorwärts manövrirt,

daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Corps an den äußersten Waldhöhen zusammentraf. In einer doppelten Parallele umschloßen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung Sedan zurückgeworfen hatte.

Hier und da braunten Dörfer oder Weiler; an mehreren Stellen rangen noch kleinere Heeresabtheilungen; der Donner der großen Geschütze aber war verstummt. Es trat eine Pause ein; man wartete was die Führer der französischen Armee in Sedan beschließen würden, dessen Schicksal unabwendbar war, wenn man sich auf Widerstand einließ. „Großer Sieg!" ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr nach Chémery in das Hauptquartier melden. Gleich darauf begab er sich mit dem Herzog von Coburg, einigen andern Fürsten und den Offizieren vom Dienst zum König, der während des Tags auf einem Berge rechts von den Anhöhen von Donchery gehalten hatte. Da die weiße Fahne des Parlamentärs sich von dem Thurm in Sedan nicht blicken lassen wollte, wurde um 4½ Uhr die Beschießung angeordnet. Bayrische Batterien thaten die ersten Schüsse. Um ¾ auf 5 Uhr zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tief schwarzem Qualm schlug die Flamme empor; ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Unmittelbar darauf eröffnete der Feind die Unterhandlungen. Der Kronprinz verweilte noch bei dem König, als diesseits die erste Nachricht davon eintraf, daß der Kaiser Napoleon sich inmitten der Besatzung von Sedan befinde. Die Thatsache sprach es deutlich aus, daß hier auf den Feldern von Sedan nicht blos der größere Theil der französischen Armee vollständig vernichtet, sondern daß zugleich der siegreiche Ausgang des preußisch-französischen Kriegs hier in einem zwölfstündigen Kampf entschieden worden sey.

Am Abend überbrachte der preußische Parlamentär, Oberstlieutenant v. Bronsart, dem König ein eigenhändiges Schreiben des nunmehr kriegsgefangenen Kaisers der Franzosen. Es enthielt die

wenigen Worte: ‚Comme je n'ai pas pu mourir au milieu de mon armée, je rends mon épée à Votre Majesté.‘ Thatsache ist allerdings, daß Napoleon, als er den Verlauf der Schlacht gewahr wurde, vier Stunden hindurch beim Dorfe Iges im Feuer der Granaten gehalten hat. Der Kaiser blieb die Nacht in Sedan; die Kapitulation wird heute abgeschlossen werden.

An den Fragen der Soldaten, die vom Schlachtfelde heimkamen und über den Ausgang bis in das einzelnste unterrichtet seyn wollten, konnte man merken, daß sie den tiefen Gedanken dieses weltgeschichtlichen Tages vollkommen erfaßt hatten. Das eine Gefühl beseligte alle — der Stolz mitgewirkt zu haben an einem Siege der durch seine tiefe Rückwirkung auf die Weltverhältnisse in der deutschen Geschichte kaum seines gleichen hat."

Die Schlußscene der großen Schlacht bei Sedan bildete die Gefangennahme des französischen Kaisers mit der ganzen Armee Mac Mahons. Im Namen dieses Marschalls, welcher verwundet war, trug General von Wimpffen die Capitulation an. Der König fand die Vollmacht ungenügend und verlangte, die ganze französische Armee solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Hierauf erschien der französische General-Adjutant Railly um anzukündigen, die französische Armee ergebe sich auf Gnade und Ungnade. Zugleich kam ein Brief des Kaisers an den König an, besagend: da es ihm nicht gelang zu sterben, so lege er seinen Degen in die Hände des Königs. Dieser schrieb am 2. September an seine Gemahlin in Berlin: „Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich bestimmen, nachdem ich ihn selbst gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" Am 4. September, Vormittags 8 Uhr, meldete der König seiner Gemahlin, daß Napoleon III. mit seinem ganzen Stabe in sein Hauptquartier gekommen sey und sich persönlich als Gefangener gestellt

habe: „Welch ein ergreifender Augenblick der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken. Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit ½8 Uhr hatte ich den 5stündigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück. Gott helfe weiter!"

Graf Bismarck ließ einen ausführlichen Bericht über seine Zusammenkunft mit dem französischen Kaiser im Staatsanzeiger abdrucken. Napoleon III. hatte alle Hoffnung aufgegeben außer der einen, beim König von Preußen die Großmuth zu finden, die ihm die eigene Nation versagte. Das schreckliche, brennende und von Aufruhr erfüllte Sedan hinter sich, kam er in der Frühe des 2. September zu Wagen beim preußischen Heere an und ließ den Grafen Bismarck um eine Unterredung bitten. Dieser eilte zu ihm und erzählte nun: „Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und frug nach den Befehlen Sr. Majestät. Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. königl. Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich 3 Meilen entfernt in Vendresse sey, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle und eventuell, welches meine Meinung darüber sey. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierher gekommen und die Gegend mir deßhalb unbekannt sey, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm das an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige 100 Schritt von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an

und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legislativrath Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sey, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General v. Moltke und dem General v. Wimpffen zu erledigen sey. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen geneigt sey. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sey und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurtheilenden Punktes erkannte ich und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heute wie gestern kein anderes praktisches Moment als das militärische darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Nothwendigkeit, durch die Kapitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern Abend mit dem General v. Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich seyn würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir beide in der Verneinung dieser Frage beharren. Wenn daher der General v. Moltke, der inzwischen aus

der Stadt hinzugekommen war, sich zu Ew. Majestät begab, um Allerhöchstdenselben die Wünsche des Kaisers vorzulegen, so geschah dies, wie Ew. Majestät bekannt, nicht in der Absicht, dieselben zu befürworten. Der Kaiser begab sich demnächst in's Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Se. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht thunlich sey, die französische Armee über die belgische Grenze gehen zu lassen, damit sie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General v. Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sey. Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Rekognoscirungen der Offiziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Fresnois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sey. Ich meldete dies Sr. Majestät in der Form, daß ich Fresnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag bringen würde, und deßhalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauses unbequem sey und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging hierauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiser, dem eine Ehreneskorte von Ew. Majestät Leib-Grenadierregiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unsicher gehalten zu werden schien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General Wimpffen, mit welchem in Erwartung der Rückkehr des Generals

v. Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Kapitulationsverhandlungen durch den General v. Podbielski, im Beiseyn des Oberstlieutenants v. Verdy und des Stabschefs des Generals v. Wimpffen, welche beide Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse theilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen v. Nostiz im Auftrage des Generals v. Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation der Armee sehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde. Ich ritt darauf in der Absicht, Ew. Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenselben nach Chechery entgegen, traf unterwegs den General v. Moltke mit dem von Ew. Majestät genehmigten Text der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Fresnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals v. Wimpffen war, ebenso wie das der übrigen Generale in der Nacht vorher, ein sehr würdiges, und konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerz darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen seyn müsse, 48 Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach seiner Uebernahme des Kommandos seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnißvolle Kapitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weiteren Vertheidigung lege ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Dank entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer

Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unserer politisch militärischen Interessen mit Nothwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hat der General v. Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General v. Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten desselben geführt worden sind. Graf Bismarck."

Ueber das Benehmen Napoleons III. während der Schlacht entspann sich später ein kleiner Federkrieg zwischen den Adjutanten des gefangenen Kaisers und dem General Wimpffen. Einer schob dem andern die Initiative der Kapitulation zu, die man kaum eine schimpfliche nennen kann, weil sie nach tapferer Gegenwehr doch endlich unvermeidlich geworden. Wimpffen versichert, der Kaiser habe seinem Vorschlag, einen Durchbruch in der Richtung auf Carignan zu versuchen, um wenigstens dessen Person zu retten, nicht zugestimmt, und habe ohne Wissen des Generals die weiße Fahne aufhißen und nachher auch nicht herabnehmen lassen trotz des Protestes des General Wimpffen. Der Letztere ließ zum Beweise der Wahrheit den Brief abdrucken, in welchem er dem Kaiser obigen Vorschlag gemacht hatte, und wies zugleich auf den Befehl hin, welchen er dem General Ducrot ertheilt hatte, die Sturmcolonne zu bilden, in deren Mitte der Kaiser gerettet werden sollte.

Durch alle Zeitungen ging damals ein Artikel des Times-Correspondenten Russel, der Alles wissen wollte, was König Wilhelm bei Sedan mit Napoleon III. geredet habe. Beide Monarchen sollen allein und nur der Kronprinz von Preußen vor der Thüre gewesen seyn. Wo hätte da der Engländer Alles hören oder wer hätte ihm Alles sagen sollen? Der Artikel wurde als unrichtig dementirt.

Die Bayern und Sachsen hatten sich bei Sedan wieder bewundernswürdig geschlagen. Graf Bismarck sagte daher, als man

ihm zu dem neuen großen Erfolge Glück wünschte, man solle nur dem König und Moltke danken, denn was ihn selbst betreffe, so habe er kein anderes Verdienst, als daß er die Süddeutschen zu Bundesgenossen gewonnen habe, „denen wir einen großen Theil des Erfolges danken.“ Der König selbst nahm Anlaß, indem er den um ihn versammelten fürstlichen Personen seines Heeres, die eben abgeschlossene Kapitulation von Sedan mittheilte, die Fürsten anzureden: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen k. Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe, mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt.“ Als der König seine Verbündeten erwähnte, richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen Se. Majestät später auch noch die Hand reichte. Man kann sich leicht denken, welche Wirkung diese Worte des Königs in diesem Augenblicke und in dieser Umgebung hervorbrachten. Ein Blick auf das Thal, in welchem Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberger um eine bezwungene feindliche Armee und Festung lagerten, illustrirte sie mehr, als die Beschreibung es vermag. Bald nachher stieg der König zu Pferde und ritt in das Thal hinab, um die Lager der verschiedenen Armeecorps zu besuchen.

Am Ruhetage des 3. September lud der König im Hauptquartier zu Vendresse alle höheren Offiziere zur Tafel und brachte folgende Gesundheit aus: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat." Der edle Minister Roon verlor in diesen Tagen einen Sohn, welcher tödtlich verwundet in unsäglichen Schmerzen starb. Der rührende Brief, worin Minister Roon seine Gemahlin über diesen Verlust als Christ und Soldat tröstete, gereicht ihm zur höchsten Ehre. Auch die beiden andern Söhne des Kriegsministers wurden verwundet. Desgleichen sein Schwiegersohn Wißmann, und dieser schwer.

In der Schlacht bei Sedan verloren die Bayern allein, deren beide Armeecorps hier kämpften, an Todten und Verwundeten 237 Offiziere, 4915 Soldaten, erhielten aber auch von der Kriegsbeute in Sedan: 91 Feldgeschütze, 20 Mitrailleusen, 49 Festungsgeschütze, 345 Fahrzeuge verschiedener Gattung, 15,660 Chassepots, 2850 weitere Feuerwaffen, 730 Cavalleriesäbel, 470 Küraffe, 264 Lanzen, etwa 500 Centner Pulver und außerdem zahlreiche Montur- und Rüstungsgegenstände.

Während des Kampfes bei Sedan mischten sich die Einwohner des Dorfes Bazailles durch hinterlistiges Schießen auf die Deutschen ein, weshalb das Dorf in Brand gesteckt werden mußte. Das wurde nun den bayrischen Soldaten als Barbarei ausgelegt. Voget aber erklärte als Augenzeuge (in der Frankfurter Zeitung), die Häuser des Dorfes hätten den Franzosen als Schutzwehr gedient; Hunderte von Bayern seyen vor einem Hause, das zwei Straßen beherrschte,

niedergestürzt, bis man endlich dies Haus in Brand gesteckt habe. Als die Franzosen aus dem Dorf getrieben gewesen seyen, hätten die Einwohner des Dorfes einen verwundeten Bayern in die Flammen zu werfen versucht, wie er (Voget) selbst gesehen habe, und seyen dann niedergemacht worden; an fünfzig unserer Leute, besonders Blessirtenträger, seyen aus den Schlupfwinkeln getödtet worden; auch Weiber hätten geschossen. Endlich wurde beschlossen, die Schlupfwinkel der Meuchelmörder mit Feuer zu zerstören.

Der offizielle preußische Bericht verkündete: Außer 25,000 in der Schlacht bei Sedan Gefangenen sind durch Kapitulation vom 2. September 83,000 Mann, inklusive Offiziere, in Gefangenschaft gefallen, ferner wurden 14,000 Verwundete vorgefunden. — Ueber 400 Feldgeschütze, einschließlich die Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde; ferner ein überaus zahlreiches Armeematerial befinden sich in unsern Händen.

Die gefangenen Franzosen beschwerten sich, welche Leiden sie auf dem Marsch und nachher in Sedan hatten ausstehen müssen, da es ihnen an Lebensmitteln gefehlt hätte. Das Frankfurter Journal gab eine schauderhafte Schilderung der Stadt, als sie erobert war: „Den Anblick zu beschreiben, den nach der Kapitulation der Stadt deren Inneres bot, sind Worte zu schwach. Schon beim Eintritt in die äußeren Festungswerke fand ich die Atmosphäre mit wahrhaft mephitischem Dunste gefüllt; in Verwesung übergehende Pferdekadaver sah das Auge in jeder Richtung. Als ich über die erste Zugbrücke schritt, sah ich in dem trockenen Wallgraben zahllose, von den Wällen verhungernd herabgestürzte Pferde, untermischt mit von Ratten angenagten menschlichen Leichen; man hätte sich in eine Festung versetzt glauben mögen, die eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten gehabt hätte, anstatt einer zweitägigen Einschließung. Doch die Unmasse der in Sedan kampirt habenden Truppen erklärt Alles. Das Bild, das sich beim Eintritt in die eigentliche recht hübsche Stadt meinen Augen bot, spottet jeder

Beschreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt so in Schlamm und Schmutz gesehen. Vor einem wunderschönen großen Hause, einer Wollfabrik, stand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg nach dem Turenneplatz und kam dadurch mit ihm in's Gespräch. ‚Gott sey ewig gelobt!‘ rief der Mann aus, ‚daß Ihre Truppen uns endlich von diesen Bestien erlöst haben, die uns seit 5 Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, welche die wildeste Phantasie sich erdenken mag, auf kein Kommando mehr hörten, und denen das Wort Disziplin nur noch ein leerer, nichtssagender Begriff war. Als ich die ersten preußischen Soldaten heute früh einrücken sah, da ward es mir sofort klar, warum mit ihnen der Sieg geht Schritt für Schritt; denn schon die Art und Weise, wie die Leute marschirten, nachdem sie aus einer solchen Schlacht kamen, bewies, daß und welche Ordnung und Mannszucht unter den Preußen herrschen.‘ Zunächst hat der preußische Commandant es sich angelegen seyn lassen, die Stadt und Umgebung zu desinficiren und der drohenden Hungersnoth durch Heranziehen von Bedürfnissen aller Art vorzubeugen. Die in den Straßen schwebenden schrecklichen Miasmen sind durch große Feuer mitten in den Straßen verscheucht worden, zu deren Alimentation man alle die brennbaren Reste des Krieges, als Lederzeug, Tschakos, Pickelhauben, Sättel, Pferdegeschirre, Gewehre, Lumpen und Uniformstücke aller Art verwandte. Der fußhohe Schlamm und das faulende Stroh wurden in hohen Haufen zusammengekehrt und alle nur irgend aufzutreibenden Fuhrwerke und Pferde requirirt, um diesen Unrath und die zahllosen Kadaver aus der Stadt zu schaffen. Bei meinem dritten Besuche hatte Sedan schon ein ganz anderes Ansehen. Doch zu haben war im ganzen Orte schlechterdings nichts. Nahezu 100,000 französische ‚Elite‘-Truppen hatten 5 Tage hindurch die Stadt faktisch geplündert. Als ich am Freitag den 2. September zuerst Sedan betrat, fand ich mindestens zwei Drittel der noch in den Straßen sich umhertreibenden, jedoch entwaffneten

französischen Soldaten total betrunken. Ich selbst mußte einen grauhaarigen Artilleristen mit 3 Chevrons, also mehr als 21jähriger Dienstzeit, der sich in seinem viehischen Zustande an mir vergreifen wollte, niederwerfen, um mich von ihm loszumachen. Wie ein Sack fiel der Mensch zur Erde, wo er im Schmutz und Schlamm ruhig und unbekümmert liegen blieb. — Heute Vormittag sah ich Mac Mahon; man zweifelt an seinem Aufkommen. Er liegt in einem Privathause zu Sedan."

Als die Soldaten erfuhren, daß sie sich gefangen geben müßten, tobten sie sehr und viele warfen ihre Gewehre in die Maas. Auch Offiziere zerbrachen ihre Degen. Da sie aber rings umzingelt waren, mußten sie sich in ihr Schicksal ergeben.

Auffallenderweise hieß es von Failly und Mac Mahon, sie seyen gefallen, was in allen Zeitungen wiederholt wurde. Failly aber war in der Schlacht gefangen worden und nicht verwundet. Mac Mahon war verwundet, aber nicht so schwer, daß er nicht hätte geheilt werden können. Er erklärte dem neuen Kriegsminister in Paris von einem belgischen Dorfe aus, wohin man ihn gebracht hatte, er sey kriegsgefangen und werde sich, sobald er transportabel sey, in Deutschland interniren lassen. Uebrigens soll er sich beschwert haben, daß er auf Befehl Palikaos die Schwenkung nach Sedan habe machen müssen, da sowohl er als der Kaiser es vorgezogen haben würden, sich nach Paris zurückzuziehen, um diese Hauptstadt wirksam vertheidigen zu können.

Am Ende September wurde aus Belgien geschrieben, die über die Grenze geflüchteten und entwaffneten Turcos hätten so schamlos den belgischen Landmädchen nachgestellt, daß man sie in der Citadelle von Antwerpen habe einsperren müssen. Im Bahnhof zu Nancy war sein großer Transport der bei Sedan gefangenen Franzosen eingetroffen, darunter etwa 300 Offiziere, die auf ihre Weiterbeförderung warteten. Die Gefangenen erlaubten sich Spottreden und gingen in Tumult über. Zum Glück befand sich eine Abtheilung

württembergischer Soldaten im Bahnhof, durch die eine wirkliche Meuterei verhindert werden konnte. Die französischen Offiziere hatten keine Gewalt mehr über ihre Mannschaften, wurden von diesen verlacht und benahmen sich auch nicht besser als die Soldaten. Plötzlich kam ein Zug mit Preußen an, der sich ebenfalls auf dem Perron aufstellte. Die Franzosen, als sie die deutschen Truppen sahen, begannen die Marseillaise zu singen. Da brauste plötzlich die Melodie der „Wacht am Rhein“ durch die weite Bahnhofshalle aus hundert Kehlen der deutschen Soldaten. Preußen und Württemberger umarmten sich angesichts der Franzosen. Die Marseillaise war verstummt und die französischen Offiziere versteckten sich in den Waggons.

Siebentes Buch.

Die Confusion in Paris.

Man hatte sich in Paris in zu große Sicherheit eingewiegt. Nur wenige Stimmen hatten vor dem Kriege gewarnt. Sogar der früher so friedliebende Ollivier war der erste, der dem preußischen Gesandten sagte, Frankreich werde den Krieg erklären. Das ganze Ministerium, der Senat, die große Mehrheit im gesetzgebenden Körper, die große Mehrheit der Pariser Blätter, alle glaubten, es verstehe sich von selbst, daß Frankreich siegen müsse. Man verließ sich auf die ruhmreichen Erinnerungen aus den letzten Kriegen in der Krimm und Lombardei. Man verließ sich auf die Chassepots und Mitrailleusen. Man überschätzte zugleich die Anzahl der französischen Truppen. Zum Ueberfluß bildete man sich in Paris ein, es könne Frankreich an Bundesgenossen gar nicht fehlen, während Preußen isolirt bleiben werde. Die Patrie versicherte, nicht nur alle süddeutschen Staaten würden für Frankreich kämpfen, sondern auch Oesterreich, Dänemark und Schweden würden Preußen in den Rücken fallen. Aus dem kleinen Gefecht bei Saarbrücken machte der Kaiser selbst und machte die Pariser Presse einen großen, den Krieg gewissermaßen schon entscheidenden Sieg. In den nächsten Tagen logen die Blätter, die französischen Truppen stünden schon vor Mainz, ja sie hätten Coblenz schon hinter sich.

Auch dann noch, als Schlag auf Schlag die Niederlagen der französischen Heere erfolgten, wollte man nicht daran glauben. Schon am Abend des 6. August langte die Nachricht von der Niederlage Mac Mahons in Paris an. Der Kaiser selbst meldete sie und berichtete am folgenden Tage in einer weiteren Depesche, die Armee „concentrire sich rückwärts". In Paris aber verschwieg die Regierung die Ankunft dieser Nachrichten. Am Abend des 6. wurde sogar Sieg verkündet. Im Volk, welches alle Straßen füllte, verbreitete ein Mann in einer Uniform und mit einer Fahne an der Spitze eines umherziehenden Trupps von fünfzig Personen die falsche Nachricht eines großen Sieges und las ein Telegramm vor, demzufolge die Preußen geschlagen seyen und fünfzig Geschütze und 25,000 Gefangene verloren hätten, unter denen auch ihr Kronprinz sich befinde; auch sey Landau erobert. Nun tönte es „Sieg! Sieg!" durch alle Straßen und die ersten Sänger und Sängerinnen der Oper mußten auf den Boulevards die Marseillaise singen. Alles war in Freudentaumel. Doch waren einige so vernünftig, beim Ministerium anzufragen, ob die Nachricht auch wahr sey? Da zuckte man im Ministerium die Achsel und gab vor, es sey noch gar keine Nachricht da. Auf der Börse aber wurde verrathen, die Siegesnachricht sey falsch, Mac Mahon sey im Gegentheil total geschlagen. Und was that nun das civilisirte Volk von Paris? Man ärgerte sich und zertrümmerte die Estrade der Wechselagenten. Die Börse mußte geschlossen werden und die Stadtsergeanten stellten die Ordnung her, wurden aber vom Volk „auf die einfältigste Art ausgepfiffen". — Andere Massen des aufgeregten Volks drängten sich um das Ministerium. Ollivier suchte es zu beruhigen und eine Proclamation des Gesammtministeriums beschwor das Volk, „im Namen des Vaterlandes und der heldenmüthigen Armee ruhig und geduldig zu seyn und die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn Unordnung in Paris wäre der Sieg Preußens." Dennoch mußte Paris am 7. August in Belagerungszustand erklärt werden und

wurden die Kammern auf den 11. einberufen. Die Aufregung wurde aber so groß, daß man sie schon am 9. einberief. Die Kaiserin Regentin erließ einen ziemlich kläglichen Aufruf, worin sie die Niederlagen eingestand, vor allem nur um Ordnung bat und übrigens erklärte, sie werde die erste seyn, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen. Das zog ihr einigen Spott zu, denn man mußte unwillkürlich an die Jungfrau von Orleans denken, mit der die vielgeliebte Eugenie einen all zu starken Contrast bildete.

Am 9. kam die Kammer wirklich zusammen, aber in so großer Aufregung, daß Favre es wagte, den Kaiser schlechter Kriegführung anzuklagen und zu verlangen, er solle das Obercommando der Armee niederlegen. Keratry ging noch weiter und verlangte gradezu die Abdankung des Kaisers. Cassagnac drohte, man werde die Linke vor ein Kriegsgericht stellen. Der Tumult war so groß, daß der Präsident Schneider sich bedeckte und die Sitzung unterbrochen wurde. Endlich nahm der gesetzgebende Körper die neuen Bewaffnungsanträge an, erklärte sich aber für Duvernois, als derselbe beantragte, der gesetzgebende Körper werde nur ein Ministerium unterstützen, welches fähig sey, die Landesvertheidigung zu organisiren. Das bisherige Ministerium besaß die nöthige Energie nicht und fühlte selber, daß es das Vertrauen verloren habe. Ollivier kündigte an, es werde seine Entlassung nehmen und Graf Palikao sey mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Die Todten reiten schnell. Der viel bewunderte Ollivier verschwand von der Bühne. Wenn er im Beginn seiner politischen Laufbahn es auch ernst mit der Freiheit gemeint hatte, so war er doch offenbar vom Ehrgeiz verführt und durch die kaiserliche Gunst geblendet worden. Man sagte, er habe die kurze Zeit seines Ministeriums zu Börsenspekulationen benutzt, die ihm drei Millionen Franken sollen eingetragen haben. Er konnte und mußte wissen, daß es dem Kaiser mit dem Parlamentarismus nicht ernst war, daß das persönliche Regiment sich nur hinter der constitutionellen

Form versteckt hatte. Das Plebiscit öffnete ihm jederzeit eine Hinterthür, um jede ihm lästige Verfassung wieder über den Haufen zu werfen. Da man nun jetzt den Krieg im Lande hatte, erprobte sich wieder die Nutzlosigkeit papierner Verfassungen und alles parlamentarischen Geschwätzes. Man mußte sich wehren, man brauchte Waffen. Da war Ollivier sammt seiner Verfassungstreue und seinen parlamentarischen Bürgschaften überflüssig geworden und der Bonapartismus stand jetzt wieder auf seinem natürlichen Boden, der Gewalt, mit der sich allein fremde Gewalt vertreiben läßt. Man brauchte die Phrase, die dynastische Existenzfrage sey mit der nationalen identisch geworden. Deswegen wurde das Advokatenministerium einfach fortgejagt und ein Soldatenministerium eingesetzt, an dessen Spitze Palikao trat, des Kaisers Lieblingsgeneral.

Derselbe war aber in der französischen Armee nicht geachtet. Er hieß früher Montauban und diente in Algerien, wo er sich durch einen Prozeß einen üblen Namen machte. „Ein gewisser Doineau hatte, als Chef eines arabischen Bureaus, verschiedene Araber, worunter einen hochgestellten Häuptling, zur Ermordung eines ihrer vornehmen Landsleute beordert und gezwungen. Der Ermordete war der ungeduldige Gläubiger und Doineau der Untergebene Montauban's. Letzterer hatte sogar die Aufmerksamkeit gehabt, dem in Untersuchung befindlichen Doineau eine geladene Pistole zuzuschicken, mit der Andeutung, er möge im Interesse der Offiziersehre sich eine Kugel vor den Kopf jagen. Dieser zog vor, sich vor Gericht stellen zu lassen, und wurde nach einer an schwer kompromittirenden Enthüllungen reichen Verhandlung nebst seinen arabischen Spießgesellen zu langjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Bald darauf ward er in aller Stille freigelassen und tauchte, nach vielfachen Abenteuern, zuletzt als Spielhausdirektor in Monaco wieder auf. Cousin-Montauban kehrte nach Frankreich zurück, ein allgemein gemiedener Gegenstand des schwersten Verdachtes, und sollte militärisch wenigstens durch den Feldzug in China wieder rehabilitirt werden." Hier

machte sich Montauban durch nichts bemerklich als durch einen wohlfeilen Sieg über die feigen Chinesen und durch die brutale Ausplünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking. Dafür wurde er zum Grafen von Palikao ernannt. Die Nationalbelohnung, die ihm Napoleon III. noch zudachte, wurde vom gesetzgebenden Körper in Paris aus Schamgefühl verweigert, aber durch ein kaiserliches Handschreiben erzwungen. Die geheime Ursache, aus welcher er in so hohe Gunst beim zweiten Kaiserthum kam, soll ein Liebesdienst gewesen seyn. Sein Sohn heirathete nämlich die Tochter des Seinepräfekten Hausmann, von der es hieß, ihr wahrer Vater sey Napoleon III.

Die übrigen neuen Minister wurden in der badischen Landeszeitung folgendermaßen charakterisirt. „Duvernois (Handel) ist der Preßmameluk des kaiserlich-demokratischen Blattes le Peuple, den Napoleon vor wenigen Monaten absetzte, weil das Blatt den Minister Ollivier bekämpfte und vom persönlichen Regime nicht lassen wollte; dieser weggeworfene Schwärmer des persönlichen Regimes wird jetzt wieder geholt; Jerome David (Arbeiten) ist Obermameluk; er hatte die Aufgabe in der Kammer, stets den napoleonischen Fanatismus hoch zu halten, und durch seine Schuld wurde vor 3 Wochen die Kriegserklärung beschleunigt, indem er durch Ollivier's Zögern die Ehre Frankreichs verletzt erklärte; Magne (Finanzen) ist der amtliche Geldbeschaffer, der die Gelder der Sparkassen für den öffentlichen Schatz verwendete und dem man in Frankreich stets nacherzählte, daß er die ungeheuren Schulden des kaiserlichen Hofes aus Staatsgeldern bezahle. Politisch gleichgültiger sind die Namen Rigault (Marine) und Latour d'Auvergne (Aeußeres), durch dessen Berufung der Gesandtschaftsposten in Wien frei wird. Bazaine, der Heeroberbefehlshaber, ist als Schatzgräber in Mexiko und Helfer zu Maximilians Opferung bekannt. Das sind die Männer an der Spitze Frankreichs; sie charakterisiren das Ministerium als ein durchaus dynastisches, nicht als ein französisches;

Digitized by Google

mit diesem Ministerium will Napoleon in erster Reihe nicht Deutschland besiegen, sondern Frankreich. Vielleicht wird es nicht lange dauern, und wir hören, daß auch Baraguay d'Hilliers als Oberbefehlshaber von Paris durch einen Mameluken von Fach ersetzt ist; Se. Majestät der Kaiser brauchen dort einen Mann, der ohne zu zucken, die Boulevards mit Kartätschen fegt, wenn Eugenie mit dem spitzenbesetzten Taschentuch winkt." Weiter erfuhr man: Chevreaux, der neue Minister des Innern, ist der Nachfolger Hausmanns in Paris. Busson, der dem Staatsrath präsidiren sollte, ein Glücksritter und Schwiegersohn des verstorbenen Billault. Grandperret ist der durch seine Servilität und seine Complottsjägerei traurig bekannte General-Prokurator von Paris. Einen würdigeren Nachfolger konnte Emil Ollivier im Justizministerium nicht finden. Jules Brame endlich, der schutzzöllnerische und starr katholische Fabrikant aus Roubaix hat das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts erhalten. Es ist dies eine letzte Lockspeise, welche dem Klerus hingeworfen wird, damit derselbe während einer so verhängnißvollen Krisis in seinem Grimm über das, was dem Papste genommen wurde, nicht vergesse, was er durch Aufstachelung der französischen Landbevölkerung dem Kaiser zu geben habe."

Die ersten Bekanntmachungen der Minister ließen vermuthen, daß man in Metz, wie in Paris den Kopf verloren habe. Leboeuf hatte seine Entlassung gegeben und der von Mexiko her berüchtigte Bazaine das Obercommando über die Armee erhalten. Dieser letztern wurde, obgleich sie kläglich besiegt worden war, als „der um das Vaterland wohlverdienten Armee" der Dank des Hauses votirt. Der Figaro, das berühmte Pariser Witzblatt, rieth der französischen Armee, sie solle nur darnach trachten, den Grafen Bismarck gefangen zu nehmen, um ihn in's französische Kabinet zu berufen, denn dann werde man doch endlich einmal einen Staatsmann haben. Im Correspondant, dem Organ des verstorbenen Grafen Montalembert, schrieb Gaillard: „Die Ueberzahl hat gesiegt,

sagt man uns; wohl, aber auch die Taktik hat gesiegt; und warum war die Taktik nicht bei uns? Die ganze Kunst, Schlachten zu gewinnen, sagte der erste Napoleon, besteht darin, daß man auf dem gegebenen Punkte und im gegebenen Augenblick der Stärkere ist. Warum wird denn diese Lehre jetzt gegen uns angewendet? O Gott, erwecke uns einen Mann!"

Das neue Ministerium und der gesetzgebende Körper riefen alles zu den Waffen auf, aber man war in Frankreich nicht darauf vorbereitet, trotz der vielgerühmten Armeeorganisation des weiland Marschall Niel. Man berief die schon verheiratheten Männer von 30 bis 40 Jahren ein und die Rekruten für das Jahr 1871. Aber jene kamen den preußischen Landwehren nicht gleich und diese waren noch zu jung. Man rief die Nationalgarde wieder in's Leben, die aber nur für den innern Dienst und in Festungen gebraucht werden konnte. Mehr noch hoffte man von der Mobilgarde, die aber bis jetzt nur auf dem Papier stand und erst einexerzirt werden sollte. Man erlaubte die Errichtung von Freicorps, sog. Franctireurs, die zwar fanatische und grausame Elemente der Bevölkerung in sich aufnehmen konnten, aber noch weniger uniformirt und disciplinirt waren, wie die Mobilgarden, und denen das Recht, als Soldaten behandelt zu werden, um so mehr abgesprochen werden mußte, als sie selbst keine Kriegssitte achteten.

Alle diese militärischen Organisationen kamen jetzt zu spät und blieben ungenügend. Mit Recht schrieb die „Cloche": „Seit zwanzig Jahren verschlingt das Budget des Kriegsministeriums Gott weiß wie viele Milliarden und am Tage der Entscheidung sind die Kassen leer, die Arsenale ohne Waffen, das Volk ohne Wehr."

Dasselbe Blatt enthüllte auch die ganze Wehrlosigkeit der Provinzen. Man hatte für Waffen nicht gesorgt. Statt der neuen Chassepots erhielten die Moblots (Mobilgardisten) zum Theil alte, schlechte und übermäßig schwere Schießwaffen aus dem vorigen Jahrhundert, worüber natürlich viel gespottet wurde. In aller Eile be-

fahl Chevreaux, die Maires sollten unverzüglich die Mobilgarden in die Hauptorte zusammenziehen. Der Mann solle als Uniform eine blaue Blouse mit rother Tresse, einen Käpi, Ledergürtel und Linnenbeutel tragen und am Hauptort einen tuchenen Waffenrock bekommen. Diese Gegenstände (die also noch gar nicht vorhanden waren) sollen binnen drei bis 4 Tagen beschafft werden. Daß noch gar keine Vorbereitung für die Mobilgarden getroffen war, geht aus folgenden Worten der Instruktion hervor: „Ueben Sie die Leute vorläufig auf Gewehre ein, welche sie von der Feuerwehr leihen sollen. Mit hundert Gewehren können hundert Leute sich von fünf bis sieben Uhr Morgens üben, andere von sieben bis neun Uhr &c." Mit solchen Helden glaubte man den deutschen Heeren noch trotzen zu können, während bereits die Kaiserin Eugenie in Paris ihre Kostbarkeiten einpacken ließ und desgleichen die des Prinzen Napoleon durch seine Gemahlin in Sicherheit gebracht wurden. In Calais war schon alles vorbereitet, um die kaiserlichen Flüchtlinge aufzunehmen und nach England zu retten. An vielen Orten hatte man noch nicht einmal gewagt, den Mobilgarden Gewehre zu geben, weil man fürchtete, sie würden als Republikaner einen schlimmen Gebrauch davon machen. Im Süden Frankreichs brachen wirklich Unruhen aus. Die Departements Haute-Garonne und Bouches du Rhone mußten in Belagerungszustand erklärt werden.

Die in Paris noch regierenden Bonapartisten hatten eine doppelte Sorge, einmal die Republikaner in der Hauptstadt niederzuhalten und sodann die vor dem Feinde stehende Armee zu stärken, damit er nicht bis nach Paris komme. In diesem Sinne schrieb das Siècle: „die Masse schreit: Waffen! Die Minister entgegnen: wir werden euch Waffen geben, um an die Grenze zu rücken, aber nicht, um sie gegen uns zu kehren!" Zugleich brachte das Siècle einen Aufruf an die Bauern, sie sollten sich waffnen und ihre Häuser, Güter, Weiber, Töchter, Vieh &c. gegen die Deutschen vertheidigen

und überall die Sturmglocke läuten: „Enkel der Riesen von 1792, steht auf! Zweiundneunzig, Wort voll Wunder, Flammenwort, unermeßlicher Leuchtthurm, der glänzt über Frankreich und selbst die Furchtsamen in Helden verwandelt! Zurück denn, Despoten! wir sind da, wir erheben uns für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit!"

In dem Journal Le Public: „Zu den Waffen, zu den Waffen! wir sind besiegt worden, einer gegen fünf zuerst und wenn sie diesen fünf wilden Doggen widerstanden hatten, kamen fünf andere und wieder andere. Ja wir sind besiegt worden, aber nur wie Leonidas in den Thermopylen, wie Roland bei Roncevaux. Unsere Revanche wird glänzend seyn. Ueberall, wo die Feinde hinkommen, verwüsten sie, brennen sie, morden sie. Sie ermorden auch die Verwundeten, sie verbrennen die Ambulanzen. Sie morden die Kinder, entehren die Frauen, ermorden die Greise und stecken die Häuser in Brand. Wie Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen mästen sie sich im Blut. Zur Rache ohne Gnade, Rache im Namen der geschändeten Menschheit ꝛc."

Im Widerspruch mit diesem Angst- und Wuthgeheul wurden in andern Blättern wieder andere Lügen unter das französische Volk geworfen. Da hieß es, die Armeen siegten überall und der Kaiser werde am Napoleonstage (15. August) sicher in Berlin seinen Einzug halten. Es wäre nicht der Mühe werth, diese Lügen hier zu registriren, wenn in dem Unsinn nicht so viel Absicht und Methode gelegen hätte. Es spiegelt sich darin der französische Nationalcharakter, seine innerste Verlogenheit und Schamlosigkeit.

Der Redakteur des Gaulois, der bei Wörth gefangen, aber vom Kronprinzen von Preußen großmüthig entlassen wurde, fuhr hinterdrein doch noch fort, auf die Deutschen zu schimpfen und die frechsten Lügen über sie zu verbreiten, z. B. daß die Ermordung der Franzosen in China und der in Algier neu ausgebrochene Aufstand der Eingebornen vom Grafen Bismarck durch Bestechung der Chinesen und Kabylen veranlaßt worden sey. Auch das ehrlose

Blatt Girardins, die Liberté, log ohne Scham, die Preußen hätten bei Wörth einer Markedenterin die Hände abgeschnitten und eine barmherzige Schwester erschossen.

Ein anderes Pariser Blatt „Le Derby" schrieb: „Und dann sprechen uns Zeitungen von der Mäßigung dieser Henker, — und wir, wir sollten mit ihnen Mitleid haben? Nein, nie! Weder Pardon noch Schonung! Drauf! drauf! Werde jede Hütte am Tage ein Blockhaus, jeder Busch des Nachts ein Hinterhalt, jede Quelle, jeder Brunnen eine Todesstätte! Ihr Wilddiebe, ihr Jäger, auf den Anstand, der heilige Krieg beginnt! — Was, ihr wollt eure Pferde in unsern Kirchen füttern, ihr wollt aus unseren geschändeten Töchtern die Mägde für eure betrunkenen Soldaten machen, aus unseren Söhnen die Knechte für eure Pferde! Auf darum, ihr Priester, ihr Diener Gottes, ihr alle, welche zu der unsterblichen Seele sprecht, predigt den heiligen Krieg! Ihr Frauen, Mütter, Bräute, Geliebten, ihr, die ihr zu den Herzen sprecht, — predigt den heiligen Krieg! Und ihr bleichen Gesichter der Sieger von 92 und 1814 (!) erhebt euch vor den Augen eurer Enkel, ruft ihnen die Gräuel in's Gedächtniß, welche sie von den Ahnen der Bismarcks und Moltkes zu erdulden hatten! Surgite mortui!"

Am schamlosesten schrieb der französische Jude About über den König von Preußen und die Deutschen: „Dieser fromme König, der Gott alle seine Siege darbietet, diese Krautjunker-Generale, die da prahlen, daß sie uns mit dem Säbel civilisiren werden, diese Apostel des göttlichen Rechtes, die sich die Taschen mit gestohlenen Kronen vollstopfen, diese deutschen Patrioten, die ihre Arme bis an den Ellbogen in deutschem Blute gebadet haben, sind bloße Barbaren in Uniform, als Soldaten verkleidete Räuber, Tartuffes in Rüstung, Basilios in Reiterstiefeln. Lügen, Bestechen, Denunciren sind ihre Lieblingswaffen. Wir kennen jetzt die Race von Schuften, mit der wir jetzt zu thun haben, und da sie uns unseren Geldbeutel und unser Leben abfordern, so werden wir uns jetzt ernstlich ange-

legen seyn lassen, zuerst die preußische Armee und hintendrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Kumpane, die hier eingedrungen sind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn sie, wie sie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unser Land verbreitet haben, so ist das um so besser für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dieß Barbarenthum in seinem Nest zu zertreten. Alle Wege werden uns offen stehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg, Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchien, die uns ihr Daseyn verdanken, denn wir haben sie vor etwa 100 Jahren geschaffen. Und dennoch sind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben sich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Diese Kneipenwirthe, diese Kuppler, diese Schmuggler von Baden und Kehl, diese miserablen Schurken, die unsere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unser Geld bei ihnen verschwendeten, sind gekommen, um die Beute des edlen französischen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie sind die Raben des Feindes. Wir werden dem schmutzigen Bettelpack aber alles mit Zinsen vergelten. Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Race im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden sind? Wenn Frankreich die Civilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesammten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Jänner 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit seyn. Wir müssen auf unserer Ostgrenze ein auf hundert Jahre zerrissenes geknebeltes Deutschland haben."

Zum damaligen Blödsinn der Pariser Blätter gehörte auch ein Vorschlag, der ganz ernsthaft vom „Français" gemacht wurde: „Was uns noch retten kann", schrieb er, „ist der Luftballon, der artilleristische Luftballon. Weder Mainz, noch Köln, noch Trier werden unsere Luftballons aufhalten. Unser aëronautes artilleurs werfen Monstrebomben herunter und retten nicht nur Frankreich, sondern erobern auch Deutschland."

Und wo blieb das Oberhaupt des Staates? Man nahm im gesetzgebenden Körper gar keine Notiz mehr von ihm oder nannte ihn nur noch cet homme. Es kam auch kein Befehl, keine Depesche mehr von ihm an. Er hatte factisch aufgehört zu regieren, obgleich man ihn noch nicht förmlich absetzte, weil man es für sicherer hielt, daß einstweilen Palikao noch die kaiserliche Regierung unter Aufsicht des gesetzgebenden Körpers fortsetzte, als eine neue Regierung einzusetzen, was die allgemeine Verwirrung nur noch vermehrt und jede Autorität vernichtet haben würde. Der Napoleonstag (15. August) wurde nicht mehr gefeiert. Ferry sagte im gesetzgebenden Körper, die Abschiedsworte, mit denen Napoleon Metz verließ, „hätten Paris mit Betäubung und Verachtung erfüllt." Als man noch immer besorgte, er könne noch commandiren wollen, mußte Palikao auf's bestimmteste versichern, Napoleon habe in der Armee nicht das geringste mehr zu befehlen, Bazaine allein habe das Commando. Als nachher noch in einem Maueranschlag verkündigt wurde, der Kaiser habe in Chalons die Truppen gemustert, wurden diese Anschläge mit Koth beworfen oder abgerissen. Im gesetzgebenden Körper trug Ordinaire darauf an, „Monsieur Bonaparte solle das Land für die Invasion schadlos halten. (!)"

Von der Kaiserin hieß es, sie habe sich ganz in ihre Gemächer zurückgezogen, wage nicht mehr über die Straße, auch nur in die Kirche zu fahren und liege häufig knieend daheim vor einem Marienbilde. Man erzählte sich, sie habe einen flehentlichen Brief an die Königin Victoria geschrieben und in Brüssel fragen lassen, ob sie durch Belgien entfliehen könne? Endlich wollte man wissen, sie habe ihre Kostbarkeiten nach New-York geschickt.

Kurz, der Kaiser hatte eigentlich thatsächlich schon abgedankt und Paris befand sich in der Gewalt verschiedener Parteihäupter, die alle kein Zutrauen verdienten. Der alte Palikao wußte nicht ohne Geschicklichkeit den Chauvinismus und Bonapartismus immer noch aufrecht zu erhalten, indem er den andern Parteihäuptern der

Republikaner und Orleanisten begreiflich zu machen wußte, daß man keine Revolution in Paris begünstigen dürfe, weil es sonst unmöglich seyn würde, die zur Vertheidigung der Hauptstadt so nothwendige Ordnung zu erhalten. Jene andern Parteihäupter selbst konnten nicht zweifeln, es werde doch mit dem Napoleonismus bald zu Ende seyn, vermieden daher einen voreiligen Kampf und suchten nur Zeit zu gewinnen. Daher von Seiten der Minister die vielen Lügenberichte von der Armee und von der heroischen Stimmung in ganz Frankreich und die verhältnißmäßige Geduld, mit welcher der gesetzgebende Körper dieselben anhörte.

Palikao gab fast täglich im gesetzgebenden Körper befriedigende Versicherungen, es stehe Alles gut. Die kurze Einnahme des kaum vertheidigten Saarbrücken hatte der Kaiser selber schon als einen glänzenden Erfolg gerühmt.*) Die furchtbare Niederlage der Fran-

---

*) Man schrieb aus St. Petersburg: „In lustiger Weise hat sich wieder einmal der General Fleury, der französische Botschafter am hiesigen Hofe, blamirt. Nach der glorreichen Einnahme Saarbrückens durch das Frossard'sche Armeecorps rechnete unser guter General mit solcher Bestimmtheit auf einen weiteren großen französischen Sieg, daß er denselben durch ein großes Festdiner zu feiern beschloß. Bereits waren die Einladungen ergangen, namentlich sehr zahlreich nach dem Gardelager von Krasnoje Selo, bereits die Säle geschmückt und die Colossalbüste Napoleons III. mit Lorbeern umkränzt, bereits waren ganze Wagen von Champagner in das Gesandtschafts-Hôtel gebracht (tout comme chez nous), da traf plötzlich das Telegramm ein, welches die Erstürmung Weißenburgs durch die Südarmee meldete. Denselben Tag, einige Stunden später, sollte das Diner stattfinden. Sie können sich die Bestürzung, die im Gesandtschafts-Hôtel herrschte, denken. Der Stadttelegraph wurde selbstverständlich in Anspruch genommen, um die Einladungen zu redressiren und — nun die ganze Geschichte an die laute Glocke zu hängen. — In Wien geschah das Nämliche. Hier wollten vornehme Preußenfresser aus Freude über den angeblichen Sieg der Franzosen eine große Champagnerschlacht schlagen, als die Nachricht von der Weißenburger Schlacht die Herren nöthigte, das Fest schnell wieder abzubestellen.

zosen bei Wörth wurde von Palikao im gesetzgebenden Körper mit affectirter Gleichgiltigkeit nur eine kleine Schlappe genannt. Dann log er, vor der kleinen Vogesenfeste Pfalzburg seyen 1300 Preußen gefallen. Die Niederlage bei Mars-la-Tour kündigte er als einen großen Sieg Bazaine's über Friedrich Karl an und erklärte am 17. August im gesetzgebenden Körper: „Die Preußen haben es aufgegeben, die Rückzugslinie der französischen Armee zu durchschneiden und die Vereinigung unserer Armeecorps zu verhindern," gerade in denselben Tagen, in denen ihre Vereinigung wirklich verhindert wurde. Von der noch schrecklicheren Niederlage bei Gravelotte behauptete er, Bazaine habe hier die Preußen in die Steinbrüche von Chaumont geworfen. Zur Feier dieses angeblichen Sieges sah man Paris sogar hin und wieder beflaggt. Als nachher aber gar keine Nachrichten von Bazaine mehr ankamen, weil die Preußen ihm alle Verbindung mit Paris abgeschnitten hatten, entschuldigte sich Palikao damit, Bazaine sey allzu sehr beschäftigt, um Nachrichten geben zu können. Als die preußische Reiterei schon bis in die Nähe von Paris kam, erklärte Palikao wörtlich, „die Preußen breiteten sich über das Land aus, um glauben zu machen, sie nehmen ein größeres Terrain ein, als es der Fall ist."

Man spielte gegenseitig im gesetzgebenden Körper nur Komödie und bekümmerte sich viel weniger um den Feind, den man doch nicht mehr aufhalten zu können glaubte, als um das, was man gern aus Frankreich machen wollte, wenn erst der Napoleonide vertrieben seyn würde. Der alte Thiers arbeitete unter der Hand für die Orleaniden. Die Republikaner dagegen, Gambetta, Favre, Picard rc. suchten die Gewalt in die Hände zu bekommen durch Wahl einer Vertheidigungscommission aus dem Schooß des gesetzgebenden Körpers, was ein neuer Wohlfahrtsausschuß wie 1793 geworden wäre. Noch drangen sie nicht durch.

Die Orleaniden glaubten sich in Erinnerung bringen zu müssen. Ein Schreiben des Herzog von Aumale an den Kriegsminister ver-

langte für diesen Prinzen und für den Herzog von Chartres Anstellungen in der Armee, „gleichviel in welcher Charge“, wurde aber abgewiesen. Auch der Herzog von Joinville empfahl sich in einem Schreiben, welches Estancelin im gesetzgebenden Körper vorlas. Thiers tadelte auf's heftigste die Unfähigkeit des letzten Napoleoniden und empfahl damit indirekt die Orleaniden. Die Republikaner traten ihm stürmisch entgegen und Gambetta rief, nur ein republikanischer Krieg (eine Massenerhebung) könne Frankreich retten. Estancelin fühlte sich durch eine moquante Miene des Herrn Chevandrier de Valdrome so indignirt, daß er von der Tribüne herunterstieg und ihm eine Ohrfeige versetzte. Jener gab sie ihm zurück und es entstand ein allgemeiner Tumult.

Im ersten Eifer hatte man den General Baraguay d'Hilliers, einen tüchtigen Mann, zum Militärgouverneur der Stadt Paris ernannt. Den konnte aber der alte abgefeimte Palikao nicht leiden und drückte ihn weg. Er wurde einstweilen durch den General Soumaine ersetzt, an dessen Stelle aber die öffentliche Meinung den General Trochu berief. Dieser stand in großer Achtung bei der Armee, hatte bald nach dem böhmischen Kriege in einer vielgelesenen Flugschrift die ungenügende Armeeorganisation Frankreichs scharf kritisirt und sich dadurch des Kaisers Ungnade zugezogen. Jetzt erst dachte der Kaiser wieder an ihn und obgleich Napoleon III. nichts mehr zu sagen hatte, mußte Palikao der öffentlichen Meinung nachgeben und so erhielt Trochu den Oberbefehl über alle Wehrkräfte in Paris. Auch der bekannte republikanische General Changarnier wurde vom Kaiser wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit vorgezogen, nach Metz berufen und dem Generalstab zugetheilt.

Trochu bediente sich in seinen Befehlen niemals des kaiserlichen Namens, sondern handelte wie ein Dictator, weshalb er sich bald den Haß der Bonapartisten zuzog. Aber auch die Republikaner waren nicht nach seinem Geschmack, weshalb sich Thiers viele Mühe gab, ihn zur orleanistischen Partei hinüberzuziehen. Darin

wenigstens war Trochu mit den bonapartistischen Chauvinisten, den sog. Mameluken, an deren Spitze Palikao stand, und mit der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers einverstanden, den republikanischen Pöbel niederzuhalten und Paris soweit zu armiren, daß es sich nicht auf Gnade und Ungnade zu ergeben brauchte, sondern noch einigermaßen imponiren konnte. Man armirte die Forts von Paris und der alte Thiers that sich nicht wenig darauf zu gute, daß er unter der Regierung Ludwig Philipps zuerst auf den Gedanken gekommen war, Paris mit verschiedenen kleinen Forts zu umgeben. Auch warf man neue Schanzen vor der Stadt auf, woran aber nur einige tausend Menschen arbeiteten, während die große Menge zusah und die Sache nichts weniger als ernst nahm. Denn der Pöbel und die lüderlichen Dirnen tranken, sangen, tanzten und trieben ihren gewöhnlichen Unfug umher, bei dem sich namentlich auch die Mobilgarden betheiligten. Trochu verlegte diese Mobilgarden außerhalb der Stadt nach St. Maur, wo sie aber am 24. August rebellirten, weil sie des Abends ihren gewöhnlichen Vergnügungen in Paris nachgehen wollten. Trochu mußte Ernst gegen sie gebrauchen. Er hatte noch einen Kern von Truppen um sich, welche zuverlässig waren und denen sich die 50,000 Mann zugesellen sollten, die als Landungstruppen mit der zweiten Abtheilung der französischen Flotte von Cherbourg aus hatten an die deutschen Küsten segeln sollen, nach den Niederlagen aber in Frankreich zurückbehalten wurden.

Der Epuration der Hauptstadt von gefährlichen Elementen ließ man eine durchaus ungefährliche vorangehen; die aber geeignet war, jene zu maskiren. Man dekretirte nämlich die Austreibung aller Deutschen aus Frankreich. Ganz Europa faßte diese ausschweifende Maßregel natürlicherweise als eine Verletzung des Völkerrechts, als einen rohen Verstoß gegen alle Humanität, als ein Zeichen jener sittlichen Verwilderung, der Frankreich überhaupt seit einiger Zeit anheimgefallen war, und als eine Bosheit auf, die sich wegen

der im offenen Feld erlittenen Niederlagen an Wehrlosen rächen wolle. Allein es war nur eine Maßregel der Klugheit, die von der damals in Paris herrschenden Partei um so rücksichtsloser ergriffen wurde, als sie wohl wußte, sie würde nicht lange am Ruder bleiben, also ihre Verantwortlichkeit auf die leichte Achsel nahm. Den Chauvinisten lag viel daran, daß der vom Kaiser allein und persönlich verschuldete Krieg als etwas Berechtigtes, als Sache der ganzen Nation aufgefaßt und zu einem Racenkriege gestempelt werde. Die Conservativen und besitzenden Klassen stimmten mit den Chauvinisten wenigstens darin überein, daß sie die Republikaner beseitigen wollten. Nun konnte nichts zweckmäßiger erdacht werden, als die verbissene Wuth der größtentheils socialistischen Gesellschaften angehörigen französischen Arbeiter auf die vielen tausend deutschen Arbeiter, die in Paris lebten und mit ihnen um den Lohn concurrirten, abzuleiten und in den halbthierischen Seelen des verwilderten Pariser Pöbels den Racenhaß aufzustacheln. Auf diese Weise nämlich beschäftigte man den Pöbel und lenkte sein Augenmerk von den Verlegenheiten der Regierung ab.

So wurden nun die armen Deutschen, die bisher ruhig in Paris und andern französischen Städten gelebt und meistens als Kaufleute und Handwerker den Wohlstand Frankreichs hatten vermehren helfen, völkerrechtswidrig vertrieben. Man verglich die Maßregel mit der Vertreibung der fleißigen Protestanten aus Frankreich unter Ludwig XIV. Die Art, wie man dabei verfuhr, war in hohem Grade inhuman. Jung, Architekt der preußischen Gesandtschaft in Paris, wurde drei Tage lang eingesperrt, bis der amerikanische Gesandte Washburne ihn frei machte. Diesem edlen Manne verdankten auch viele andere Deutsche in Paris, nachdem man sie als angebliche Spione mißhandelt und eingesteckt hatte, die Erlaubniß, endlich abzureisen. — „Karl Hillebrand aus Gießen, ein geschätzter Kenner des Dante (und Mitarbeiter des ‚Journal des Débats‘) war seit 20 Jahren kaiserlicher Professor zu Douay,

hat aber nun auch Frankreich verlassen müssen. Nur die Festigkeit des Maire hat ihn vor dem Tode gerettet. Mit zerrissenen Kleidern entkam er der ihn verfolgenden Meute." — Der badische Consul Schlenker und der sächsische Consul Stahr, beide in Lyon geachtete Kaufleute, wurden ebenfalls verhaftet, durch eine Vermögensuntersuchung maltraitirt und mitten aus ihrem blühenden Handelsgeschäft fortgejagt.

Selbst das Journal des Débats schrieb damals: „Weil Deutschland zuerst dem jetzigen Kriege den barbarischen Charakter verliehen hat, so haben auch die ausgewiesenen Deutschen nur ihr eigenes Vaterland verantwortlich zu machen." Man darf sich also nicht wundern, wenn der französische Pöbel ein Recht zu haben glaubte, die vertriebenen Deutschen auf allen Straßen zu insultiren. Nicht selten wurden arme Familien mit schwangern Frauen und Säuglingen unbarmherzig fortgetrieben, so daß sie an der Grenze elend und halb verhungert ankamen. Der Wiener Presse wurde geschrieben: „Von Brutalität gegen die Deutschen in Paris ließen sich täglich neue Beispiele sammeln. Häuser werden durchsucht, das Unterste zu Oberst gekehrt, die Insassen gequält, und auf den Straßen reicht es aus, irgend Jemand, gleichviel ob Preußen oder Franzosen, zu beschuldigen, er habe Vive la Prusse gerufen, um eine Hetzjagd auf ihn loszulassen, und ihn Rippenstößen, Mißhandlungen und den lästigsten und zudringlichsten Polizeivexationen auszusetzen. — Ein republikanischer Aufruhrversuch, den etwa sechzig mit Dolchen bewaffnete Menschen zu Villette machten, wurde benutzt, um Deutsche der Mitschuld anzuklagen.

In Bordeaux war die Volkswuth so groß, daß der Präfekt den ausgewiesenen Deutschen anzudeuten für nothwendig hielt, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, ein Land, in welchem sie keinen Augenblick sicher seyen und in welchem sie von den Behörden nicht mehr geschützt werden könnten, zu verlassen. Der blinde und barbarische Haß gegen Männer, mit denen sie bis dahin auf dem

besten Fuß gelebt und denen schon die Klugheit jede Herausforderung des französischen Nationalgefühls verboten hätte, ist keineswegs auf den Pöbel beschränkt geblieben; von Seiten einer Anzahl angesehener Kaufleute war der Präfekt allen Ernstes ersucht worden, sämmtliche deutsche Bewohner Bordeaux's (und dieselben zählen nach Tausenden) gefangen nehmen und als Kriegsgefangene in die Citadelle sperren zu lassen. So vollständig waren alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst, daß seit dem Abzug der Truppen der Pöbel der eigentliche Herr der Stadt war, Tag und Nacht tobend die Stadt durchzog, die von Deutschen bewohnten Häuser förmlich stigmatisirte und denselben geradezu unmöglich machte, sich öffentlich zu zeigen. Besonders bemerkenswerth sind dabei noch zwei Umstände; den aus Bordeaux Vertriebenen wurde die Reise über die belgische Grenze ausdrücklich untersagt (die Pariser Ausgewiesenen waren sämmtlich nach Belgien dirigirt worden) und von der Ausweisungsmaßregel einzig zu Gunsten von Württembergern eine Ausnahme gemacht. Während die Norddeutschen unter dem Schutz des nordamerikanischen Consuls standen, der zu ihren Gunsten nicht durchzudringen vermochte, wurden die dem russischen Consul zugewiesenen Württemberger so wirksam vertreten, daß sie vielfach, und soweit sie sich vor der Volkswuth sicher glaubten, in Bordeaux bleiben konnten. — Unter anderm wurde auch in Paris die Lüge verbreitet, in Hamburg seyen alle Franzosen ermordet worden.

Im gesetzgebenden Körper erhoben sich humane Stimmen gegen die brutale Ausweisung aller Deutschen aus Frankreich, als dieselbe in der That beschlossen wurde. Peletan erinnerte an das Völkerrecht und an den Schutz der Deutschen, den die amerikanische und englische Gesandtschaft übernommen hatten. Chevreaux aber, der Minister des Innern, hatte die Stirn, zu behaupten, auch in Preußen seyen alle Franzosen ausgewiesen worden. Eine freche Lüge, um das französische Volk gegen das deutsche zu erbittern. Es konnte ihm nicht unbekannt seyn, daß es weder einer Regierung

noch dem Volke in Deutschland einfiel, den friedlich unter ihm lebenden Franzosen das Geringste zu Leide zu thun.

Aus Algerien wurden die Deutschen nicht vertrieben, doch insofern raffinirt mißhandelt, als sich hier alle Europäer, um vor den dunkelfarbigen Eingeborenen geschützt zu seyn, bewaffnen durften, nur allein die Deutschen nicht. Auch aus Saigon, der französischen Niederlassung im fernen Cochinchina wurden alle Deutschen rücksichtslos ausgewiesen.

Trotz des Widerspruchs im gesetzgebenden Körper und trotz der Protestationen der Gesandten wurde die Maßregel mit größter Strenge und Brutalität durchgeführt. Nicht weniger als 3000 unschuldige Deutsche wurden als angebliche preußische Spione in den Kerker geworfen, darunter auch 150 Oesterreicher, wogegen Fürst Metternich protestiren mußte.

Die schauerliche Unthat, welche eine Horde fanatischer Bauern gegen die Person des Herrn de Monéys, eines gut kaiserlich gesinnten Adjunkten und wohlhabenden Gutsbesitzers zu Beaussac in dem Gironde-Departement, verübte, hieng damit zusammen. Nach den übereinstimmenden Berichten der französischen Blätter wurde der Unglückliche in Folge einer absichtlich ausgesprengten Verdächtigung oder eines zufälligen Mißverständnisses beschuldigt, „Vive la République!“ und „A bas l'Empereur!“ gerufen und außerdem „den Preußen Geld geschickt zu haben.“ Nachdem der sehr friedfertige, allgemein geachtete, erst 32jährige Mann auf das schauderhafteste mißhandelt worden war, schleppten ihn die Bestien auf ein benachbartes Feld, thürmten Reisigbündel über ihm auf und steckten sie in Brand. Da das Holz noch grün war und nicht schnell genug Feuer fing, ward ein Bund Stroh herbeigeholt und angezündet. Die ganze Marterscene währte an zwei Stunden. Von dem Opfer blieben nur einige verkohlte Ueberreste zurück. Der Pfarrer von Hautefaye, wo dieser Gräuel stattfand, wurde, als er zur Rettung des Unglücklichen herbeieilte, mit Stockschlägen zurückgetrieben.

Auch die Presse wurde mißbraucht, um den Racenhaß gegen die Deutschen zu nähren. Die Blätter schrieben, die Preußen zwängen französische Gefangene und geraubte französische Jünglinge, in preußischen Uniformen mit ihnen gegen Frankreich zu dienen, die französischen Truppen sollten daher auch die in Frankreich lebenden Deutschen in allen Gefechten vor sich her treiben, damit sie zuerst von den Kugeln getroffen würden. Der Gaulois druckte ein Schreiben des Prinzen von Joinville ab, worin derselbe die französischen Bauern lobte, die hinterrücks auf deutsche Soldaten schößen. Auch Thiers wollte die ganze Gegend von Paris zur Wüste gemacht wissen, damit die Deutschen nichts zu essen fänden. Der „Charivari" vom 23. September brachte folgende Idee: „Unsere kleinen Dämchen, die augenblicklich durch die Politiker und Neuigkeitskrämer von den Trottoirs verdrängt sind, sollten sie in dem gegenwärtigen Kriege gar keine Rolle spielen können? Unwillkürlich drängt sich diese Frage auf, wenn man nachstehendes Geschichtchen aus vergangener Zeit wiederum liest: Unter der Regierung Philipps V. von Spanien, da die Portugiesen in der Umgebung Madrids lagerten, entschlossen sich die Courtisanen dieser Stadt, ihren patriotischen Eifer zu beweisen. Demzufolge staffirten sich jene unter ihnen, die sich von einer häßlichen Krankheit befallen fühlten, stattlich aus, parfümirten sich und begaben sich in das portugiesische Lager. In weniger als drei Wochen lagen mehr als 6000 Mann dieser feindlichen Armee in den Hospitälern, wo die Meisten von ihnen starben." Die Andeutung des „Charivari" ist verständlich; man muß aber derartige Sachen in den französischen Journalen selbst lesen, um an die Möglichkeit einer so unaussprechlichen Verkommenheit zu glauben.

Der Vertreibung der Deutschen aus Paris folgte am 25. August ein Erlaß des General Trochu betreffend die Austreibung aller Individuen aus Paris, die ohne Existenzmittel sind, sowie aller solcher, die durch Verweilen in Paris die öffentliche Ordnung, Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährden, ferner

derer, welche die getroffenen Vertheidigungsmaßregeln schädigen oder durchkreuzen könnten. Man begreift, wie leicht sich die Austreibung auf alle Personen ausdehnen ließ, die dem Diktator mißliebig waren. Auch ließ er viele Republikaner verhaften, deren Zahl binnen wenigen Tagen schon auf zweitausend stieg. Am 25. wurde aus Paris geschrieben: „Man kann sich die Verzweiflung der Bevölkerung vorstellen bei der Ankündigung Trochus, daß bei der eventuellen Annäherung der deutschen Heere alle Frauen entfernt werden würden. Der General Trochu befindet sich übrigens in offener Feindschaft mit dem Hofe, einem Theile des Ministeriums und der Mehrheit der Kammer, weil er in seinen Proklamationen von der Person des Kaisers Umgang nimmt. Es ist ganz wahr, daß die Kaiserin ihn aufgefordert hat, seine Entlassung einzureichen, und daß er der Regentin mit einem kategorischen Nein antwortete. Seitdem Rouher bei dem Kaiser war, treten die Anhänger der Dynastie wieder sehr dreist auf, während die Opposition offenbar an Einfluß und an Terrain verliert. Wir wollen sehen, wer das letzte Wort behält. Auf beiden Seiten hat es von vornherein an Energie und Consequenz gefehlt. Man hatte weder den Muth, die Dynastie abzusetzen, noch den Muth, sich fest um sie zu schaaren; das Eine und das Andere hätte einen großartigen Charakter gehabt. Man beschränkte sich darauf, sie zu demüthigen, was sie und ihre Anhänger sich in der Hoffnung einer Revanche gefallen ließen. Gelingt es ihnen, Trochu zu beseitigen, so erleben wir einen Staatsstreich und höchst wahrscheinlich in dessen Folge die Rückkehr des Kaisers nach Paris unter dem Vorwande, je nach den Umständen die Vertheidigung von Paris oder die Unterhandlungen mit dem König Wilhelm zu leiten. So wird in den dynastischen Kreisen gemunkelt, wo denn auch gleichzeitig Anstrengungen zur Verbreitung der Ueberzeugung gemacht werden, das siegreiche Berliner Kabinet würde die Aufrechterhaltung der Dynastie jeder neuen Regierung und Staatsform vorziehen und dem Kaiser weniger harte Bedingungen vorschreiben,

als einer revolutionären oder provisorischen Regierung. So erklärt es sich auch, daß in den direkt vom Hofe inspirirten Blättern der König Wilhelm persönlich nicht mehr beleidigt wird, und die Worte, die sich ein französischer Diplomat im Auslande entschlüpfen ließ: „Es ist einzig der König von Preußen, der die Dynastie retten könnte.“

Während die Regierungsblätter fortfuhren, neue Siegesfabeln auszustreuen, ließ General Trochu's Erlaß die nahe Ankunft des deutschen Heeres vor Paris deutlich errathen. Dieser Erlaß, sowie die gleichzeitig eingehende Nachricht, daß der Feind in Chalons erschienen sey, erzeugten unter der Bevölkerung eine lebhafte Aufregung. Vor dem gesetzgebenden Körper sammelten sich Gruppen, um aus der Sitzung heraus Neuigkeiten über die Lage zu erhalten. Palikao erschien aber nicht. Die Versammlung berieth einen Antrag von Jules Ferry, welcher die Aufhebung des Gesetzes von 1834 über das Monopol der Waffenfabrikation bezweckte. Im Namen der Kommission schlug Mangnin die Ablehnung desselben vor. Ferry vertheidigte darauf den Antrag. Er wies die Einwendung zurück, daß die Freigebung der Waffenfabrikation den Staatsarsenalen alle Arbeiter entziehen würde; diese Arbeiter seyen fast sämmtlich Soldaten. Erstaunt und erschreckt müsse man seyn, wenn man höre, daß ein Privatmann nicht das Recht habe, mehr als zwei Kilogramme Pulver im Hause zu haben. Ein Büchsenmacher, welcher sich erboten habe, sofort 20,000 Chassepots zu liefern, sey mit seinem Angebot abgewiesen worden. Die Weigerung der Regierung, den Antrag anzunehmen, könne nur den Sinn haben, die Nationalvertheidigung zum Vortheil der dynastischen Interessen lahm zu legen. Die Rechte murrte, die Linke zollte Beifall. Regierungskommissär General Allard erklärte, daß die Privatindustrie nicht im Stande sey, in diesem Augenblicke die nothwendigen Waffen zu liefern. Picard: Die Geschichte wird nicht begreifen, daß wir gegenwärtig das Gesetz von 1834 und die Frage

diskutiren, ob und wie man die Bürger bewaffnen solle, heute, wo General Trochu in seiner Proklamation erklärt, daß der Feind drei Tagemärsche von der Hauptstadt stehe (heftige Unterbrechung von der Rechten und den Ministerbänken). Wahrlich wir werden das Gelächter der Welt werden. Minister Busson-Billault: Herr Picard hat die Proklamation des Generals Trochu falsch verstanden. Der Gouverneur von Paris beschränkt sich darauf, einen Gesetzartikel in Erinnerung zu bringen, welcher ihn ermächtigt, die unnützen Esser auszuweisen, sobald er es für passend erachtet, oder sobald der Feind 3 Tagemärsche entfernt ist. Jules Favre: Sagen Sie uns, wo er ist. Minister Busson-Billault: Ich weiß darüber nichts. (Oho!) Ich kenne nicht seinen Plan. (Lärm und Gelächter.) Aber ich weiß, daß die Hauptstadt sich energisch vertheidigen und daß ihr Patriotismus auf der Höhe der Umstände seyn wird. Picard: Die Regierung weist uns auf ein Gesetz, welches uns verbietet, Waffen zu kaufen oder zu besitzen. Nun wohlan, dieses Gesetz werde ich verletzen, ich. (Zur Linken: Wir alle werden es verletzen!) Schließlich wird der Antrag Ferry's mit 74 gegen 61 Stimmen abgelehnt. Graf Keratry beantragt, daß die Kammer sich noch heute als geheimes Comité konstituire; Gambetta verlangt dasselbe für morgen; er verlangt, daß einer der Sekretäre des Generals Trochu oder dieser selber für morgen zum Erscheinen aufgefordert werde, damit man von ihm Erklärungen über die Lage verlangen könne. Minister Busson-Billault: Wir sind dazu hier, um alle Erklärungen zu geben. Estancelin: Das genügt uns nicht; ich schließe mich dem Verlangen meines Freundes Gambetta an; ich beantrage, daß General Trochu morgen vor das geheime Comité berufen werde. (Lärm zur Rechten.) Präsident Schneider: In jedem Fall ist heute Abend also kein geheimes Comité. Keratry: Doch! Ich verlange es für heute Abend. (Nein! Nein! zur Rechten.) Wenn Sie es nicht wollen, so werde ich in öffentlicher Sitzung sagen, was ich im geheimen Comité sagen wollte. Der Präsident

stellt den Antrag Keratrys zur Abstimmung; nach anfänglichem Zögern erhebt sich auf die Vorwürfe der Linken auch die Rechte dafür. Schneider: Die Kammer konstituirt sich also als geheimes Comité; die Tribünen sind zu räumen. Damit schloß um 6 Uhr Abends die öffentliche Sitzung; es folgte eine geheime. — Das Comité für die Vertheidigung von Paris hatte verfügt, daß bei dem weiteren Herannahen der preußischen Invasion alle Getreidevorräthe des Departements Seine-et-Marne, die nicht bei Zeiten nach Paris geschafft wären, von Amtswegen verbrannt werden sollen, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fallen. In Folge dieser Anordnung flüchteten ununterbrochen ganze Züge von Landleuten mit ihren Ernten nach der Hauptstadt. — Ein Rundschreiben des Unterrichtsministers an die Präfekten wies sie an, nicht nur sämmtliche Lyceen, Collegien und Normalschulen, sondern auch alle Gemeindeschulen in Spitäler umzuwandeln. In den Departements, wo die Ferien noch nicht begonnen hatten, wurden sie vorgerückt, wo sie bald zu Ende gehen sollten, wurden sie verlängert. Das Amtsblatt veröffentlicht ein Dekret, wodurch die Senatoren Behic und Mellinet, die Abgeordneten Daru, Dupuy und Talhouet zu Mitgliedern des Vertheidigungsausschusses ernannt wurden. An Darus Stelle war ursprünglich Thiers ernannt. Er wollte aber nur eine Delegation von Seite der Kammer, nicht eine Ernennung durch die Kaiserin annehmen.

Die Republikaner arbeiteten sich vergebens ab gegenüber den Bonapartisten. Es half nichts, wenn auch die Liberté das Ministerium für absolut regierungsunfähig erklärte. Das Ministerium hatte durch Rouher, welcher heimlich zum Kaiser reiste, von diesem Instructionen mitgebracht. Trochus vielleicht nur scheinbare Diktatur kam dem Kaiser zu statten, sofern sie durch Verweigerung der allgemeinen Volksbewaffnung und durch Ausweisungen die Republikaner im Zaum hielt. Nur regelmäßige Truppen sollten Paris vertheidigen und nur respektable Nationalgarden, nicht die Massen.

Nur die Altersklassen von 25—35 Jahren wurden einberufen und sämmtliche außer Dienst befindliche, jedoch noch kampffähige Offiziere und Generale. Als es nun doch mit der Vertheidigung Ernst zu werden schien und der Feind immer näher kam, flohen vom 26. bis 28. August nicht weniger als 80,000 Menschen aus Paris hinweg, theils Reiche, die sich in Sicherheit bringen wollten, theils Arme, die man auswies. Unter andern ließ Trochu eine Menge Damen des Demimonde in ihrem vollen Putz aufgreifen und mit vielem gemeinen Gesindel ausweisen. Bald darauf wurde aus dem Großherzogthum Luxemburg gemeldet, es fange daselbst zu wimmeln an von wilden Schweinen aus den Ardennen, die der Kanonendonner vertrieben habe, und von feilen Dirnen aus Paris. Auch die Gefängnisse wurden geleert und die Verbrecher in die Provinzen vertheilt.

In diesem Stadium verkündete Palikao immer noch, die französischen Heere seyen siegreich, und Trochu sprach seine feste Ueberzeugung aus, Paris werde jeden Angriff der Feinde zurückweisen. Sie konnten unmöglich selber daran glauben, aber sie hofften, durch ihr zuversichtliches Auftreten die Autorität der Regierung und die Ordnung in Paris aufrecht erhalten und, wenn es zu Unterhandlungen mit dem Feinde käme, auch diesem noch imponiren und möglichst günstige Bedingungen von ihm erlangen zu können.

Die Reichen flohen mit ihren Kostbarkeiten massenhaft nach England und Belgien und die Bourgeoisie zitterte in Paris mehr vor dem Pöbel als vor dem Kriege. Indessen nahm die Bevölkerung der Hauptstadt weder durch die gewaltthätigen Ausweisungen, noch durch die freiwilligen Auswanderungen ab, sondern wurde durch die von allen Seiten herbeigezogene Mobilgarde und durch zahlreiches Landvolk ersetzt, welches mit seinem Vieh, seiner Ernte und seinen Habseligkeiten auf tausenden von Wagen nach Paris flüchtete. Für Lebensmittel wurde überdies noch durch englische Spekulanten gesorgt, welche trotz der Neutralität Englands unge-

heure Massen von Viktualien aus den englischen Häfen nach Paris beförderten.

In dem Augenblicke, in welchem die Regierung die Vertreibung der Deutschen verfügt hatte, um am Racenhaß der französischen Bevölkerung einen Bundesgenossen zu finden, konnte und durfte sie auch nicht mehr verhindern, daß auf allen Straßen wieder die Marseillaise gesungen wurde. Noch bis auf wenige Tage vorher war das Absingen dieses Liedes Jahrzehntelang bei strenger Strafe verboten gewesen.

Die Kommission arbeitete ziemlich rührig, um die Vertheidigung der Hauptstadt vorzubereiten. Da sollten schon bis zum 26. August 80,000 Nationalgarden fix und fertig dastehen, da es doch noch an Waffen und Uniformen fehlte. Die N. Pr. bemerkte: „Man setzt Paris in den Vertheidigungszustand, zunächst um es zu beschäftigen, zu präoccupiren und dann, um es im Falle eines Aufstandes besser niederhalten zu können." Die reichen Personen zeigten wenig Kriegslust. Der Kaufpreis für einen Einsteher im Militär stieg bis auf 10,000 Franken.

Um die Vertheidigungskosten zu bestreiten, wurde in aller Eile eine Anleihe von 750 Millionen gemacht. Der österreichische Volksfreund schrieb: Frankreich stürzt mit einem Male von seiner stolzen Höhe, die sich nun freilich auch als eine erschwindelte herausstellt. Diplomatisch blamirt, militärisch geschlagen — da fehlte zur herrlichen Dreiheit noch der finanzielle Bankerott, und die Einleitung dieses ehrenhaften Verhältnisses verdankt Frankreich dem neuen Ministerium Palikao. Herr Magnin, der große Finanzmann, hat nicht besser debutiren zu können geglaubt, als indem er für die Banknoten den Zwangskurs verfügte. Diese Maßregel, welche unter allen Umständen stets einen partiellen Bankerott involvirt, ist um so exorbitanter, als sie in ihren Wirkungen mit Nothwendigkeit jene zahlreiche Klasse französischer Renteninhaber direkt beschädigt, deren Erhaltung bei guter Laune bisher ein unverrücktes Streben der

wechselnden französischen Regierungen gewesen ist. Und da man gleichzeitig sich zu einer neuen Anleihe von 1000 Millionen entschlossen hat, mithin auf die Betheiligung gerade dieses Kapitalistenpublikums spekulirt, so beweist auch diese Maßregel, daß die Dinge in Frankreich auf einem äußersten Punkte angelangt sind. Denn diese beiden Maßregeln stehen zu einander in schneidendem Widerspruch. Die Anleihe setzt Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit voraus und durch den Zwangskurs erschüttert man dieses nothwendige Vertrauen.

Achtes Buch.

Die dritte Republik.

Die Katastrophe von Sedan wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Paris. Graf Palikao, der hier bisher den Meister gespielt hatte, mochte wohl fühlen, daß er den Napoleonismus in Frankreich nicht mehr aufrecht erhalten könne, sobald Napoleon selbst gefangen war. Nachdem er nur allzu lange immer versichert hatte, es stehe gut mit den französischen Armeen im Felde, konnte er endlich das Lügensystem im gesetzgebenden Körper und vor der ungeduldigen Bevölkerung der Hauptstadt nicht mehr fortsetzen. Er mußte vor dem erstern als Minister und in einer Proklamation an das Volk die Niederlagen von Sedan und von Metz eingestehen.

Der gesetzgebende Körper war in der Nacht vom 3. auf den 4. September versammelt und nahm aus Palikao's Munde die traurigen Nachrichten entgegen. Auf diese Mittheilung hin reichte der Abgeordnete Favre den Antrag ein, wonach der Kaiser und seine Dynastie aller ihrer Rechte für verlustig erklärt, und eine gesetzgebende Kommission mit Regierungsbefugnissen eingesetzt werden sollte, die den Auftrag hat, den Feind vom französischen Gebiet zu vertreiben.

Die Kammer, nachdem sie mit eisigem Schweigen die Vorlesung dieses Antrages angehört, beschloß sich bis Sonntag Mittags

zu vertagen. Inzwischen aber hatten sich diese Nachrichten bereits auf der Straße verbreitet. Schon um 8 Uhr (Sonnabends) begann die Anhäufung zahlreicher Volksmassen auf den Boulevards. Neben dem Ruf: „Es lebe Trochu!“ hörte man die ominösen Worte: „Des armes! — La déchéance!“ Wie eine Lawine angeschwollen, erreichte die Menge das Commandanturgebäude, wo nach Verlauf einiger Zeit General Trochu auf dem Balkon erschien.

„Wir wollen Nachrichten, la déchéance!“ rief man ihm zu.

„Meine Herren, ich habe keine anderen Nachrichten, als diejenigen, welche Sie bereits kennen!“

„Die Thronentsetzung!“ erschallte es von Neuem.

„Was Sie da von mir verlangen“, erwiderte Trochu, „überschreitet meine Befugniß. Nur die Kammer hat über das Geschick des Landes zu entscheiden; ich habe nur Paris zu vertheidigen und bin entschlossen, dieß bis zum Aeußersten zu thun.“

„Es lebe Trochu! nach der Kammer“, und tausend Stimmen antworteten: „Ja, nach der Kammer.“

Jetzt hörte man auch den Ruf: „Es lebe die Republik“, obgleich die große Masse noch immer das Feldgeschrei: „Es lebe Frankreich! nach der Kammer, nach der Kammer“ festhielt.

Mit diesem Ruf wälzte sich die Menge nach dem Palais Bourbon. Von allen Seiten strömten neue Massen hinzu. Die verschiedenartigsten Gerüchte circuliren, endlich erscheint Herr Gambetta auf der Treppe, um die Menge anzureden. Nachdem es ihm mit Mühe gelungen, sich verständlich zu machen, ermahnt er das Volk zur Ruhe. Die Menge antwortet: Gambetta hoch! Gambetta: „Nein! es lebe Frankreich!“ Die Menge antwortet: Hoch die Republik! Gambetta bittet: Die Kammer muß frei berathen, ziehet euch zurück! Laßt die Zugänge zur Kammer frei! Die Menge trennte sich. Aber eine halbe Stunde später, gegen 10½ Uhr, hatten sich neue Massen gebildet, welche riefen: Nieder mit der Dynastie! Es lebe Frankreich! Frankreichs Trikolore flatterte an ihrer Spitze.

Beim Theatre Gymnase stieß die Menge auf Stadtsergeants, die Feuer gaben; sie stob auseinander, aber um sich wieder zu sammeln. Man rief: Nach dem Stadthaus! Nieder mit der Dynastie! Die Polizei sprengte die Leute wieder auseinander. Inzwischen hatten die Abgeordneten Privatbesprechungen gepflogen. Nach Mitternacht begann die öffentliche Sitzung.

Palikao verlangte Vertagung der Berathung; Präsident Schneider schlug vor, Sonntag Mittags zusammenzutreten. Ueberlegung sey nöthig. (Rufe: Ja! Nein! Nein!). Jules Favre erhob sich. Gegen die Vertagung habe er nichts, aber er lege den Antrag vor, daß die Dynastie abgesetzt, eine Commission eingesetzt und Trochu's Vollmachten bestätigt werden. Die Kammer trennte sich, ohne ein Wort der Einwendung gegen diesen Antrag.

Um Mitternacht wurde dem Volke die Proklamation der Minister verlesen und diesem wurde nun die Niederlage der Armeen in ihrem ganzen Umfange bekannt. Die Minister hatten noch die Vorsicht gebraucht, die Zahl der Gefangenen von Sedan um die Hälfte geringer anzugeben. Aber auch das war dem Volke schon viel zu viel. Bei den Worten: „40,000 Soldaten sind gefangen worden", brach ein Sturm schmerzlicher Ueberraschung aus. „General Wimpffen hat eine Kapitulation unterzeichnet" — fuhr der Vorleser fort. „Feigling! Elender!" heulte die Menge. „Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht worden." „Bravo!" rief das Volk und klatschte mit den Händen, als ob Alles gut wäre in Frankreich. Der Rest der Proklamation wurde kaum mehr gehört. Einige appellirten an den Patriotismus der Menge. „Ja, ja!" hieß es. „Rache. Hoch Frankreich! Zu den Waffen!" Die Exaltirtesten wollten Paris aufwecken, Sturm läuten, die Lärmkanone lösen; andere in Masse nach dem gesetzgebenden Körper ziehen. Die Klügsten wollten abwarten. Die Besonnenheit behielt noch die Oberhand und gegen drei Uhr Morgens waren die Straßen ruhig.

Am folgenden Tage Sonntag, 4. September, erwartete Alles

die entscheidende Sitzung der Kammer. Sie sollte um Mittag eröffnet werden. Von zehn Uhr ab begannen Nationalgardebataillone und Milizen nach dem Palaste Bourbon zu marschiren, um 12 Uhr war der Eintrachtsplatz schon so voll, daß die nach der Sitzung eilenden Abgeordneten kaum durchdringen konnten. Auf der Brücke stationirte eine Gensdarmerie-Escadron und Stadtsergeanten, die das Volk und die Milizen nicht passiren lassen wollten. Stadtsergeanten zogen ihre Degen und ein Nationalgardist wurde verwundet. Man trug den Patienten in das Palais des General Trochu, der der Nationalgarde den Befehl ertheilte, sich mit Waffen vor die Kammer zu begeben. Die Milizen gingen nun mit aufgepflanztem Bajonette auf die berittene Gensdarmerie zu und befahlen ihr, sich zurückzuziehen, widrigenfalls man sie mit Waffen vertreiben werde. Nach einigem Zögern machte die Gensdarmerie Kehrt, und nun drang das Volk, Soldaten, Milizen, Bürger, Weiber und Kinder, alles bunt unter einander vor den Palast des gesetzgebenden Körpers, wo ein Linieninfanterie-Bataillon postirt war, welches das Publikum, die Gewehrkolben in die Luft schwingend, begrüßte. Unterdessen hatte sich der erste Akt der letzten Sitzung des gesetzgebenden Körpers abgespielt. Um 1 Uhr betrat Präsident Schneider sein Fauteuil. Die Zugänge waren durch Dragoner und Gensdarmen besetzt. Aber die Minister und der gesetzgebende Körper selbst hatten nicht mehr Autorität genug, um die Abschaffung der Monarchie und die Proklamation der Republik zu verhüten. Nach seiner Gefangennehmung konnte Napoleon III. auch seinen bisherigen Günstlingen nichts mehr nützen und sie verließen ihn eben so undankbar, wie der erste Napoleon von den seinigen verlassen worden war. Favre erneuert seinen Antrag auf Absetzung der Dynastie. Auch Glais-Bizoin und Raspail verlangen die Absetzung. Keratry greift Palikao an, daß er Dragoner, statt Nationalgarde vor dem Hause aufgestellt; er habe damit Trochu's Rechte verletzt. Palikao vertheidigte sich und stellte schließlich den Antrag,

ein Conseil von 5 Mitgliedern und ihn zum Generalgouverneur dabei zu ernennen. Rufe: Wie? Was bedeutet das? Jules Favre: Sein Antrag sey früher gestellt und gehe vor. Thiers erhob sich und beantragte: Die Kammer ernennt eine Commission für die Regierung und die Nationalvertheidigung. Eine Constituante wird, sobald die Ereignisse es gestatten, einberufen werden. Palikao erklärte, das Kabinet widersetze sich dem nicht, daß das Land nach der gegenwärtigen Krisis befragt werde. Auf Vorschlag Gambetta's beschloß die Kammer en bloc die Dringlichkeit für die drei Anträge Favre, Palikao und Thiers und die Ueberweisung derselben an eine und dieselbe Commission. Die Deputirten zogen sich in die Abtheilungen zurück, um sogleich das Resultat ihrer Berathungen in öffentlicher Sitzung zu besprechen: 195 Abgeordnete sprachen in den Abtheilungen die Thronentsetzung Bonaparte's aus.

Unterdeß aber hatte sich das Volk gewaltsam eingedrängt und massenhaft die Tribünen besetzt. Der Präsident Schneider, Gambetta, Jules Favre u. s. w. redeten zum Publikum; doch umsonst. Alle Worte wurden durch das donnernde: Es lebe die Republik! die Absetzung! übertönt. Die Abgeordneten der Mehrheit verschwanden allmälig, nur die Linke und der unerschütterliche Präsident blieben auf ihren Posten. General Palikao kehrte zweimal in den Sitzungssaal zurück, versuchte sogar zu sprechen, mußte aber dem Donner der Volksstimme weichen. Endlich wurde auch der Sitzungssaal von Volksmassen überschwemmt; Abgeordnete, Arbeiter und Soldaten kamen unter einander, worauf Schneider die Sitzung aufhob. Ein Gassenjunge ergriff die Präsidentenklingel und schien alle Welt taub machen zu wollen. Jede Berathung wurde unmöglich, kaum konnte man die feierliche Thronentsetzung Louis Napoleons und seiner Familie auf ewige Zeiten, von Jules Favre und Gambetta ausgesprochen, vernehmen. Und nun hieß es: zum Stadthause! denn dort müsse die Republik ausgerufen werden. Die Abgeordneten der Linken setzten sich in Wägen und hunderttausend

Menschen begleiteten sie. Vor dem Stadthause angekommen, harrte ihrer schon eine unübersehbare Volksmasse. Der provisorische Seinepräfekt übergab das Stadthaus sogleich den Abgeordneten Arago, Gambetta, Ferry und Jules Favre. Das Volk drang in das Innere, füllte alle Gemächer an und in einer Viertelstunde war die umlaufende Liste mit den Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung durch Akklamation gutgeheißen. Rochefort befand sich jedoch nicht darauf; erst als das Geschrei: Hoch Rochefort! allgemein wurde, setzten die Regenten noch diesen Namen hinzu. Man eilte nach dem politischen Gefängniß St. Pelagie, alle Verhafteten wurden herausgelassen, und um 4 Uhr kam Rochefort, begleitet von Tausenden, im Stadthause an. Die Tuilerien wurden um 2 Uhr von Mobilgardisten und Nationalgardisten eingenommen. General Mellinet harrte hier mit einem Bataillon kaiserlicher Garde. Ein Mobilgardist mit weißer Fahne näherte sich dem General und verlangte im Namen des souveränen Volkes die Uebergabe des Nationalpalastes. General Mellinet erwiderte, daß er sich zurückziehen wolle, sobald sich die Nationalgarde installirt haben würde, um die Tuilerien zu überwachen. Er deutete auf den Pavillon, wo die Fahne, welche die Anwesenheit der Kaiserin bedeutet, nicht mehr wehte.

Unterdeß wurde auf dem berühmten Stadthause, welches schon so oft revolutionäre Regierungen hatte entstehen sehen, zum dritten Mal die Republik proklamirt und frischweg noch in derselben Nacht die neue Regierung eingesetzt, von einer Hand voll Republikanern des zersprengten gesetzgebenden Körpers und ihren Gesellen, namentlich dem plötzlich aus seinem Gefängniß befreiten Rochefort, gutgeheißen nur vom lärmenden Straßenpöbel der Hauptstadt ohne irgend eine Legitimation durch Vertreter der gesammten Nation. Die neue Regierung legitimirte sich lediglich selbst durch eine Proklamation an das Volk am 5. September. Dieselbe lautete: „Franzosen! das Volk hat die Kammer hinter sich zurückgelassen, welche nur zögernd für die Rettung des gefährdeten Vaterlandes arbeitete.

Das Volk hat die Republik verlangt, es hat seine Vertreter nicht auf die Höhe der Macht gestellt, sondern sie in Mitten von Gefahren eingesetzt. Die Revolution vollzieht sich im Namen des Rechts und der allgemeinen Wohlfahrt. Bürger! Wachet über der Stadt, die euch anvertraut ist, morgen werdet ihr zusammen mit der Armee die Rächer des Vaterlandes seyn!"

Das Kaiserthum war abgeschafft, der gesetzgebende Körper tumultuarisch abgeschafft. Der Senat, den man ganz vergessen zu haben schien, ging, nachdem er protestirt hatte, freiwillig auseinander und rettete sich dadurch den Anspruch, zu gelegener Zeit wieder zusammentreten und zum Kernpunkt einer legitimen Regierung dienen zu können.

Die Amtszeitung der neuen Regierung proklamirte ihre Mitglieder: Trochu Präsident, zugleich mit militärischen Vollmachten für die Nationalvertheidigung; Favre Auswärtiges; Gambetta Inneres; Leflo Krieg; Tourichon Marine; Crémieux Justiz; Simon Unterricht und Cultus; Darian öffentliche Arbeiten; Magnin Finanzen.

Das „Journal officiel" veröffentlichte ferner ein Dekret, welches den gesetzgebenden Körper auflöst, den Senat, sowie die Stellung eines Vorsitzenden des Staatsraths abschafft. „Die Fabrikation und der Handel mit Waffen ist völlig freigegeben. Etienne Arago ist zum Maire von Paris, Floquet und Brisson sind zu seinen Adjunkten ernannt. Steenackers übernimmt die Direktion der Telegraphen. Eine vollständige Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen ist erlassen.

Die Commission für die Nationalvertheidigung besteht aus sämmtlichen Deputirten von Paris, Rochefort eingerechnet. Trochu ist Vorsitzender, Favre dessen Stellvertretender, Ferry Sekretär. Die Ordnung ist nirgends gestört worden."

Thiers hielt sich schlau zurück, er wußte wohl, daß die neue Regierung von kurzer Dauer seyn würde, und sparte sich für die

Orleans auf. Ledru Rollin wurde nicht gewählt, sey es daß man ihn in der Eile vergessen hatte, oder daß er seit seiner Ueberwerfung mit Rochefort an Popularität eingebüßt hatte.

Ueber die neuen Regenten gaben die Blätter folgende Notizen: Jules Favre wurde am 21. März 1809 zu Lyon geboren und studirte zu Paris während des Ausbruchs der Julirevolution die Rechte. Ursprünglich Advokat zu Lyon, siedelte er als solcher 1836 nach Paris über. Nach der Februarrevolution wurde er Generalsekretär im Ministerium des Innern. Zum Abgeordneten des Departements der Loire erwählt, gab er seine Entlassung als Beamter. Im Jahre 1849, im Departement der Rhone gewählt, wurde er einer der Führer der demokratischen Partei und nach der Flucht Ledru Rollins (13. Mai 1849) Redner der äußersten Linken. Der Staatsstreich vom 2. Dezember entfernte Favre für sechs Jahre aus dem politischen Leben. In die Kammer gewählt, verweigerte er den Eid. 1858 wurde er in Paris zum Abgeordneten gewählt, wo er anerkannter Führer der Opposition der „Fünf" wurde. Er war der Hauptvertheidiger Orsini's. 1863 nahm er, obgleich auch in Paris gewählt, für das Departement der Rhone die Wahl an. Im Jahr 1869 unterlag er in seiner Geburtsstadt gegen den sozialistischen Kandidaten Raspail. Er wurde in Paris gegen Rochefort mit 18,267 gegen 14,503 Stimmen gewählt.

Gambetta, welcher das Ministerium des Innern übernommen hat, ist zu Cahors am 30. Oktober 1838 geboren; seit 1859 war er Advokat in Paris. Er wurde populär bei Gelegenheit der Subscription für das Baudin-Monument. Im Jahre 1869 wurde er als Candidat der „Unversöhnlichen" in Paris und Marseille gewählt und nahm für letzteres an. Er ist ein Jude.

Leflô, jetzt Kriegsminister, geboren in Lesneven am 2. November 1804, Zögling der polytechnischen Schule, kämpfte in Afrika; Brigadegeneral seit dem 12. Juni 1848. In demselben Jahre in die Constituante gewählt, nahm er, nachdem er in Petersburg eine

diplomatische Sendung beendet, auf der Rechten Platz und unterstützte die Politik Napoleons. In die Legislative gewählt, gehörte er zu der der Republik feindlichen Mehrheit bis zu der Trennung der Rechten von der Politik des Präsidenten. Als Quästor war er einer der heftigsten Gegner der Projekte des Präsidenten, wurde am 2. Dezember verhaftet und ausgewiesen. Er lebte in Belgien und auf der Insel Jersey und kehrte 1859 nach Frankreich zurück.

Magnin, jetzt Finanzminister, ist zu Dijon am 1. Januar 1824 geboren; gleich seinem Vater Hüttendirektor und später Präsident des Handelsgerichts in Dijon, wurde er 1863 in den gesetzgebenden Körper gewählt und stimmte mit der Opposition.

Simon, Julius, Minister für Unterricht, ist in Lorient am 31. Dezember 1814 geboren. Er ist Jude, wurde Schüler Cousins und ersetzte denselben als Lehrer der Geschichte und Philosophie an der Sorbonne im Jahr 1839. Am 18. Dezember 1851 wurden seine Vorlesungen geschlossen; er verweigerte den Eid.

Crémieux (Justizminister) wurde 1796 gleichfalls von jüdischen Eltern zu Nimes geboren. Anfangs Advokat zu Aix, seit 1830 zu Paris. 1842 trat er in die Kammer ein und kämpfte gegen Guizot. Die Februarrevolution machte ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung als Justizminister. Am 7. Mai trat er aus, weil er gegen die Verfolgung Louis Blanc's wegen des Attentats vom 15. Mai war. Nach dem Staatsstreich wurde er gefangen und nach Mazas geführt. Im Jahre 1869 wurde er in Paris zum Abgeordneten gewählt.

Fourichon (jetzt Marineminister), geboren 1809, Linienschiffskapitän seit 1848, wurde in diesem Jahre zum Gouverneur von Cayenne ernannt. 1853 zum Gegenadmiral ernannt, erhielt er das Direktorium der Marine zu Algier, 1859 wurde er zu einem Commando im Mittelländischen Meer berufen und zum Viceadmiral ernannt. Seit 1864 ist er Präsident der Commission für Marinearbeiten. Gegenwärtig commandirt er das französische Ge-

schwader in der Nordsee. Eine politische Rolle hat er bisher nicht gespielt.

Darian (Minister für öffentliche Arbeiten) ist 1814 geboren. Hüttendirektor und Maire von Unieux, wurde er als Oppositionskandidat für den zweiten Wahlkreis der Loire in den gesetzgebenden Körper gewählt; bei seiner Wiederwahl im Jahre 1869 wurde ihm ein offizieller Candidat nicht gegenüber gestellt.

Arago, Etienne, zum Maire von Paris ernannt, zu Perpignan am 9. Februar 1802 geboren, ist letzter überlebender Bruder des berühmten Astronomen, Verfasser zahlreicher Schauspiele, und betheiligte sich an der Juli- und an der Februarrevolution. Die letztere machte ihn zum General-Postdirektor, in welcher Stellung er bis Ende der Cavaignac'schen Präsidentschaft verblieb. Am 13. Juni 1859 stellte er sich an die Spitze desjenigen Theils der Nationalgarde, welcher für die Aufständischen kämpfte. Zur Deportation verurtheilt, entfloh er nach Belgien. Nach dem Staatsstreich von 1851 von dort vertrieben, siedelte er nach Turin über, von wo er 1859 nach Frankreich zurückkehrte. Die Adjunkten des Maires, Brissot und Floquet, sind bekannte Namen der Pariser Journalistik. Steenackers, welcher die Direktion der Telegraphen übernommen hat, wurde 1830 von belgischen Eltern in Lissabon geboren. Er wurde 1869 in die Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der Linken nahm.

Die Männer der neuen Regierung waren theils noch republikanische Berühmtheiten aus der Februarrevolution 1848, wie Garnier Pagés, E. Arago, Crémieux 2c., theils jüngere Emporkömmlinge von der äußersten Linken wie Rochefort, Favre, Ferry 2c. Alle wollten die Republik von 1792 erneuern und führten unaufhörlich diese Jahreszahl im Munde. Auch ließen sie es an großen Worten und leidenschaftlichen Aufreizungen der Volksmassen nicht fehlen und sie hatten großen Anhang unter dem Pöbel der Hauptstadt. Aber die höhern Klassen, der besitzende Stand, die Bourgeoisie und das katholische Landvolk wollte nichts von ihnen wissen.

Favre hatte vor dem Kriege denselben verdammt und jetzt nahm er ihn selber auf und versprach ihn energischer zu führen als Napoleon. Um die Vertheidigung von Paris und ganz Frankreich zu bestreiten, wurde wieder eine Anleihe von zwei Milliarden decretirt. Man mußte erschrecken, wenn man nachrechnete, was Frankreich schon für sein zweites Kaiserreich bezahlt hatte, und in Aussicht nahm, was ihm nun wieder die dritte Republik kosten würde. Am 1. März 1848 erforderte die französische Staatsschuld eine jährliche Verzinsung von 248,2 Millionen Francs. Die Zinslast stieg bereits 1856 auf 284,6 Millionen, 1865 auf 403,9 Millionen und ist im Budget pro 1870 auf 539,9 Millionen veranschlagt. Die neue Anleihe von 805 Millionen vermehrt die Zinslast abermals um 24,1 Millionen, in Kapital veranschlagt beträgt daher jetzt der Schuldenbestand Frankreichs 16 Milliarden Francs. Der Krimkrieg kostete Frankreich 1722 Millionen. Der italienische Krieg 447, die Kriege in China und Cochinchina 196, in Mexiko 363, die Besetzung Roms 150 Millionen. In Frankreich selbst war die Republik nur wieder gleich der Abwirbelung einer gesprungenen Saite oder gleich dem Fieberparoxismus, in welchem eine schleichende Krankheit endet. Die beiden ersten französischen Republiken endeten in derselben Art einen unerträglich gewordenen Zustand, dauerten aber selbst nicht lange. Die Abwirbelung hörte auf, sobald die neue Saite aufgezogen war, dem Ende des unerträglich gewordenen Zustandes und der republikanischen Krise folgte wieder ein neuer erträglicherer Zustand in einer neuen Monarchie. Cavaignac hatte gesagt: die Franzosen taugen nicht zur Republik, sie würden im Nothfall Hanswurst I. zum Kaiser ausrufen, nur um wieder einen Herrn zu bekommen. In der Corruption von Paris hatte die Republik nur die Bedeutung eines kurzen Scenenwechsels, weil man dort immer etwas Neues haben will. Die wohlhabende Klasse fürchtete, von den Rothen geplündert zu werden. In den Provinzen hatte die katholische Landbevölkerung keine Lust zur Republik

und war, wie kurz vorher das Plebiscit bewiesen hatte, monarchisch gesinnt. Sie sah sich betrogen, weil der Kaiser den Papst nicht mehr schützte, gab aber weniger ihm als dem liberalen Ministerium Ollivier Schuld.

Die neue Regierung nannte sich bescheiden und zugleich bedeutungsvoll die Regierung der nationalen Vertheidigung, um sich mit der Ehre Frankreichs zu identificiren. Hätte sie gleich Frieden geschlossen und Elsaß und Lothringen abgetreten, so würden alle monarchischen Parteien sie für feig und ehrlos erklärt haben. Hätte sie sich erst durch eine constituirende Versammlung wollen legitimiren lassen, so würde sie durch eine monarchische Mehrheit gestürzt worden seyn. Sie wollte aber fortregieren. Obgleich sie wissen konnte, daß sie gegen den übermächtigen Feind das erschöpfte Frankreich nicht lange würde schützen können und daß sie nach Beendigung des Krieges ohne Zweifel durch eine neue monarchische Regierung gestürzt werden würde, so wollte sie doch die kurze Zeit ihres Bestehens zu ihrem Ruhm und vielleicht auch zu sonstigen Prozenten recht ausnutzen.

Ihre Mitglieder waren fast durchaus Advokaten. Der Reveille schrieb im November einen Artikel: Nur Advokaten! und rechnete zusammen wie viel derselben jetzt in Frankreich regierten: „Es befinden sich in der Regierung der National=Vertheidigung sechs Advokaten, nämlich: Picard, Crémieux, Arago, Jules Favre, J. Ferry und Gambetta; außerdem sind die vier Regierungs=Sekretäre Advokaten. Von den Ministern sind sechs dem Pariser Barreau angehörig; außerdem fungiren in den höheren Ministerial=Posten neun Advokaten. Der Polizeipräfekt und sein General=Sekretär sind Advokaten; unter den mit außerordentlichen militärischen und politischen Vollmachten in die Departements gesendeten Regierungs=Commissären befinden sich über vierundzwanzig Advokaten. Der neugebildete Staatsrath besteht ausschließlich aus Advokaten, die zum Theile sogar sehr imperialistisch gesinnten Familien

angehören. An der Spitze der städtischen Verwaltung von Paris stehen acht Advokaten, in den Commissionen für Sanitäts- und Verpflegungswesen sitzen zehn Advokaten, im Kriegsdepartement sechs Advokaten. Als Diplomaten sind thätig sechs, als Finanzleute fünf Advokaten u. s. w. Mit Recht hat darum ein Pariser Journal gesagt: „Wir haben eine Vertheidigungs-Regierung, weil sie aus lauter Advokaten besteht." Das Advokatenregiment war natürlich am meisten den Generalen zuwider und doch brauchte man zur nationalen Vertheidigung zunächst Generale. Die regierenden Advokaten aber, die nichts von der Kriegführung verstanden, bildeten sich ein, es sey genug, wenn man nur das Volk in Masse bewaffne und fanatisire, wie in der ersten Revolution.

Sie bedienten sich daher der Proklamationen, der Dekrete und der Presse, um das Volk in die nöthige Wuth gegen die Deutschen hineinzuhetzen. Die Niederlagen wurden nur als solche des Kaisers bezeichnet; wenn erst das Volk aufstehe, sey nichts mehr zu fürchten.

Die Kaiserin Eugenie entwich noch in derselben Nacht, in welcher die Republik proklamirt wurde, heimlich aus Paris und kam glücklich nach Belgien, nachdem sie schon vorher alle ihre Kostbarkeiten heimlich aus Frankreich hatte wegbringen lassen. Die Prinzeß Clotilde begab sich zu ihrem Gemahl, dem Prinzen Napoleon nach Florenz. Kaum aber waren die Napoleoniden fort, so waren auch die Orleaniden schon da. Die Prinzen von Joinville, Aumale und Chartres kamen nach Paris, machten dem neuen Minister Favre ihre Aufwartung und baten, Paris vertheidigen zu helfen. Der Minister meinte aber, ihre Gegenwart in Paris könne mißverstanden werden, und veranlaßte sie wieder abzureisen.

Das offizielle Journal brachte die Mittheilung: Die umfangreiche Correspondenz der kaiserlichen Familie mit zahlreichen Persönlichkeiten der Jetztzeit ist durch die Fürsorge des Polizeipräfekten an der Gränze angehalten worden. Diese Correspondenz gehört der Geschichte an. In Folge dessen hat der Minister des Innern eine

Commission eingesetzt, der das Mandat geworden ist, diese merkwürdigen Dokumente zu sammeln, zu klassifiziren und ihre Veröffentlichung vorzubereiten: die Herren de Keratry, Polizeipräfekt, Präsident; A. Luvertujon, Vicepräsident; Estancelin, ehemaliger Deputirter; Gagneur, ehemaliger Deputirter; André Cochut.

Die neue französische Republik wurde von der nordamerikanischen Union, von der Schweiz und von Spanien anerkannt. Dagegen erklärte die Norddeutsche Allg. Zeitung am 3. September: „Nach französischem Staatsrecht ist für Deutschland die Regierung im Hotel de Ville eine vollständige Null.“ Und die Kreuzzeitung: „Die zur Zeit nach den Gesetzen des Staats- und Völkerrechts allein berechtigte und von Deutschland anerkannte Regierung ist die des Kaisers Napoleon; Favre und Consorten existiren für Deutschland als Regierungsgewalt gar nicht.“ — Lord Lyons, der englische Gesandte, blieb in Paris, ohne daß England die neue Regierung offiziell anerkannt hätte. Deshalb beschleunigte Jules Favre die Einberufung einer französischen Nationalversammlung von 750 Mitgliedern, welche die Republik legitimiren sollte.

General Trochu, dem die Befestigung und Vertheidigung von Paris anvertraut war, scheint es ehrlich gemeint zu haben, suchte wenigstens Zucht und Ordnung in der Riesenhauptstadt zu erhalten und der scheußlichen Corruption der Bevölkerung einen Zügel anzulegen. Hier seine kurze Biographie. „Louis Jules Trochu wurde am 12. Mai 1815 zu Palais im Morbihan-Departement (Bretagne) geboren. Er besuchte vom 15. November 1835 an die Militärschule, dann die Applikationsschule des Generalstabes und wurde 1840 Lieutenant. Dem 6. leichten Infanterieregiment in Afrika beigegeben, lenkte der junge Offizier schon dort, natürlich nur in engeren Kreisen, die Aufmerksamkeit auf sich. Er machte den Feldzug von Tegdämpt mit, nahm an der Besetzung von Mascara und als Adjutant Lamoricières an dem Winterfeldzuge von 1841 Theil. Auch den Feldzügen gegen den großen Aufstand von 1845 bis 1846

wohnte er (als Adjutant des Marschalls Bugeaud) bei. 1851 war er bereits zum Oberstlieutenant aufgerückt. Wir finden ihn nach dieser Zeit als Kabinetschef des Kriegsministers in Paris wieder. Im Krimkriege wurde er oft genannt. Einige Zeit nach der Schlacht an der Alma, die er mitmachte, erfolgte seine Ernennung zum General und Kommandanten einer Brigade. An der Spitze dieses Truppenkorps wird er (am 8. September 1855) bei dem Angriffe auf die vorgeschobenen Werke von Sebastopol durch eine Granate schwer verwundet. Im italienischen Kriege von 1859 leistete er als Divisionsgeneral, namentlich bei Solferino, abermals wichtige Dienste." Zu einem größern Ruhm gelangte er erst, wie oben schon bemerkt wurde, durch die scharfe Kritik des französischen Heerwesens in einer Flugschrift, die ihm die Ungnade Napoleons zuzog, aber die Achtung der Armee erwarb.

Alles kam ihm darauf an, die anarchischen Elemente in Paris zu beschämen. In seiner Proclamation an die Pariser sagte er: „Ich fordere von den Einwohnern, daß sie durch die moralische Autorität die Hitzköpfe mäßigen, die keiner Partei angehören und das öffentliche Unglück nur ausnützen wollen, um abscheuliche Gelüste zu befriedigen." Man mißverstand ihn und er sah sich veranlaßt, in einem öffentlichen Schreiben die Pariser zu belehren. Darin sagte er: „Der Gedanke, die Ordnung aufrecht zu erhalten unter dem überwiegenden Einfluß des Patriotismus, der Ehre und der Erkenntniß der augenscheinlichen Gefahr des Landes, erfüllt mich mit Hoffnung. Aber die Aufgabe ist schwierig und ich kann sie nicht lösen ohne Hülfe aller derer, welche den Glauben und das Vertrauen haben, von denen ich hier offen rede. Das habe ich die moralische Hülfe genannt. Aber es kann ein Moment kommen, in welchem Paris in seinem ganzen Umfang bedroht und belagert wird und dann jener besondern Klasse von Hallunken preisgegeben ist, die in der erschreckten Stadt umherirren, wir sind verrathen! rufen, in die Häuser eindringen und plündern. Das habe ich den

rechtschaffenen Leuten an's Herz legen wollen." In dem durch und durch sittlich verpesteten Paris von der Moral einen Beistand hoffen, war freilich eine Selbsttäuschung, gereichte aber dem General zur Ehre.

Die Mittel zur Vertheidigung von Paris waren nicht so gewaltig, als man immer geprahlt hatte. Wenn auch Palikao dem Volke Waffen zu geben verweigert hatte, so glaubte man damals doch noch allgemein, die Regierung habe in Paris allein noch zwei Millionen Gewehre vorräthig. Die neue republikanische Regierung hatte keinen Grund mehr, dem Volke die Waffen zu verweigern, aber es waren derselben überhaupt nicht mehr als 30,000 vorhanden, wie Trochu der ungeduldigen Menge bekennen mußte. Man rief nun in aller Eile noch alle Truppentheile, die von den beiden großen französischen Armeen irgend noch übrig waren, nach Paris. Es war aber nur noch ein kleines Corps unter General Vinoy übrig, der zu Mac Mahon hatte stoßen wollen, aber zu spät gekommen war und jetzt nach Paris umkehrte. Außerdem wurden alle Mobilgarden vom Lande, soweit es möglich war, noch nach Paris beschieden. Desgleichen die Feuerwehrmänner von allen Orten her. Man zweifelte jedoch billig, ob diese ungeübten Mannschaften die große Hauptstadt ernstlich würden vertheidigen können.

Mehr Werth legte man auf die bereits vorhandenen Befestigungswerke von Paris und suchte sie noch in der Eile zu verstärken. In der Mitte des August berichtete die „Patrie" über die Befestigung von Paris: „Die Armirung der 17 Forts ist beinahe vollendet; es wird daran gearbeitet, sie mit dem Hauptplatze durch unterirdische Drahtleitung in Verbindung zu setzen. Der Admiral de la Roncière le Noury wird das Commando über diese Forts übernehmen. 8000 Schiffskanoniere von der Flotte sind unter seinen Befehl gestellt. Im Fort Mont-St.-Valérien sind seit einigen Tagen die drei Batterien der Mobilgarde von Versailles. Die Fortificationsarbeiten werden eifrig betrieben; 12,000 Arbeiter sind dazu ange-

stellt; sie arbeiten unter der Leitung des Generals Chabaud-Latour, der die Ingenieure Alphau und Belgrond unter sich hat. Vor den großen Eingängen, wo die Ummaurung unterbrochen ist, werden Erdwerke aufgeworfen. Vor den drei großen Thoren von Bercy, d'Italie und d'Orleans vollenden mehrere 100 Arbeiter die Trancheen, in Kurzem wird man das Mauerwerk für die Zugbrücken herstellen; die kleinen Eingänge zwischen der Straße nach Bercy und der nach Orleans werden geschlossen. Die Geschütze für die Wälle sind bereit; es sind lauter Zwölfer aus den Gießereien von Straßburg und Toulouse aus den Jahren 1846 und 47. Auf jede Bastion kommen 8 bis 10, außerdem werden die Thore und Ausgänge mit schweren Festungsgeschützen besetzt. Jedes Thor wird von Bastionen und Cavalieren vertheidigt, deren Feuer sich kreuzt. Die drei Forts von Montrouge, Bicêtre und Issy verstärken noch die Vertheidigungsmittel der Befestigung. Der Festungsrayon ist zu 250 Meter bestimmt, es ist Befehl gegeben, daß auf diesem Terrain alle Baulichkeiten weggeräumt werden können."

Die Presse von Paris verrieth die fieberhafte Stimmung der Bevölkerung. Diese bewegte sich zwischen den beiden Extremen der Feigheit und der Prahlerei und ließ verständige Ueberlegung und ruhige Besonnenheit fast ganz vermissen. „Schlimmer noch, schrieb man damals aus Paris, als die wirklichen Turcos, sind die Turcos der französischen Presse, des Soir, des Gaulois und wie sie alle heißen mögen, die Frankreichs edlere Gefühle seit Jahren verpesteten, mit alleiniger Ausnahme des Temps allenfalls, der sich eine einigermaßen würdige Haltung bewahrt hat. Vergebens sucht man in diesen Organen der öffentlichen Meinung nach einem Leitartikel, welcher die Lage mit Ernst und Verständniß betrachtete, oder zu betrachten auch nur versuchte, vergebens nach einer, auch nur annähernd wahrhaftigen Schilderung der Zustände, vergebens nach eingehenden Berichten vom Kriegsschauplatze. Nichts als abgerissene Notizen, voll Lüge und Entstellung und sogenanntem Esprit, dessen Frivolität

erbärmlich schlecht zu dem tiefen Ernste der Lage paßt. Wo möglich noch schlimmer machen es die kleinen illustrirten Kriegsblätter. Als ob es ihnen darum zu thun wäre, die Unwissenheit ihrer Landsleute bis zur äußersten Potenz zu steigern, verwirren sie ihren Kopf mit Schlachtenbildern der abenteuerlichsten Art. In ihnen allen werden die Franzosen natürlich als Sieger dargestellt und, um das Geld für neue Holzschnitte zu sparen, drucken sie die alten aus der Zeit des italienischen Krieges ab und lassen die Preußen in österreichischer Uniform von Neuem durchprügeln.... Die anderen, die höher gebildeten, denen nachgerade Zweifel an der Unüberwindlichkeit des Zuaventhums aufsteigen, träumen nur mehr von Rache. Edmond About ist allerdings nicht die Quintessenz französischen Geistes und Charakters, aber wie er, denken doch Millionen seiner Landsleute über das ‚teutonische Ungeziefer', welches ‚nur für Raub und Plünderung Sinn habe', und das man zertreten müsse für immer und ewig. Daß ein Schriftsteller Derartiges zu schreiben, ein Blatt es zu drucken wagt, zeugt für die bodenlose Verkommenheit des französischen Volkscharakters. Solche Rohheit des Gedankens, in solcher Sprache vorgetragen, würde in solcher Zeit keine andere Hauptstadt von dem gemeinsten ihrer Winkelblätter dulden. About aber wird gelesen, bewundert, beklatscht. Die Journale verlangen die Veröffentlichung der Adressen der Deutschen, welche eine Aufenthaltskarte erlangen, die, wie das Pays sagt, sich in ein Todesurtheil verwandeln soll. Die Journale machen es Jedermann zur Pflicht, zurückbleibende Deutsche öffentlich zu denunciren. Trotz der so kritischen Lage gibt man sich noch immer Träumereien über französische Invasionen in Deutschland hin. Einige Freischützen haben den badischen Boden betreten und, wie heute verlautet, folge ihnen General Douay mit etwa 100,000 Mann, welche er um Lyon gesammelt, auf dem Fuße. An diesen kolossalen, ächt französischen Unsinn knüpft sich eine zur Stunde noch geheime Ordre des Kriegsministers und ein von den Marschällen gefaßter Plan, welche ich von ganz zuversichtlicher Seite

erfahre. Die Ordre betrifft alle privaten Frachtschiffe: es wird ihnen geboten, die französischen Küsten nicht zu verlassen und sich bereit zu halten, zu einer gegebenen Zeit in den Hafen von Brest und Cherbourg einzulaufen. Der Plan bezieht sich auf die Ausschiffung eines französischen Korps an den norddeutschen Küsten. Die mit so viel Geräusch verkündete, beabsichtigte und noch immer besprochene baltische Expedition ist nicht aufgegeben, sondern wird im Gegentheil mit Eifer vorbereitet! Sobald der Feind eine gute Operationslinie aufgegeben haben wird, würden sich die im Westen zerstreuten Truppen in Brest und Cherbourg einschiffen, General Trochu Paris verlassen und deren Führung übernehmen, um die Bombardirung Straßburgs an Berlin zu rächen!! Das traurige Schicksal Straßburgs, welches durch die unverzeihlichen Sünden Napoleons so schwer heimgesucht wird, erregt hier allgemeines Mitleid und eine rasende Wuth. Wie sehr die Verwüstung der elsässischen Hauptstadt gerade durch schwäbische Truppen, die gewiß das alte Volkslied ‚Straßburg du wunderschöne Stadt‘ singen, auch betrüben mag, so kann man sich doch nicht des Lachens über das komische Gebahren der Pariser enthalten. In der That verlangen sie gleichsam von den Deutschen, letztere mögen mit Kinderflinten, hölzernen Säbeln und Papierkanonen Krieg führen. Und da sich die deutschen Generale nicht dazu herbeilassen, werden sie von der Presse als ‚von der Hölle ausgespuckte Ungeheuer, feige und elende Mörder‘ gebrandmarkt. Der Belagerer Straßburgs, General Werder, wird von der Presse als ‚vogelfrei‘ erklärt, und ein Blatt will sogar eine Subscription eröffnen, um denjenigen glänzend zu belohnen, der des ‚Räubers Werder‘ lebendig oder todt habhaft wird. Daneben bemerkt man noch eine Menge anderer Späße, die deutlich darlegen, daß der nach den Tagen von Wörth verschwundene »esprit blaqueur« der napoleonischen Franzosen wieder in voller Blüthe steht. So wird heute behauptet, König Wilhelm wäre wahnsinnig und demzufolge von Varennes nach Berlin befördert worden; so

kolportirt man einen Wechsel von einer Milliarde, trassirt von Bismarck auf Louis Napoleon, welchen französische Blätter an Wilhelm giriren mit der Bitte: der ‚König von Preußen möge für diese Milliarde 500,000 Kadaver als Dünger in Frankreich lassen, weil dem Lande Guano-Dünger mangle.‘“

In der „Patrie“ las man, die Preußen stünden mit den letzten oceanischen Wilden auf gleicher Culturstufe. Um sie zu vertilgen forderte der Gaulois die Regierung auf, dem Erfinder einer Maschine, die ihre Vernichtung bewirken könne, den Preis von einer halben Million zu versprechen.

Das „Neue Wiener Tagblatt“ schreibt: Der Halbnarr Felix Pyat hat vor einiger Zeit eine förmliche Subscription ausgeschrieben, um eine Ehrenflinte zu beschaffen für Denjenigen, der den König von Preußen erschießt. Wir haben dem wahnsinnigen Vorschlag, der dem Völkerrecht und der Moral gleichmäßig in's Gesicht schlägt, keine Bedeutung beigelegt; nun wird aber aus Paris gemeldet, daß nicht weniger als 4916 Personen Summen bis zu 5 Centimes (zwei Kreuzer) gezeichnet haben.

Die Deutschen sind singlustig, die deutschen Krieger singen viel. In diesem Kriege aber sangen sie nicht mehr die alten Lieder von Arndt, sondern überall hörte man nur „Die Wacht am Rhein“. Die Franzosen hatten den Krieg angefangen, um uns Provinzen zu rauben, uns muthwillig herausgefordert, ohne im mindesten von uns bedrängt oder bedroht worden zu seyn. Wir aber hielten Wacht am Rhein und duldeten nicht mehr, daß die räuberischen Horden Frankreichs noch einmal über den Rhein kämen. Wir warfen sie tief in ihr eigenes Land zurück. Also war unser Lied berechtigt und natürlich. Die Franzosen aber setzten ihm eine Chanson entgegen, in welcher sich die ganze Eitelkeit und Lügenhaftigkeit ihrer Race lächerlich machte. Es ist betitelt „Von Paris nach Berlin“, von Paul Cézano in Verse, von Plaquette in Musik gesetzt und lautet:

Digitized by Google

Debout, les enfants de la France!
Les Germains bravent les Gaulois,
Allons punir leur insolence,
Allons leur imposer des lois!
Dans ton linceul, vieux Charlemagne,
Tressaille en voyant tes enfants,
Les Français vont en Allemagne
Livrer des combats de géants!
  En avant et marchons sans trêve,
  Suivons un illustre chemin;
  De nos aïeux réalisons le rêve
  Allons de Paris à Berlin!

Jéna, Fleurus et Jemmappes,
O grands noms devenus français,
Pour nous, vous serez des étappes,
Vous verrez de nouveaux succés!
Tout en chantant la Marseillaise,
Avance peuple souverain,
Demain tu camperas à l'aise
Sur les deux rivages du Rhin!
  En avant et marchons sans trêve,
  Suivons un illustre chemin,
  De nos aïeux réalisons le rêve
  Allons de Paris à Berlin!

Le Rhin que dans votre arrogance,
Vous nommiez le Rhin allemand,
Va colorer sa robe immense
A la pou:pre de votre sang!
Il va refléter dans son onde,
Le visage noir du Turco,
Il va voir ces vainqueurs du monde
Qu'on disait morts à Waterloo!
  En avant etc.

Unter den Verbannten, die nach Paris zurückkehrten, befand sich auch Victor Hugo, der berühmteste unter den französischen

Dichtern der Neuzeit, welcher sich sogleich anmaßte, im Namen Frankreichs einen Aufruf an die deutsche Nation zu erlassen. Derselbe Dichter hatte schon vor vielen Jahren einmal „Die letzten Tage eines Verurtheilten“ geschrieben und trotz aller Eitelkeit und Prahlerei, mit der er diesmal zu den Deutschen sprach, konnte man doch dieselbe Todesangst jetzt verwirklicht sehen, die er damals nur fingirte. Hier nur einige Stellen seiner im „Rappel“ abgedruckten Rede: „Deutsche! der jetzt mit euch spricht, ist ein Freund. Paris gehört ebenso euch als uns. Berlin, Wien, Dresden, München, Stuttgart sind eure Hauptstädte, Paris ist euer Centrum. In Paris fühlt man den Herzschlag von Europa. Paris ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen. Paris ist nichts anderes, als eine ungeheure Gastfreundschaft!“ Mit so etwas prahlt der Franzose, in dem Augenblick, in welchem alle Deutschen aus Paris und Frankreich völkerrechtwidrig vertrieben werden. Der schwülstige Redner fährt fort: „Zwei Nationen haben Europa gemacht, Frankreich und Deutschland. Deutschland ist für das Abendland, was Indien für das Morgenland, eine Art von Urgroßmutter. Wir verehren sie. Aber was soll das heißen? Deutschland hat Europa errichtet durch seine Ausbreitung und Frankreich durch seine Ausstrahlung (!?) und — Deutschland will heute Frankreich vernichten? Deutschland würde Europa vernichten, wenn es Frankreich verstümmelte. Weshalb diese Invasion? Weshalb dieser wilde Ansturm wider ein Brudervolk? Was haben wir euch gethan? Rührt dieser Krieg von uns her? Das Kaiserthum hat ihn gewollt, das Kaiserthum hat ihn gemacht. Es ist todt. Wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam. Wir sind die französische Republik. Unsere Loosung ist: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!‘; wir schreiben auf unser Banner: ‚Vereinigte Staaten von Europa!‘ Wir sind dasselbe Volk, wie ihr. Wir haben einen Vercingetorix gehabt, wie ihr einen Arminius gehabt habt. Derselbe brüderliche Strahl, ein Zug hehrer Einigkeit, zieht durch das deutsche Herz

und durch die französische Seele. — Ihr wollt Paris mit Gewalt nehmen! Aber wir haben es euch immer mit Liebe angeboten. Zwingt nicht ein Volk, das euch jederzeit mit offenen Armen entgegenkam, seine Thore vor euch zu verschließen! Gebt euch keinen Illusionen über Paris hin! Paris liebt euch; aber Paris wird euch bekämpfen. Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen formidabeln Majestät seines Ruhms und seiner Trauer. Paris, von solch brutaler Vergewaltigung bedroht, kann schrecklich werden. Deutsche, Paris ist fürchterlich. Werdet nachdenklich vor Paris! Alle Umbildungen sind ihm möglich. Seine Schwäche gibt euch den Maßstab für seine Energie; man schien zu schlafen, man erwacht, man zieht die Idee aus der Scheide wie den Degen, und diese Stadt, die gestern noch Sybaris war, kann morgen Saragossa seyn. Auf diese Stadt, die unschuldig ist an diesem Kriege, auf diesen Vorort, der euch nichts gethan hat, als daß er euch seine Aufklärung gegeben, auf dieses isolirte, stolzverzweifelte Paris wollt ihr heranstürzen, ihr, eine ungeheure Mord- und Schlachtwelle! Und das wäre euere Rolle, ihr tapfern Mannen, ihr großen Soldaten, du ruhmreiche Armee des edeln Deutschland! O, denkt nur nach! Das 19. Jahrhundert sollte dieses schauderhafte Wunder sehen: eine Nation, erst gesittet, nun wild, die Stadt der Nationen zerstörend; Deutschland Paris auslöschend, Germania die Axt erhebend über Gallien! Ihr, die Nachkommen der teutonischen Ritter, solltet so unehrenhaft Krieg führen, solltet diese Menschen- und Ideengruppe ausrotten, deren die Welt bedarf, solltet die organische Stadt vernichten, Attila und Alarich wieder erwecken, die Verbrennung der Bibliothek der Menschheit nach Omar's Beispiel erneuern, das Stadthaus rasiren, wie die Hunnen das Capitol rasirt haben, Notre-Dame bombardiren, wie die Türken einst das Parthenon; ihr solltet der Welt das Schauspiel geben, daß die Deutschen wieder Vandalen geworden, solltet die Barbarei seyn, die die Civilisation enthauptet. Nein, nein, nein! Wißt ihr, was ein solcher Sieg für

euch bedeuten würde? Er würde euere Schmach bedeuten. Ach! Fürwahr! Niemand kann daran denken, euch zu schrecken, Deutsche, großherzige Armee, muthiges Volk! aber man kann euch belehren. Und dann ein letztes Wort. Paris, zu Boden geschlagen, dann aber unterstützt von dem ganzen wieder aufgerichteten Frankreich, kann siegen und würde siegen und ihr würdet diesen Weg, der schon die Welt in Unmuth versetzt, zu eurem Untergang betreten haben. Löscht für alle Fälle die Worte ‚Zerstörung, Vernichtung, Tod‘ aus! Nein, man zerstört Paris nicht. Ja, gelänge es auch, was schwer ist, es materiell zu zertrümmern, so würde man es moralisch nur erhöhen. Indem ihr Paris einäschert, würdet ihr es heiligen. Die Zerstreuung der Steine wird die Zerstreuung der Ideen zur Folge haben. Gebt Paris den vier Winden preis, ihr werdet nur erreichen, daß jedes Körnlein dieser Asche Zukunftssaame wird. Dieses Grab wird schreien: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!"

Die ohnmächtige Prahlerei und zugleich kriechende Schmeichelei und Bettelei, die ganze besoffene Phraseologie dieser Rede macht der französischen Nation, sofern sie von ihrem anerkannt ersten Dichter herrührt, wenig Ehre. Aber was ist das auch für ein Dichter und warum haben ihn die Franzosen vergöttert? Aus keinem andern Grunde, als weil er in seinen Dichtungen den tiefsten Abgrund nationaler Corruption aufgeschlossen hat und eine Personifikation des Nationalcharakters in seiner schlimmsten Entartung geworden ist. Ein feiler, eigennütziger und eitler Höfling unter Ludwig Philipp, von dem er sich zum Pair von Frankreich ernennen ließ, während er zugleich wegen Ehebruchs einen ärgerlichen Prozeß vor den Gerichten hatte, spielte er später den Republikaner, den Stoiker. Es wäre nicht der Mühe werth, von seinen schmutzigen Dichtungen zu reden, wenn dieselben nicht von ganz Frankreich bewundert und verschlungen worden wären. In ihnen hat sich eben jenes innerste Böse des galloromanischen Charakters abgespiegelt,

wie früher in Voltaire. Hugo ist der große Maler des Lasters, aber er führt den Pinsel nicht mit sittlicher Entrüstung, sondern mit innigstem Wohlbehagen am Laster.

In seiner berühmten Lucretia Borgia schildert er den Heroismus eines Weibes, welches als Tochter eines Papstes zugleich dessen Buhlerin ist, zugleich mit ihren Brüdern buhlt, vor keiner Schandthat zurückschaudert und Gift mischt, vom Dichter aber als ein innerlich dennoch edles Wesen aufgefaßt wird, sofern sie als Mutter in ihren eigenen Sohn verliebt seine Unschuld als Arznei und Sühne für alle ihre Frevel einnehmen will. — Ein zweites Ideal Hugos ist Marion de Lorme, die sich dem Wächter preisgibt, um ihren Geliebten aus dem Kerker zu befreien und dann mit diesem Geliebten lange verhandelt, ob sie auch recht daran gethan habe? Neben dem ekelhaften Heroismus dieser Weiber malt uns Hugo seine männlichen Helden ganz so aus, wie sie uns aus den Regimentern der Turcos entgegengrinsen. Sein Han von Island ist das grausamste Scheusal, sein Bug Jargal ein affenartiger, lächerlicher und zugleich tigerartiger, im Blut und unter den Leichen der weißen Race schwelgender Neger; sein Tribulet ein buckliger Hofzwerg, gleich häßlich an Leib und Seele, voll Bosheit und wahnsinnigen Hasses.

Die diabolischeste unter allen seinen Dichtungen ist aber der Roman Notre Dame. Bekanntlich repräsentirt diese Kirche im Mittelpunkt von Paris als ein altehrwürdiger gothischer Bau noch immer die gute alte Zeit der Frömmigkeit. So lange diese Kirche steht, ist Paris noch nicht ganz zum neuen Babylon geworden. Sie hält die Stadt noch mit dem Himmel zusammen, mag auch unter ihr die Hölle noch so heiß erglühen. Diese schöne und ehrwürdige Kirche nun hat Viktor Hugo sich ausersehen, um ihr innerlich und äußerlich allen erdenklichen Spott und Hohn anzuthun. Sein boshafter Haß klammert sich an die heiligen Mauern wie eine Andacht an und kann nicht von ihnen loskommen. Von innen

und außen kriecht er an ihnen wie eine Spinne herum, einzig, um sie überall zu beflecken. In's Innere der Kirche versetzt er statt des Allerheiligsten den Sündenwinkel eines buhlseuchigen Pfaffen. Vor und in der Kirche versammelt er alle Ungeheuerlichkeiten der menschlichen Gesellschaft, Pöbel, Zigeuner, Mißgeburten und läßt sie auf allen gothischen Spitzbogen, Fenstern und Fialen hinaufklettern. Sein ganzer Roman ist eine unaufhörliche Belagerung, Eroberung und Verunreinigung des gottgeweihten Raumes. Er hätte ja seine zu Teufeln und Affen verzerrten Menschen ihre verrückten Tänze und Balgereien anderwärts können aufführen lassen, aber nein — er wollte ausdrücklich die Kirche entweihen.

Viktor Hugo ergänzte seine verrückte Ansprache an die Deutschen durch eine zweite an die Franzosen, worin er gegen die Deutschen, wenn sie seinem Aufruf nicht Folge leisten wollten, die verrücktesten Drohungen ausstieß. Hier nur ein paar Proben. „Wenn es," schrie er, „sich ereignete, was unmöglich ist, daß Frankreich unterläge, so würde das Maaß des Versinkens, welches es erleiden würde, das Fallen des Höhenmessers des Menschengeschlechts anzeigen. — Die Preußen sind 800,000. Ihr seid 40 Millionen. Richtet euch auf und blaset sie weg! Ihr Städte bildet Wälder von Picken, verdichtet eure Bajonette und du Dorf nimm deine Mistgabel. Die Schweizer Bauern hatten nur Aexte, die polnischen nur Sensen, die bretagnischen nur Stecken und alles verschwand vor ihnen. Rollt Felsen herab, häuft Pflastersteine, kämpft mit allem, was euch in die Hände fällt. Nehmt die Steine unseres geheiligten Bodens und steinigt die Eindringlinge mit den Gebeinen unserer Mutter Frankreich. O Bürger, in den Kieseln des Weges, die ihr ihnen in's Gesicht werft, ist das Vaterland. Mögen die Straßen der Städte den Feind verschlingen, das Fenster öffne sich wüthend, die Wohnung schleudre ihre Möbel, das Dach werfe seine Ziegel, mögen die alten Mütter entrüstet ihre weißen Haare zeigen.

Mögen die Gräber schreien, hinter jeder Mauer spüre man das Volk und Gott. Eine Flamme lodre überall aus der Erde, jeder Busch sey der flammende Busch. Möge der Löwe von 92 sich aufrichten und sträuben, möge man den ungeheuern schwarzen Schwarm der zweiköpfigen Geier entfliehen sehen bei dem Schütteln dieser Mähne!“ Es kommt bei Beurtheilung solcher Prahlhanserejen nicht blos auf deren Lächerlichkeit an; sie sind geradezu verrucht, wenn sie die erhabene Miene religiöser Begeisterung annehmen. Aus einer solchen Kothseele, wie sie dem Verfasser von Lucretia Borgia und Notre Dame innewohnt, kann nie ein heiliges Gefühl entströmen. Hugos Rede gleicht nur dem giftigen Pfauchen einer in ihrer Wollust gestörten Schlange. Zehn verlorne Schlachten machen Frankreich nicht so viele Schande, als die Vergötterung Viktor Hugos.

Ein anderer, wenn auch nicht ganz so berühmter, doch seit langen Jahren in Paris beliebter und das große Wort führender Autor, dessen Talent ebenso jedes sittlichen Fonds entbehrte, Emil Girardin meinte, Deutschland müsse jetzt sogleich das große Beispiel Frankreichs nachahmen und sich in eine Republik umwandeln. Die deutsche und die französische Republik würden dann gleich Eins werden. Dann sprang er in demselben Blatte, der Liberté, wieder zu wahnsinnigen Drohungen gegen die Deutschen über und machte den Vorschlag, den Schwarzwald durch Mobilgarden, zwei Erdölflaschen per Mann in der Hand, anzünden zu lassen; dann den andern noch menschenfreundlicheren, auf die Preußen die wilden Thiere der zoologischen Gärten loszulassen; als ob die Soldaten, die mit den Turcos fertig geworden sind, nicht auch über die weit weniger zu fürchtenden sonstigen Produkte der afrikanischen Wüsten Herr würden. Der Minister Picard ließ in seinem Journal „der freie Wähler“ die Preußen außerhalb des Völkerrechts erklären. Am 16. September schrieb man aus Paris, man verheere die schöne Umgegend der Stadt, auch wo es zur Vertheidigung nicht

nöthig sey. Man zerstöre Wälder und Meierhöfe, die niemals in den Kreis der Vertheidigung fallen können. Furchtbare Vorschläge wurden gemacht. Der „Figaro“ forderte, daß man weder die Genfer Convention noch die kriegsrechtlichen Gebräuche beobachte. Er schlug vor, im Straßenkampfe die Feinde mit Petroleum zu bespritzen, und dann Granaten zu werfen, welche die Feinde in Brand setzen. In Ermanglung von Petroleum solle man die Spritzen mit Vitriol füllen.

Die Kapitulation von Sedan gab dem Figaro Veranlassung zu einer infamen Erklärung, die allen Gesetzen des Völkerrechts und der Ehre Hohn spricht. Er rieth nämlich, da in jener Kapitulation die gefangenen Offiziere frei gelassen worden seyen, wenn sie ihr Ehrenwort gäben, nicht mehr als Offiziere zu dienen, so sollten sie getrost in die französische Armee zurückkehren und als gemeine Soldaten oder als Freiwillige dienen. Der Rath wurde auch zum Theil befolgt. Aus einem der „Kölner Zeitung“ zugegangenen Schreiben hebt das Blatt die Mittheilung aus, daß ein Theil der französischen Offiziere, die auf ihr Ehrenwort freigelassen worden, mit diesem Ehrenworte ein frivoles Spiel treibe und Deutschland um die Frucht seiner Siege durch eine perfide Auslegung zu bringen suche. Ein Theil dieser Offiziere exercire, in Civilkleidern freilich, National- und Mobilgarden, in französischen Städten ein, ein anderer aber stehe jetzt auf dem Punkte, nach Algerien zu gehen, um dort eine große Anzahl Offiziere abzulösen und in ihrem Amte zu ersetzen, damit diese nach Frankreich eilen und gegen die Deutschen kämpfen können!

Es war ein Echauffement der Angst, theatralisch in die Scene gesetzt, um einander Muth zu machen, den niemand wirklich besaß, außer dem raubgierigen Pöbel, dem es nur um Anarchie zu thun war und vielleicht noch einem Rest ehrlich gebliebener Soldaten. Die Prahlerei und der Schwindel ließen

sich als solche nirgends verkennen. Paris barg zu viele Reichthümer, zu viele Genüsse, zu viele Laster, als daß man von der Bevölkerung im Großen die republikanische Tugend eines alten Römers hätte verlangen können. Sie barg zu viele reiche und wohlhabende, behagliche und friedliche Existenzen, von denen es sich von selbst verstand, daß sie lieber capituliren, als sich dem Sturm aussetzen würden. Da man voraussah, Paris werde wahrscheinlich von den deutschen Heeren eingeschlossen werden, schickte die Regierung einen Theil ihrer Mitglieder (Crémieux, Fourichon und Glais-Bizoin) als Delegation nach der Stadt Tours im Süden, um die Stelle der Regierung in Paris vertreten zu können, wenn Paris eingeschlossen wäre, sowie auch aus der Nähe auf die Provinzen zu wirken. Favre, Gambetta, Rochefort blieben in Paris. Favre hoffte, in dem rasch improvisirten, republikanischen Drama die Hauptrolle zu spielen, was nur in Paris möglich war. Gelang es ihm, sich mit dem König von Preußen zu verständigen, so war die Hauptaufgabe gelöst und er konnte die Bettelei um Vermittlung bei den neutralen Mächten getrost dem kleinen feigen Thiers überlassen, der dies Geschäft gern besorgte, nur um aus dem gefährlichen Paris auf eine anständige Art wegkommen zu können.

Jules Favre, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten erließ am 6. September ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs, worin er immer noch die Miene annahm, als sey Frankreich unbesiegbar, und keinen Zoll breit französischen Bodens abtreten zu wollen schwur. Er übernahm also die ganze Verantwortung für die Fortsetzung des Kriegs, obgleich er es dem Kaiserthum zum schwersten Vorwurf machte, eben diesen Krieg angefangen zu haben.

Hier die Hauptstellen seines Umlaufschreibens: „Wir haben, selbst mit Verlust unserer Popularität, energisch die Politik des Friedens vertheidigt. Wir beharren in derselben mit immer größerer

Ueberzeugung. Unser Herz bricht beim Anblick dieser Metzeleien der Menschen, in welchen die Blüthe zweier Völker, die man mit etwas Vernunft und viel Freiheit vor diesen schrecklichen Katastrophen hätte bewahren können, vernichtet wird. Wir besitzen keinen Ausdruck, der unsere Bewunderung malen kann, die wir für unsere heroische, durch die Unfähigkeit des Oberbefehls geopferte Armee, in ihrer Niederlage größer als in ihren brillantesten Siegen, haben. Denn, trotz der Kenntnisse, die sie von den sie kompromittirenden Fehlern hatte, hat sie sich erhaben einem gewissen Tode ergeben, die Ehre Frankreichs von dem Unflath seiner Regierung erkaufend. Wir haben laut den Krieg verworfen, und unseren Respekt für die Rechte der Völker aussprechend, haben wir verlangt, daß man Deutschland Herr seiner Schicksale lasse. Wir wollten, daß die Freiheit zugleich unser gemeinschaftliches Band und unser gemeinschaftliches Schild sey. Will der König von Preußen einen scheußlichen Krieg fortsetzen, der ihm wenigstens eben so fatal als uns seyn wird? Will er der Welt des 19. Jahrhunderts das grausame Schauspiel zweier sich zerreißenden Nationen geben, die die Menschlichkeit, die Wissenschaft, die Vernunft vergessend, Ruinen und Leichname aufhäufen? Es stehe ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortlichkeit vor der Welt und der Geschichte! Wenn es eine Herausforderung ist, wir nehmen sie an. Wir überlassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen. Ein ehrloser Friede wäre ein Vernichtungskrieg in kurzer Frist. Wir werden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln. Dabei ist unser Interesse das von ganz Europa."

Favre drohte also theils damit, daß sich sofort Deutschland zur Republik erklären und mit Frankreich verbinden, oder daß das bisher neutrale Ausland zu Gunsten Frankreichs interveniren würde. Eins widersprach dem andern und eins war so unwahrscheinlich wie das andere. Favre gab dem Kaiser allein Schuld und das war eine Lüge, denn Frankreich hatte seit 22 Jahren die Regierung

Napoleons geduldet und durch wiederholte Plebiscite sanctionirt. Auch die letzte Kriegserklärung gegen Deutschland hat das ganze Ministerium, der Senat, der gesetzgebende Körper und mit wenigen Ausnahmen auch die ganze französische Presse gutgeheißen und ihr jubelnd zugestimmt. Der Chauvinismus stand in voller Blüthe. Rache für Waterloo, Rache für Sadowa schrie die Presse im Chor. Hätte Frankreich im Kriege gesiegt, so würde Napoleon von den Franzosen vergöttert worden seyn. Man hätte uns das ganze linke Rheinufer weggenommen, die depossedirten Fürsten von Hannover und Hessen und den alten Rheinbund hergestellt. Wer in ganz Frankreich hätte diesen Länderraub und diese Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nicht gebilligt, ganz natürlich gefunden und beglückwünscht! Einzig weil Napoleon im Kriege unterlegen ist, wurde er jetzt von den Franzosen verleugnet, wurde ihm allein alle Schuld aufgebürdet und wollte sich das übrige Frankreich gern reinwaschen und nahm die Miene der lieben Unschuld an.

Auch Trochu erließ eine Proklamation, worin er Paris für uneinnehmbar und unüberwindlich erklärte. Unklug und gewissenlos, denn sowohl Favre als Trochu konnten wissen, daß die Uebermacht auf deutscher Seite war und daß die Fortsetzung des Krieges Frankreich nur in eine noch schlimmere Lage bringen müsse. Aber sie setzten den Krieg mit demselben echt französischen Leichtsinn und Hochmuth fort, mit dem ihn der Kaiser begonnen hatte. Graf Bismarck gab in einem Rundschreiben an die norddeutschen Gesandten den neutralen Mächten die Politik kund, die der König von Preußen einzuhalten gedachte. Hier die Hauptgedanken: Die der Einstimmigkeit nahe Mehrheit der Volksvertreter, des Senates und der Organe der öffentlichen Meinung in der Presse haben den Eroberungskrieg gegen uns so laut und nachdrücklich gefordert, daß der Muth zum Widerspruch den isolirten Freunden des Friedens fehlte, und daß der Kaiser Napoleon Seiner Majestät keine Un=

wahrheit gesagt haben dürfte, wenn er noch heut behauptet, daß der Stand der öffentlichen Meinung ihn zum Kriege gezwungen habe. Angesichts dieser Thatsache dürfen wir unsere Garantien nicht in französischen Stimmungen suchen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt, ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. — Jetzt, nachdem man uns zu dem Kriege, dem wir widerstrebten, gezwungen hat, müssen wir dahin streben, für unsere Vertheidigung gegen den nächsten Angriff der Franzosen bessere Bürgschaften als die ihres Wohlwollens zu gewinnen. — An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Akte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im Voraus zu verdammen. Sie macht sich dadurch selbst den Frieden unmöglich, auf den sie durch eine ruhige und dem Ernst der Situation Rechnung tragende Sprache das Volk vorbereiten müßte, wenn wir annehmen sollten, daß sie ehrliche Friedensverhandlungen mit uns beabsichtige. — In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz einen defensiven Charakter;

wir sind in mehr als 20 Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren, als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Es ist eine Grausamkeit der Neutralen gegen die französische Nation, wenn sie zulassen, daß die Pariser Regierung im Volke unerfüllbare Hoffnungen auf Intervention nähre und dadurch den Kampf verlängere.

Favre wünschte eine persönliche Besprechung mit Bismarck und dieser empfing ihn am 19. September im Hauptquartier zu Haute-Maison und am folgenden Tage noch einmal zu Ferrières. Favres Bericht darüber ist zu weitschweifig und eitel, als daß ihn ein streng historisches Werk aufnehmen darf, obgleich der Constitutionel von ihm sagte: „Welches Schicksal Frankreich auch in den bisherigen Schlachten gehabt haben möge: es sey durch Favres Worte gerächt; die Annalen Frankreichs zählten seit der Unterredung Favres mit Bismarck eine unsterbliche Seite mehr." — Das Ergebniß der Unterredung war, daß sich Favre auf den Waffenstillstand, den ihm Graf Bismarck vorschlug, nicht einlassen wollte. Bismarck erklärte sich darüber: „Als Motiv zum Abschlusse eines Waffenstillstandes wurde in dieser Unterredung beiderseits das Bedürfniß anerkannt, der französischen Nation Gelegenheit zur Wahl einer Vertretung zu geben, welche allein im Stande seyn würde, die Legitimation der gegenwärtigen Regierung so weit zu ergänzen, daß ein völkerrechtlicher Abschluß des Friedens mit ihr möglich würde. Ich machte darauf aufmerksam, daß ein Waffenstillstand für eine im siegreichen Fortschreiten begriffene Armee jederzeit militärische Nachtheile mit sich bringe, in diesem Falle aber für die Vertheidigung Frankreichs und für die Reorganisation seiner Armee einen sehr wichtigen Zeitgewinn darstelle, und daß wir daher einen Waffenstillstand nicht ohne militärisches Aequivalent gewähren könnten. Als ein solches bezeichnete ich die Uebergabe der Festungen, welche unsere Verbindung mit Deutschland

erschwerten, weil wir bei der Verlängerung unserer Verpflegungsperiode durch einen dazwischentretenden Waffenstillstand eine Erleichterung dieser Verpflegung als Vorbedingung desselben verlangen müßten. Es handelte sich dabei um Straßburg, Toul und einige kleinere Plätze."

Als die Nebenregierung in Tours den Bericht Favres empfing, schlug sie gleich an die große Glocke und läutete Sturm durch ganz Frankreich. Ihr Manifest vom 24. September lautete: „An Frankreich! Vor der Cernirung von Paris hat Herr Jules Favre den Grafen Bismarck besuchen wollen, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Folgendes ist die Erklärung des Feindes: Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabsetzen. Preußen will den Elsaß und Lothringen bis Metz kraft Eroberungsrechts. Für die Gewährung eines Waffenstillstandes wagt Preußen die Uebergabe von Straßburg, von Toul und vom Mont Valérien zu fordern. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf auf's Aeußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder. — In Anbetracht der obigen Proklamation, welche die Schwere der Verhältnisse nachweist, verordnet die Regierung: 1) Alle Wahlen zu den Gemeinderäthen und zur constituirenden Versammlung sind eingestellt und aufgeschoben. 2) Jede Gemeinderathswahl, die etwa vorgenommen werden sollte, ist null und nichtig. 3) Die Präfekten werden durch Fortbestand der jetzigen Gemeinderäthe oder durch Ernennung einstweiliger Gemeinderäthe Sorge tragen. Die Abgeordneten, Mitglieder der Regierung: Crémieux, Glais-Bizoin, Admiral Fourichon.

Auch hier wieder war gelogen. Der Verlust des Elsaßes und Lothringens würde Frankreich immer noch nicht zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken. Auch wollte Preußen den Krieg nicht fortsetzen, nur Frankreich setzte ihn fort, indem es billige Bedingungen

nicht annahm. Mit Recht machte man darauf aufmerksam, die Regierung in Tours verfahre mit dem Frieden, wie einst Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern. Dieser hätte die Bücher wohlfeil haben können, zögerte aber so lange, bis er sie nur noch um den theuersten Preis erhalten konnte.

Die Orleaniden befolgten eine falsche Politik, sofern sie statt ruhig zu warten, der gewiß sehr hinfälligen Republik des Pöbels schmeichelten, mit dem Napoleoniden im Chauvinismus und in der deutschfeindlichen Tendenz wetteiferten, anstatt ihre Partei unter den friedlich gesinnten Franzosen zu suchen. Schon unter ihrem Vater Ludwig Philipp hatte dessen Minister Thiers im Jahr 1840 Deutschland bedrohen dürfen, ohne dazu herausgefordert worden zu seyn. Nach Ludwig Philipps Sturz hatte derselbe Thiers, der im Interesse der Orleaniden gern das zweite Kaiserreich wieder hätte stürzen helfen, demselben nichts bitterer vorgeworfen, als daß es nicht energisch genug gegen Preußen auftrete, Preußen nicht den Krieg erkläre. Namentlich im Jahr 1866 wollte Thiers den 2. Dezember gegen Preußen hetzen und in Krieg verwickeln, weil, wenn Preußen Deutschland mehr und mehr einig mache, dies die größte Gefahr für Frankreich seyn würde. Man glaubte, Thiers ereifre sich für die Ehre und Suprematie Frankreichs nur zum Schein, er wolle keineswegs dem Kaiserthum zu einer neuen Machtvergrößerung verhelfen, sondern er wünsche vielmehr, daß es im Kriege unterliegen möge, damit nach dem Sturze desselben die Orleans wieder zum Throne gelangen könnten. In diesem Falle hätten aber die Orleaniden sich gegenüber dem kriegerischen Kaiserthum auf eine Versöhnungs- und Friedenspolitik stützen müssen, was sie nicht gethan haben. Man muß also glauben, sie waren noch mehr als Napoleon III. selbst in den Chauvinismus verrannt und hielten es für den unabänderlichen Gedanken der französischen Politik, Deutschland anzufeinden, Deutschland nicht einig werden zu lassen. Das war allerdings die Politik auch schon der ältern französischen

Könige, vor allem Ludwigs XIV. gewesen, lange bevor es einen Napoleon gab.

Auch der Graf von Chambord, der letzte Sprößling der ältern Linie Bourbon, als Prätendent Heinrich V. genannt, machte im Jahr 1866 in einem offenen Briefe an seine Anhänger dem zweiten Kaiserthum den schweren Vorwurf, daß es Oesterreich nicht gegen Preußen geholfen habe, und beklagte die Schwäche, in welche Frankreich durch die napoleonische Politik versetzt worden sey. Frankreich dürfe niemals dulden, daß vor seinen Thoren ein mächtiges Italien und ein mächtiges Deutschland entstehe.

Die Orleaniden oder die jüngere Linie der Familie Bourbon gaben nun auch ihrerseits mehrmals kund, daß sie dieselben Gesinnungen hegen. Nur der Graf von Paris, der älteste Enkel Ludwig Philipps und insofern Prätendent, hat sich stets passiv verhalten. Sein jüngerer Bruder, der Herzog von Chartres, hat dagegen im Jahr 1859 an der Seite des französischen Heeres im piemontesischen Heere Oesterreich bekämpfen helfen und sowohl er, als seine Oheime, die Herzoge von Joinville und Aumale drängten sich zweimal herbei, um 1870 in die gegen Preußen kämpfende Armee aufgenommen zu werden. Es wurde ihnen abgeschlagen. Joinville aber glaubte, im Haß gegen die Deutschen nicht hinter den wüthendsten Chauvinisten zurückbleiben zu sollen, denn er spendete öffentlich den französischen Bauern Lob, die aus Verstecken auf deutsche Soldaten schießen würden.

Der schlaue Thiers, der denselben Chauvinismus jahrelang im gesetzgebenden Körper zur Schau getragen hatte, aber nur um den 2. Dezember in einen Krieg zu hetzen, der ihm Unglück bringen und zur Restauration der Orleans führen sollte, ergriff, sobald Paris vom Feind und von der Revolution zugleich bedroht war, wie er es in den Schreckenstagen von 1830 und 1848 gleichfalls gethan hatte, das Hasenpanier, um seine werthe Person zu retten, that es aber unter dem ehrenvollen Vorwande, als Gesandter der

neuen republikanischen Regierung die neutralen Mächte um eine Frankreich günstige Vermittlung anzugehen. Es verstand sich bei seiner bekannten Gesinnung von selbst, daß es ihm um Anerkennung der Republik von Seiten der neutralen Mächte nicht zu thun seyn konnte, sondern daß er nur für die Orleans arbeiten würde, als für die einzigen, welche das monarchische Princip unter constitutionellen Bedingungen in Frankreich aufrecht zu erhalten vermöchten. Er ging zuerst nach London, um von da nach Petersburg und Wien zu gehen. Weil er aber in London keine Zustimmung zu seinen Plänen erlangte, kehrte er nach Tours zurück, wo sich unterdeß die republikanische Regierung Frankreichs niedergelassen hatte, besprach sich hier mit deren Mitgliedern und reiste nach Wien, wo er am 23. September ankam und sowohl mit Beust als mit Andrassy Besprechungen hatte. Letzteren nannte er un homme bien généreux, woraus man schließen wollte, der Ungar habe ihm etwas mehr Sympathie zu erkennen gegeben, als Beust, dem tausend Rücksichten den Mund verschlossen. Thiers eilte sofort nach St. Petersburg, wo er am 27. im Hotel Demuth abstieg.

Unterdeß bereitete man sich in Frankreich auf die Wahlen zur constituirenden Versammlung vor und die Charente unterstützte die Candidatur des Herzog v. Aumale. Dieser Prinz hatte sich nicht so compromittirt, wie sein Bruder der Herzog v. Joinville. Er hatte als Jüngling in Algerien commandirt und als er nach der Julirevolution die französische Armee verlassen mußte, bezeigte ihm dieselbe beim Abschied noch ihre Achtung und Liebe. Derselbe Prinz hat nachher einmal den übermüthigen Prinzen Plon-Plon herausgefordert, jener aber aus gewohnter Feigheit sich nicht gestellt. Indem jetzt Aumale sich in die Constituante wählen lassen wollte, war sein Programm: Ein ehrlicher Friede, Freiheit, Ordnung und Rechtschaffenheit. Das hieß so viel als: Schließen wir Friede und lassen uns die unvermeidlichen Abtretungen gefallen, denn unser ist die Schuld, wir waren die Angreifer. Die künftige Regierung

Digitized by Google

Frankreichs wahre die Freiheit in der constitutionellen Form, aber auch die Ordnung, welche mit der rothen Republik nicht verträglich ist. Endlich möge die künftige Regierung alles thun, um Rechtschaffenheit, Ehrenhaftigkeit, Treue und Glauben im französischen Volke wieder aufzurichten, nachdem diese Tugenden leider unter der Herrschaft der Lüderlichkeit, Entsittlichung und Verwilderung untergegangen sind. Aumales Programm enthielt in vier Worten alles, was Frankreich zu beherzigen hatte.

Neuntes Buch.

Das Vorrücken gegen Paris.

Die zwei großen Hauptarmeen Frankreichs waren geschlagen, die eine in Metz eingesperrt, die andere in Sedan gefangen und nach Deutschland abgeführt. Das übermüthige Frankreich war nun ohne eine Armee, nur noch auf kleine Reste regulärer Truppen, auf ungeübte Mobilgarden und Freischaaren angewiesen, die unmöglich mehr den überlegenen Heeren Deutschlands Stand halten konnten. Aber Frankreich war groß, hatte noch Festungen besetzt und war noch in seinem Centrum Paris unberührt. Es brauchte also noch Zeit, dieses auch im Unglück noch trotzige Frankreich vollends zu unterwerfen.

Außer dem kleinen Corps des General Vinoy, der nicht mehr nach Sedan hatte kommen können, standen gar keine französischen Linientruppen mehr im Felde. Vinoy zog sich nach Paris zurück. Eben dahin flüchteten alle, die von Sedan hatten entkommen können. Unter diesen befand sich auch General Ducrot, welcher in Sedan mitgefangen worden war, aber sein Ehrenwort, in diesem Kriege gegen Deutschland nicht mehr zu dienen, gebrochen hatte und unterwegs auf dem Gefangenentransport zu Pont à Mousson heimlich entwischt war. Damit wurde den französischen Offizieren ein böses

Beispiel gegeben, denn was ein General wagte, durften auch Subalterne wagen.

Ueberhaupt offenbarte sich unter den französischen Offizieren eine sittliche Erschlaffung, ein unritterlicher Geist der Insubordination. Als ein Curiosum theilt die „Nordd. Allg. Ztg." nachstehende Protestation mit, die nachträglich von einer Anzahl zu Stettin in Gefangenschaft befindlicher französischer Offiziere gegen die Capitulation von Sedan veröffentlicht wurde. Dies Document soll durch Vermittlung eines amerikanischen Arztes der „Pall Mall Gazette" zur Veröffentlichung zugegangen seyn und lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Stettin, 4. September 1870. Auf Grund der in den fremdländischen Zeitungen veröffentlichten Nachrichten und Aeußerungen über unser Verhalten, betheuern wir Unterzeichnete, Kriegsgefangene in Folge der Capitulation von Sedan, mit der vollsten Energie ihrem Vaterlande ergebener Herzen, daß wir über jene Capitulation durchaus in Unkenntniß gelassen wurden, und daß man uns nie über diese Angelegenheit befragt hat. Im andern Falle würden wir uns derselben mit allen Kräften widersetzt haben. Unsere Gefangenschaft ist eine Protestation gegen einen unerhörten Act, der in der Weltgeschichte ohne Beispiel und dessen Verantwortlichkeit auf seinen Urhebern lasten wird." Folgen die Unterschriften, an der Spitze die Namen der Generale Lartigue und Ducasse. — Das genannte Blatt bemerkt dazu: „Ob ein solcher Protest in der That von gefangenen Offizieren erhoben worden ist, will uns noch zweifelhaft erscheinen; vielleicht ist das englische Blatt mystificirt worden. Sollte aber das Schriftstück in der That wider Vermuthen authentisch seyn, dann bildet dasselbe gewiß einen seltsamen Beitrag zur Beurtheilung des Esprit de Corps im französischen Heere; einen Beitrag, der es begreiflich erscheinen läßt, daß nach jeder Widerwärtigkeit Insubordination und Unordnung unter den Franzosen in grellster Weise hervortreten. Wie kann man es den Soldaten verargen, wenn sie bei Sedan,

neuestens bei Straßburg u. s. w., ihre Offiziere Verräther nannten, sobald Generale und Stabsoffiziere keinen Anstand nehmen, die Anordnungen ihrer Chefs in der oben geschilderten Weise zu kritisiren."

Die Sieger von Sedan marschirten, nachdem sie die Fortschaffung der vielen Gefangenen nach Deutschland besorgt hatten, nunmehr unmittelbar gegen Paris. Der König von Preußen nahm sein Hauptquartier in Rheims und weilte in dieser schönen Hauptstadt der Champagne acht Tage lang. Seine Zimmer befanden sich im erzbischöflichen Palast unmittelbar neben dem berühmten Krönungssaale der französischen Könige. Die schöne alte Kathedrale wurde sehr fleißig von den deutschen Truppen besucht und bewundert. — Rheims wurde wie auch Chalons zu einem großen Depot für die deutschen Truppen eingerichtet. Nordöstlich von Rheims lag die kleine Festung Laon, welche eingenommen werden mußte. Die Uebergabe der Stadt erfolgte am 9. September an die 6. Cavalleriedivision. Nach abgeschlossener Capitulation besetzte die vierte Compagnie des vierten Jägerbataillons die Citadelle. Als der letzte Mann der Mobilgarde die Citadelle verlassen hatte, sprengte der Feind vertragsbrüchig das Pulvermagazin. Furchtbare Zerstörung in Citadelle und Stadt. 95 Jäger, über 300 Mobilgarden todt und verwundet.

So nach dem offiziellen preußischen Bericht. Dazu gibt ein Augenzeuge im „Nouvelliste de Verviers" folgende Details: Am 8. September war die Citadelle mit 24stündiger Frist zur Uebergabe aufgefordert worden. Der Commandant wollte Widerstand leisten, erhielt aber in der Nacht zum 9. auf seine Anfrage in Paris den Bescheid, die Citadelle zu übergeben, da dieselbe nicht im Vertheidigungsstand sey. Demgemäß wurden am Freitag Morgen um 8 Uhr 2 Offiziere der Mobilgarde nach dem preußischen Lager entsandt als Ueberbringer der Uebergabe der Stadt und des Platzes von Laon. Gegen Mittag zog ein preußisches

Infanteriecorps von circa 1000 Mann nebst Cavallerie als Escorte einer Gruppe höherer Offiziere unter klingendem Spiele in die Stadt. Ein Theil begab sich sofort nach der Citadelle, die bis dahin von Mobilgarden besetzt war. Diese legten ihre Waffen nieder und wurden auf Parole zu Gefangenen erklärt. Im Moment, als die Mobilgarden abzuziehen begannen, erfolgte eine schreckliche Explosion. Der Pulverthurm sprang in die Luft. Man sagt, daß eine beträchtliche Anzahl Militär- und Civilpersonen, die sich in der Nähe der Citadelle und in den benachbarten Straßen befanden, mehr oder minder schwer verwundet wurden. Dächer wurden weggerissen, die Fenster in einem großen Theil der Häuser in Laon und selbst in Vaux zertrümmert. Gegen 3 Uhr traf ein erstes preußisches Armeecorps von mindestens 20,000 Mann Cavallerie: Husaren, Dragoner, Ulanen u. s. w. unter den Mauern von Laon ein. Ein Theil besetzte die Stadt; der Rest kampirte in den Vorstädten auf der Rheimser Straße, sowie längs der Eisenbahn.

Das Public berichtete: Gestern (9. September) früh um 9 Uhr erschien eine Deputation der Einwohner von Laon, der ein Corps von 5—6000 Preußen folgte, beim General Theremin, dem Commandanten der durch Mobilgarden vertheidigten Citadelle; die Einwohner flehten den General an, den Feind von diesem einzigen, zum Widerstand geeigneten Punkte Besitz ergreifen zu lassen. Der General willigte ein und ließ die Citadelle sofort von den Mobilen räumen; als jedoch der Feind in die Festung einzuziehen begann, ließ der brave Theremin, dessen Namen auf die Nachwelt vererben wird, die Citadelle in die Luft fliegen, indem er eine auf seine Anordnung vorbereitete Mine anzündete.

Mit einziger Ausnahme des Journal des Debats stimmten alle Pariser Journale; auch die ministeriellen, in die Bewunderung Theremins ein, ohne daß es auch nur einem eingefallen wäre, einen solchen Wortbruch im Widerspruch mit dem Kriegsrecht und dem Gesetz der Ehre zu finden. Der Electeur libre, ein ministerielles Organ,

nannte die That „eine der erhabensten, welche unsterblich machen und von der fernsten Nachwelt bewundert werden wird.“ Die France nannte sie „ein großes Exempel des Heroismus. Ein Land, wo solche Thaten geschehen, wird sich nie der fremden Invasion beugen. Das Alterthum bietet nichts Größeres.“ Auch L'Etoile belge, Organ der Orleans, rühmte die That und meinte, „sie werde die Moral des französischen Volkes stählen.“

Der Vorfall wurde so genau als möglich untersucht, der Präfekt von Laon und ein Adjutant Theremins verhaftet und schließlich wurde von preußischer Seite erklärt, den Commandanten treffe keine Schuld, das Verbrechen scheine durch einen Fanatiker, einen gewissen Creviot oder den Artilleriewächter Lorio (den man hatte sagen hören, die Preußen sollten einen famosen Tanz machen, und der nachher verschwunden war), auf eigene Faust begangen worden zu seyn. Ein solcher Fanatismus läßt sich erklären, aber daß ihn fast alle Journale von Paris billigten, priesen und als Beispiel empfahlen, bewies auf's neue, wie ferne der Geist der Pariser der Civilisation steht, deren sie sich vorzugsweise zu rühmen pflegen.

Der blinde, thierische Racenhaß dieser angeblichen Träger der Civilisation verschonte auch die Priester nicht. Die Schlesische Zeitung berichtete aus Paris: „Die Verfolgung aus Deutschland stammender Priester hat auch außerhalb von Paris so an Ausdehnung gewonnen, daß es den zur Flucht gezwungenen oft nur mit Lebensgefahr gelingt, über die belgische Grenze zu entkommen. In einigen Stadtvierteln von Paris nahmen, als die Austreibung der Deutschen begann, die Sicherheitsbehörden im Hinblick auf das dem Gemeinwohl dienende Wirken der deutschen Ordensbrüder Rücksicht auf die letzteren, aber bald war dies nicht mehr möglich. Der Haß der Bevölkerung loderte zu mächtig auf. Neun Pfarrer mußten aus ihren Pfarreien flüchten, einer derselben, von den Wüthenden ergriffen, ist leider zunächst mißhandelt und dann buchstäblich — verbrannt worden. Ein gleiches Schicksal drohte deutschen Priestern

zu Grenelle, wo auf die Flüchtenden geschossen wurde. Im heftigsten Regenwetter, auf grundlosen Wegen eilten die Verfolgten, nachdem sie in Lille angekommen waren, in kleinen Abtheilungen der Grenze zu, die sie — mit keinem Paß versehen — nur heimlich überschreiten konnten. Von fern her hörten sie schon das Bellen der die Grenzwache begleitenden Hunde; da erblickten sie die Kapelle bei Tourcoin, hinter der die Grenzlinie sich hinzieht; noch eine letzte Anstrengung und sie waren gerettet. In Tournay (Belgien) angelangt, fanden sie Alles voll geflüchteter Familien, Geistlicher und Mönche aller möglichen Orden. Allgemeine Klage erregte unter den Flüchtigen das Loos der ‚deutschen Schwestern‘, deren Noviciat in St. Cloud niedergerissen worden ist, um einem Festungswerke Platz zu machen. Die ‚deutschen Schwestern‘ selbst sind zum Theil nach Bayern, nach Köln und etwa zwanzig nach England geflüchtet. Bei der Erregtheit der unteren Bevölkerungsschichten wird übrigens befürchtet, daß in Paris die Verfolgung der deutschen Priester bald zu einem Sturm gegen die Kleriker als solche ausarten werde. Die zügellose Menge läßt sich kaum bändigen!“

Aus Paris wurde über Brüssel gemeldet: Wegen beklagenswerther Mißbräuche, die unter dem Vorwand Spione zu suchen, vorkommen, ordnete der Polizeipräfekt an, daß Niemand ohne richterliche Ermächtigung in Bürgerhäuser eindringen und Verhaftungen vornehmen darf.

In den Provinzen wurde der Racenhaß durch die Pariser Blätter angefacht, wodurch sich viele Bürger und Bauern verleiten ließen, fortwährend auf deutsche Soldaten, wie auch auf Sanitätszüge, Verwundete und Parlamentäre aus Verstecken zu schießen. Bei Nancy wurde ein Sanitätszug beschossen, so daß einige verwundete deutsche Offiziere nochmals von mehreren Kugeln getroffen und dann noch nackt ausgeplündert wurden. Eine Freischaar von 1500 Mann überfiel 35 Bayern und massakrirte sie. Daher sahen sich die deutschen Truppen genöthigt, strengere Maßregeln zu er-

greifen. Bei Gorze wurden 18 Bauern erschossen. Durch öffentliche Anschläge wurde allen Franzosen, die nicht regelmäßige Soldaten seyen, bei Todesstrafe jeder gewaltthätige Widerstand untersagt.

Der Unfug hörte nicht auf, nahm aber auch keine größern Dimensionen an. Die Mehrheit der französischen Bevölkerung war friedliebend und in Angst. Immer nur einzelne Strolche und Raubgesindel, von der Regierungspresse selber aufgereizt, und in einigen wenigen Gegenden auch von den Pfaffen fanatisirte Bauern machten Ueberfälle. So wurde ein preußisches Detachement bei Lüneville in der Mitte des September von 500 bewaffneten Bauern überfallen, jedoch trieben sie das wilde Volk zurück. — Bei Spichern wurden die Gräber der dort gefallenen deutschen Helden von ruchlosen Händen auf die schändlichste Weise durch Zerstören der Grabhügel, Zerbrechen der provisorischen Kreuze und Abreißen der angebrachten Inschriften entweiht und auf abscheuliche Weise verunreinigt. — Bei Metz wurde ein großes Weib gefangen, welches mehrere verwundete Soldaten ermordet hatte, ja sogar einen derselben auf so entsetzliche Art verstümmelt, daß die Feder sich sträubt, es niederzuschreiben, und der Anstand verbietet, es näher zu bezeichnen. Am 24. September wurde eine Bande bewaffneter Bauern zwischen Nancy und Lüneville aus einem Verhau im Walde bei Baconrat durch vier Bataillone Preußen und Sachsen hinausgeworfen. In Flavigny wurde ein Feldgensdarm ermordet. In Vezelise wurden deren fünf überfallen und gefangen. Die Häuser, worin es geschah, wurden von den Deutschen in Asche gelegt, die Maires beider Orte und mehrere andere Geißeln fortgeführt, bis Flavigny 50,000 Fr. für die Hinterbliebenen der ermordeten Gensdarmen bezahlt haben würde. In Dugny wurden drei preußische Feldposten abgefangen. Sogleich aber wurden deutsche Truppen aufgeboten und diesen gelang es, mehrere Banden in einen Wald zusammenzutreiben, wo sie, von allen Seiten durch Artillerie und Infanterie beschossen, sich

in der Zahl von 1500 ergaben, nachdem sie 300 Todte und 800 Verwundete zurückgelassen hatten.

Einem preußischen Lieutenant von Schenck wurden, wie man in den Verlustlisten las, von seinem Quartiergeber beide Hände verwundet. Dagegen ergab sich das Gerücht, Oberstlieutenant von Pestel, der Saarbrücken so tapfer vertheidigt hatte, sey ermordet worden, als unwahr. Ebenso die falsche Nachricht, einem preußischen Dragoneroffizier seyen im Quartier die Augen ausgestochen worden.

Am 11. Oktober entgleiste ein Eisenbahnzug mit Kranken bei Epernay, weil die Schienen von Bauern aufgerissen waren. „Patrouillen, die ausgeschickt wurden, ergriffen auch bald ein Dutzend Leute. Zwei, die sich widersetzten, wurden sofort erschossen; andere sagten aus, daß sie vom Grafen Chevigny, dem Schwiegervater des Herzogs von Montebello, für 2000 Francs gedungen seyen, die Schienen aufzureißen. Es begab sich sofort eine Abtheilung Soldaten nach Schloß Boursolt, dem Wohnort des Grafen. Der Graf, der beim Frühstück saß, führte eine Komödie der Ruhe auf, die jedoch in Allen die moralische Ueberzeugung erweckte, daß die Aussage der Leute vollkommen der Wahrheit entspreche. Die Abführung des Grafen und seines Haushofmeisters erfolgte denn auch sofort." Beim Umsturz der Wagen kamen zwei Bayern und zwei Preußen um's Leben und sechs andere Kranke wurden schwer verwundet. Da solche Angriffe auf Bahnzüge schon öfter vorgekommen waren, brauchten seitdem die deutschen Etappencommandanten die Vorsicht, die Maires und vornehmsten Personen der angrenzenden Ortschaften bei jedem Bahnzug in den ersten Wagen zu setzen, damit, wenn die Schienen wieder aufgerissen würden, sie die ersten Opfer des Frevels seyen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober wurde eine preußische Compagnie in Stenay unfern von Sedan durch Verrath der Einwohner überfallen und zwar durch französische Besatzungstruppen aus Montmedy. Nur 30 Mann entkamen.

Die Franzosen erlaubten sich feig aus dem Hinterhalt auf Wachtposten, Verwundete und Kranke, auf Bahnzüge zu schießen, vereinzelte Soldaten in den Häusern grausam umzubringen, während sie im offenen Kampf gewöhnlich vor den Deutschen davon liefen. Aber sie fühlten das Ehrlose einer solchen Handlungsweise nicht, sie wurden vielmehr durch die französische Regierungspresse selbst wegen solcher Frevel belohnt und dazu angereizt. Sie hatten nicht einmal so viel Besonnenheit, einzusehen, daß sie mit der ohnmächtigen Wuth gegen den überlegenen Feind doch nichts ausrichteten und sich nur strengern Maßregeln aussetzten, die derselbe treffen mußte. Die Nation schien aller Vernunft beraubt. Ihre Kampfart war die eines bösen aber schwachen Weibes gegenüber einem ruhigen und starken Manne. Die preußische Staatszeitung schrieb damals: „Das französische Volk, welches an der Spitze der Civilisation marschiren soll und dessen eminentester Dichter Paris als Hauptstadt Europas und Heiligthum der Culturwelt vor den Angriffen der deutschen Armeen gewahrt wissen will, hat in der letzten Zeit nur zu zahlreiche Beweise des tiefsten sittlichen Verfalls gegeben. Die Unthaten und Laster der afrikanischen Regimenter, die in dem dortigen Culturzustande ihre Erklärung finden, sind längst durch Verruchtheiten überboten, welche auf französischem Boden erwuchsen. Daß die friedlichen deutschen Einwohner durch die französische Regierung aus Frankreich vertrieben, großentheils ihres Eigenthums beraubt und den brutalsten Mißhandlungen des aufgehetzten Pöbels preisgegeben werden konnten, Angesichts der civilisirten Welt, daß, während Preußen und seine Verbündeten zu Lande wie zu See das Privateigenthum achten, Frankreich dies nicht thut — das hat, wenigstens zu Anfang des Krieges, selbst in Frankreich noch vereinzelte Mißbilligung gefunden. Seitdem aber haben nicht nur solche Barbareien sich gesteigert, sondern in der Kriegführung sind Erscheinungen zu Tage getreten, welche jeder Cultur und jeder Menschlichkeit Hohn sprechen. Preußen hat die Erklärung abgeben müssen, daß das

fortgesetzte völkerrechtswidrige Schießen auf Parlamentäre es nöthige, von Absendung solcher fernerhin gänzlich abzusehen. Inzwischen haben die Fälle, daß französische Soldaten, verwundete oder sich verwundet stellende, meuchlings auf unsere Offiziere und Soldaten schießen, welche sie schonten, sich in erschreckender Weise gemehrt. Bewaffnete Banden, die von der französischen Regierung als francs-tireurs autorisirt worden, führen nicht nur gegen das Eigenthum und gegen Unbewehrte Krieg, sondern überfallen die Züge von Verwundeten, welche unter dem rothen Kreuze dem Schutze und der Hülfe der Menschlichkeit anempfohlen seyn sollen. Sie mißhandeln und plündern solche Züge. In der Schandthat von Laon, welche ehrlosen Treubruch mit scheußlicher Mordthat vereinigt, gipfelt diese Art der Kriegführung. Vergebens sucht man in der fanatisirten und vom Lügengeist durchdrungenen französischen Presse nach einer mißbilligenden Stimme. Die verruchte That in Laon wird vielmehr in französischen und belgischen Zeitungen als Heldenthat gefeiert den Urhebern ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte zugesagt. Für die edle Mannszucht des deutschen Soldaten, seine Achtung der Person und des Eigenthums muß oft in der verblendeten, dünkelhaften Bevölkerung sehr wenig Verständniß vorhanden seyn, sonst könnten es französische Blätter nicht wagen, diese Haltung als Anzeichen der Entmuthigung und der Besorgniß vor Katastrophen auszugeben, welche den deutschen Soldaten inmitten der großen Nation erfüllen sollen! Solche Verblendung, solche Verwirrung in den sittlichen Begriffen bei den anarchischen Zuständen, welche die partiellen Proklamirungen der Republik in Frankreich ohnehin hervorbringen, müssen der deutschen Kriegführung, die auf der Höhe deutscher Civilisation steht, von Tag zu Tag mehr Schwierigkeiten bereiten. Wir hoffen trotzdem, daß sie ihre Aufgabe in würdigster Weise zu lösen im Stande seyn wird. Aber die Frage liegt doch nahe: wie wird eine Kriegführung, die nicht blos Person und Eigenthum schont, nicht blos im Feinde stets auch den Menschen achtet, sondern, wie

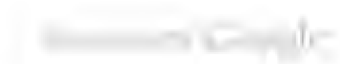
in der Kapitulation von Sedan ein leuchtendes Beispiel vorliegt, in edelster, ritterlichster Weise im Gegner die Tapferkeit ehrt; wie wird eine solche Kriegführung uns bis zum Ende möglich werden, wenn nicht die im Terrorismus verstummten bessern Geister in Frankreich selbst, wenn nicht die mahnenden Stimmen aller civilisirten Nationen gegen die sittliche Verwilderung in jenem Lande sich laut erheben?"

Ein österreichischer Stabsoffizier urtheilte in der „Wiener Presse" über die deutsche Kriegführung: „Schon im Jahr 1866 konnte man aus den Operationen der deutschen Armee die Ueberzeugung gewinnen, daß der preußische Generalstab mit den traditionellen Axiomen der Strategie und Taktik gebrochen und einer neuen Methode der Kriegskunst sich zugewendet hat, um den Gegner niederzuwerfen; die kolossalen Heeresmassen, welche nunmehr immer das Operationsfeld betreten, das Eisenbahn- und Telegraphennetz, welches sich auf demselben mehr oder weniger dicht ausbreitet und endlich die Wesenheit der durch die Präcisionskanone, Mitrailleuse und das Hinterladungsgewehr geänderten taktischen Grundsätze, durch welche weit rascher als ehemals die Entscheidung eines Gefechts herbeigeführt wird — sind die gewichtigen Motive zu jener Metamorphose in der Leitung und Verwendung größerer Truppenkörper gewesen, welcher wir auch dießmal die französische Armee, trotz der hartnäckigsten Tapferkeit, welche sie in den meisten Kämpfen ihren Besiegern entgegensetzte, unterliegen sehen. Sonach ist es nicht nur die glänzende Bravour und die patriotische Begeisterung der deutschen Truppen allein, welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuschreiben sind, sondern dieselben sind ebenso die natürliche Folge der viel rationellern und überlegenern Truppenführung bei den deutschen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moralischen Factoren, sondern ein Triumph des wissenschaftlichen Fortschritts in der Kriegskunst.

Wenn zur Zeit Napoleons I. und nachher bis zur Einführung des Hinterladers und der gezogenen Kanone noch die unwidersteh-

liche Kraft der zum Kampfe mit der blanken Waffe vordringenden Infanterie- und Cavalleriemassen darauf hingewiesen hat, die Colonnen in möglichst concentrirter Form vorwärts zu bewegen, um durch die Wucht eines vereinten und wiederholten Stoßes derselben die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, so ist dieses Verfahren in den Kriegen der Gegenwart geradezu ein Mittel, um schneller und sicherer geschlagen zu werden als früher, weil sowohl die Präcisionskanone, die Mitrailleuse und der Hinterlader die lebendigen Zielobjekte um so besser zu zerstören in der Lage sind, in je größeren Dimensionen diese gegen die Schußlinien derselben bewegt werden, Frontalangriffe also an und für sich nur selten gelingen dürften. Es war demnach auch die Aufgabe der Kriegswissenschaft, sowohl in der Strategie als Taktik solche Grundregeln zu schaffen, welche die Concentrirung großer Truppenmassen auf möglichst kleinen Räumen perhorrescirten, und ohne ihre — auf ein gemeinschaftliches Zusammenwirken auf dem Schlachtfelde berechnete — ununterbrochene Fühlung zu beeinträchtigen, den verschiedenen Waffengattungen Gelegenheit bieten sollten, im Gegensatz zu der Stoßtaktik den Gegner durch eine vehemente, concentrische Feuerwirkung zu bewältigen.

Das Zusammendrängen großer Truppencorps auf wenigen Parallelstraßen, zu dem Zweck mit denselben ein bestimmtes Operationsobjekt mit ungetheilter Kraft zu erreichen, hat den taktischen Nachtheil einer zu großen Colonnentiefe, welche bei so riesigen Armeen, wie sie heutzutage die Kriegsschauplätze betreten, kaum binnen Tagesfrist die Entwicklung aus der Marsch- in die Gefechtsform gestattet; daher kann es sich zuweilen ereignen, daß die Tête solcher langen Colonnen früher geschlagen wird, bevor das Gros derselben am Kampfplatz einzutreffen im Stande ist. So sahen wir denn auch im Jahr 1866 die Armee des Kronprinzen von Preußen divisionsweise durch das Eulengebirge in Böhmen einbrechen und das sechste österreichische auf einer einzigen Straße marschirende Armeecorps in der rechten Flanke fassen; das erste über Trautenau



vorrückende preußische Armeecorps hatte ebenso wie die über Eipel kommende Gardedivision und das fünfte preußische Armeecorps den Sammelplatz Schürz-Gradlitz-Königinhof, die Anmarschlinie dieser sämmtlichen kleinern Colonnen war daher concentrisch, und die zwischen diese Marschlinie geschobenen österreichischen Armeecorps wurden am 27., 28. und 29. Juni auch immer in Front und Flanke gefaßt.

In diesem Feldzuge gegen Frankreich wiederholt sich dasselbe Schauspiel; von Landau-Germersheim einerseits und von Lauterburg-Maxau andrerseits rücken jene fünf, die dritte deutsche Armee bildenden Armeecorps gegen Weissenburg und von dort über Lembach, Lobsann, Sulz, Holschloch und Surburg gegen das Wasgaugebirge vor, um sich bei Froschweiler zur Erdrückung des Mac Mahon'schen Corps concentrisch zu vereinigen.

Durch diese Thatsachen ist es evident nachgewiesen, daß die Taktik der deutschen Armeen principiell die Ueberflügelung des Gegners zum Ziele hat, und nur ausnahmsweise, durch gebieterische Umstände dringendster Art, werden die Führer derselben veranlaßt von dieser Maxime abzuweichen und durch energische, wenn auch nicht den Kampf entscheidende, gegen die feindliche Front geführte Offensivstöße das Gefecht so lange hinzuhalten, bis der taktische Aufmarsch der zur Aktion berufenen Truppen vollendet und die damit verbundenen Flankenangriffe mit obligatem Kreuzfeuer und Bedrohung der Rückzugslinie die Niederlage des Gegners herbeiführen. Es ward dieses Manöver, welches umsichtige und im Terrain gut orientirte Truppenführer und eine im Feuer ruhige Truppe erfordert, ebenso bei Weissenburg, Wörth, Saarbrücken-Forbach, am 18. August bei Metz, und am 2. September auch bei Sedan, aber im großen Styl, erfolgreich angewendet.

In der Schlacht bei Metz trat diese taktische Routine in besonders markanter Weise hervor; alle Tapferkeit des 9. preußischen Armeecorps bei Verneville und St. Ail, sowie der Todesmuth der Garden bei St. Marie-aux-Chênes und St. Privat, würden er-

folglos gewesen seyn, wenn das 12. Armeecorps (Sachsen) nicht über Doncourt den rechten Flügel der französischen Stellung gegen 7 Uhr Abends aufgerollt hätte. Dieses taktische Ueberflügeln der feindlichen Gefechtsfronten wird um so leichter ausführbar, wenn die Operationsbasis der zur Offensive übergehenden Armee auch eine gegen die feindliche Aufmarsch- oder Anmarschlinie gerichtete umfassende Anlage hat, und zwar so wie es jene der preußisch-schlesischen Armee im Jahr 1866 und der 3. deutschen Armee im gegenwärtigen Feldzuge gewesen ist; dann ist die concentrische Offensive im Fall des Mißlingens auch ohne jede Gefährdung der Rückzugslinie durchführbar. Nicht so aber war dieß der Fall in der Schlacht bei Metz am 18. August, wo der größere Theil der zweiten deutschen Armee vor der Front der französischen Position einen äußerst kühnen Flankenmarsch vollführte, um an diese in der Front und Flanke allmälig heranzukommen. Ein ähnliches Manöver (obschon mit weniger Gefahren für den Rückzug), von Friedrich dem Großen bei Kolin versucht, hatte der sonst doch so bedächtige Feldmarschall Daun, welcher der preußischen Armee dabei in die Flanke fiel, durch einen eclatanten Sieg geahndet. Wenn nun die deutsche Heeresleitung in dieser Hinsicht bei der Ausführung der kühnen Bewegung am 18. August völlig beruhigt schien, muß dieß nur darin seine Erklärung finden, daß man beinahe mit Gewißheit annehmen konnte: die französische Armee bei Metz werde aus der Defensive nicht mehr heraustreten, und Marschall Bazaine, der es versäumte am rechten Moselufer an der Nied Française eine offensive Schlacht zu schlagen, werde sich um so weniger am linken Moselufer zu diesem Entschluß aufraffen. Die Stelle im officiellen preußischen Bulletin: ‚Sein Verhalten gegenüber den bisherigen Operationen der deutschen Armeen hatte dem Feind keine andere Wahl gelassen‘ (als eine defensive Schlacht zu schlagen nämlich), ist eben der beste Commentar für diese Auffassung. Wenn es also nach diesen Anführungen von Thatsachen keiner durchschlagenderen

Beweiskraft mehr bedarf, um es klar zu legen, daß sowohl die österreichische Armee im Jahr 1866 als die französische im dießjährigen Feldzuge jener concentrischen Angriffsmethode mit obligater Kreuzfeuerwirkung, dann gleichzeitiger Flanken- und Rückenbedrohung unterlag, so ist es ebenso für den unbefangenen Beobachter einleuchtend: daß die deutsche Heeresleitung bei dem strategischen Operationsentwurf für die Action der drei ursprünglich getrennt gewesenen Armeen es darauf anlegte, die feindlichen Streitmassen erst zu theilen, und dann durch combinirtes Zusammenwirken derselben diese einzelnen Theile mit Uebermacht zu erdrücken, wobei die im Rücken der operirenden drei Armeen schleunigst hergestellten Telegraphen-Linien die Gelegenheit zur gegenseitigen raschen Verständigung boten. Die französische Hauptarmee hatte sich dieses Mittels der raschen Mittheilung an ihre rechte Flügelarmee sowohl als die Reservearmee bei Chalons durch die Niederlagen von Saarbrücken und Metz gänzlich begeben, und die vollständige Isolirung derselben war nur die Folge des geringen Verständnisses, welches man für die Beibehaltung der so nothwendigen Verbindung der einzelnen Armeecorps im französischen Hauptquartier gehabt zu haben schien.

Diese oben angeführten taktischen und strategischen Maximen, welche bei dem deutschen Heer in dem gegenwärtigen Krieg angewendet wurden, fanden aber auch eine seltene Begünstigung in der Unfähigkeit der französischen Heeresleitung sowohl als in jener der untergeordneten französischen Truppenführer. Zuerst war es die strategische Verzettelung der schwächeren französischen Armee zwischen Straßburg und Thionville, welche, nach dem Muster der vom österreichischen Feldzeugmeister Lascy erfundenen Cordonstellung (die, von den österreichischen Generalen im Jahr 1796 und 1797 in Italien am Ticino, an der Adda und Etsch angewendet, dem Obergeneral Bonaparte zu den bekannten wohlfeilen Siegen verhalf) construirt, bei dem ersten Anprall der ersten und zweiten deutschen Armee sich in ihre Factoren auflösen mußte, und dann spukten in

den taktischen Actionen der französischen Generale noch die Geister aus der alten napoleonischen Schule, welche es, im Gegensatz zu der concentrischen Angriffsmethode, darauf abgesehen hat, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen; so geschah es denn auch, daß Mac Mahon sich bei Wörth der viermal stärkeren dritten deutschen Armee entgegenwarf, in der offenbaren Absicht, sie von Froschweiler aus vor ihrer Vereinigung corpsweise zu schlagen, daher seine wiederholten Frontveränderungen, welche an die Kämpfe bei Rivoli im Jahr 1796 erinnern; auch Frossard scheint bei Saarbrücken gehofft zu haben, von den Spicherer Bergen aus mit seinem Armeecorps die Vereinigung der zweiten und ersten Armee hindern zu können. In der tollkühnen Bewegung Mac Mahons von Chalons gegen Thionville im Rücken des siegreich gegen Paris vorrückenden Heeres können wir ebenso nur eine verunglückte Nachahmung der Taktik des ersten Napoleon erblicken, welche aber, unter weit ungünstigeren Chancen unternommen, auch noch tragischer enden mußte. Indem wir also bei der französischen Armeeleitung und Truppenführung alte verrottete Kriegsmaximen in der unglücklichsten Gebrauchsanwendung sehen, lächelt uns aus dem taktischen und strategischen Verfahren der deutschen Armeen das frische Lebensgrün eines neuen, auf die Fortschritte der Kriegswissenschaft und die Verbesserung der Feuerwaffen basirten Kriegssystems entgegen."

Die schweren Verluste, welche die deutschen Sieger in so vielen blutigen Schlachten erlitten hatten, wurden regelmäßig und rechtzeitig durch Reserven aus dem Vaterlande ersetzt, alle Lücken der Heere vollständig wieder ergänzt. Im Wiener „Wanderer" drückte ein Schreiben aus Berlin Anfang September seine Bewunderung der preußischen Heeresorganisation aus: „Vier Wochen sind dahin, und welche blutigen Wochen! seitdem die Linienregimenter aus den östlichen Provinzen in endlosen Zügen von Berlin weiter nach dem Rhein transportirt wurden. Seitdem sind, ihnen auf dem Rücken, die Landwehrbataillone gefolgt. Einen Augenblick war Berlin leer

von Truppen; es fiel auf, wenn man einer Wachmannschaft begegnete; es fiel noch mehr auf, daß sie aus ernsten, kräftigen Männern bestand, meist auf der Brust das Kreuz von 1866. Nur wenige Tage diese ungewohnte Oede, dann sah man wieder Soldaten und massenhafter als in der Zeit des gewöhnlichen Garnisonsstandes. Viele Freiwillige waren eingekleidet; schmucke Jünglinge in allen Uniformen begegnete man in den Cafés. Jetzt sind sie in abermals langen Zügen inmitten von riesigen Kanonen und ungeheuren Proviantvorräthen nach dem Kriegsschauplatz geführt worden. Und alles, wie von Anfang an, geht mit einer imposanten Ruhe vor sich, mit der sicheren Ordnung eines erprobten und von kundiger Hand geleiteten Mechanismus. Zwei Armeen sind fort, ich zähle ihre Streiter nicht; Jedermann weiß, daß 1 Million über Frankreichs Lande sich ergießt. Zwei solcher Riesenarmeen sind fort, und schon wieder bildet man eine neue, ohne Anstrengung, ohne Aufruf, ohne geräuschvolles Gebahren. Man merkt nichts davon, als daß man zuweilen einem langen Trupp von Männern begegnet, in Bauernkitteln und im städtischen Rock, fast jeder ein Bündel in der Hand, Arm und Reich, Menschen von etlichen 30 Jahren und jünger, die ein Soldat in Uniform vom Bahnhof durch die Straßen geleitet. Es sind die Reservisten und Landwehren, welche den Stamm der neuen, der dritten Armee, bilden werden, die vielleicht in 4 Wochen und früher schon zum Schuß fertig vor dem Feinde steht. Es ist eine Erscheinung, die andern märchenhaft vorkommen muß, und die uns selbst, die wir seit Kindheit auf mit der Wehrverfassung des Vaterlandes bekannt sind, ein Gefühl von Staunen, Schrecken und Stolz abnöthigt. Wir sehen Armeen wirklich aus dem Boden stampfen. Ein Befehl des einzigen Menschen, der solche Zaubermacht über Millionen hat, und im Nu wird ihm gehorsamt. Man schlägt die Bücher auf, setzt die Namen auf die Briefe und schickt sie an ihre Adressen. Ein Tag, dann stellt der Bauer den Pflug bei Seite, der Kaufmann schließt seinen Laden,

der Handwerker verabschiedet sich von seinem Meister, der Beamte macht seine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, gibt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann ist der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipirt, einer gleich dem andern, ein Atom in dieser furchtbaren Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn muß wieder niederfallen lassen. Und nirgends Murren, Widerstand oder Trauer. Es muß eine sittliche Macht in diesem Aufgebot liegen, daß sie die Massen also zu bändigen, mit einem Geist zu erfüllen vermag, der sie mit Hurrah und mit Gesang in den Tod der Schlacht marschiren läßt! Nirgends in der Welt, wohl darf man es sagen, gibt es etwas Aehnliches an Großartigkeit der äußern Erscheinung wie des innern Gehaltes. Zum ersten Male entfaltet sich die preußisch-norddeutsche Armeeorganisation in ihrer ganzen Umfänglichkeit und nöthigt dem, der sie mit dieser Unfehlbarkeit arbeiten sieht, Bewunderung vor solcher bis in's Kleinste berechneten Umwandlung eines Volkes in ein Kriegsheer ab. An nichts fehlt es, als vielleicht nach den mörderischen Verlusten bei Metz an Offizieren. Man stellt Bataillone über Bataillone auf, als lägen sie fertig auf Lager; man gießt Begeisterung und Todesverachtung in diese Mauern von Menschen, und man führt sie durch ein Heer von Blutenden und Sterbenden, um sie, wenn es befohlen wird, gegen die speienden Höllenmaschinen stürmen zu lassen. Noch zwei, noch drei Armeen können so erstehen, ehe uns ähnliche Verzweiflung ergreift, wie in Paris, das die letzten Anstrengungen macht und für den Waffendienst nehmen muß, was sich bietet. Es ist kein Wunder, daß man in Paris den Umfang und die Bedeutung der preußischen Heeresmacht nicht gekannt hat; man wird sie nirgend anderswo besser kennen, denn wir selber haben sie nicht gekannt."

Das wichtigste Organ im preußischen Heer war die Centralleitung, die mittelst des Feldtelegraphen vom Grafen Moltke, Chef des Generalstabs ausging, und ihm gegenüber noch ein zweites

peripherisches Organ, die Feldgensdarmerie. Von ihnen sagt eine Correspondenz der Kölner Zeitung aus der Nähe von St. Avold: „Ich fand hier die große Spinnmaschine der Armee, den Feldtelegraphen vorgefahren, welcher seine Bulletin-Drahtnetze flugs hinter den vormarschirenden Truppen durch das kriegsüberdeckte Land ausspannt. Einige Meilen Weges mit diesem verhängnißvollen Draht zu überspinnen, ist für die Pionier-Abtheilung das Werk weniger Stunden. Wo die Drähte längs großer Waldsäume vorbeigeführt werden, da folgt auf die ordnende Hand des Telegraphen-Technikers unmittelbar die Axt der Pioniere, welche Tausende und abermals Tausende Eichen- und Buchenäste, die über die Telegraphendrähte herüberragen, abkippen. Diese Errichtung des Feld-Telegraphennetzes geschieht so zauberhaft flink, und mit einer so großen Präcision, daß die Beobachtung dieses Werkes mit zu den interessantesten Wahrnehmungen des militärischen Touristen gehört. Ueber alle diese Arbeitsfäden der Kriegsmaschine im Felde wachen das überall gegenwärtige Auge und der eiserne feste Arm der preußischen Armeegensdarmerie. Dieses Musterinstitut von Kriegspolizei muß von Jedem bewundert werden, der auch nur einen Tag lang eine Kriegstruppe und sey es auch nur eine Proviantcolonne, begleitet. Er wird von Zeit zu Zeit je zwei oder je vier vereint, schöne, ernste und kräftige Reiter in der Uniform unserer Gensdarmen, plötzlich auf einer Heerstraße oder aus einem Walddickicht, oder in einem fernen Thalgrund auftauchen, manchmal auch eben so rasch wieder spurlos verschwinden sehen. Diese Reiter gehören zur Feldgensdarmerie. Das Corps der Feldgensdarmerie ist ausschließlich zur Wahrnehmung der Heerespolizei im Kriege, so wie auch erforderlichen Falls zur Handhabung der Landespolizei in occupirten feindlichen Gebieten bestimmt. Bei jeder Mobilmachung wird in jedem Armeecorps in dessen Stabsquartier eine berittene Feldgensdarmerie in der Stärke von 1 Rittmeister, 2 Wachtmeistern, 60 Feldgensdarmen (15 Obergensdarmen, 15 Unteroffizieren, 30 Gefreiten)

formirt, welche zum Theil aus der Landgensdarmerie, zum Theil aus Unteroffizieren und Gefreiten der Cavallerie-Regimenter des Armeecorps ausgesucht werden. Bei der Wahl der Feldgensdarmen wird nur auf solche Leute Rücksicht genommen, die sich durch kräftigen Körperbau, große Umsicht und Zuverlässigkeit und Fähigkeit auszeichnen, sich schriftlich verständlich ausdrücken können. Selbst auf die Berittmachung der Feldgensdarmerie wird alle Sorgfalt verwandt, indem derselben die für den schwierigen Einzeldienst brauchbarsten Pferde ausgesucht werden."

Weiter heißt es: „der Feldgensdarm ist der Schutzengel der civilen Bevölkerung des feindlichen Landes, der Schrecken des plünderungssüchtigen Soldaten. Sie müssen den Truppen- und Transportzügen die Wege offen halten, sich schleunigst in der Gegend, wohin die Truppen kommen, mit Weg und Steg und mit einflußreichen Personen bekannt machen, Spione abfangen, überall und nirgends seyn, auf dem Schlachtfelde das Plündern der Verwundeten und hinter der Armee das Marodiren verhindern. Jedermann muß ihnen gehorchen und gegen jeden, der es nicht thut, dürfen sie die Waffen gebrauchen, selbst gegen Offiziere. Wo requirirt wird, müssen sie dafür sorgen, daß die Einwohner, denen etwas abgenommen wird, dafür quittirt werden."

Ueber den General Moltke, die eigentliche Seele der dermaligen deutschen Heere in Frankreich hier einige Notizen. Helmuth, Freiherr v. Moltke wurde am 26. Oktober 1800 geboren, stand seit 1818 in dänischen, seit 1822 in preußischen Militärdiensten, zeichnete sich bald durch sein Wissen aus, wurde Lehrer an einer Divisionsschule und 1827 in den Generalstab versetzt. Von diesem wurde er 1836 als Hauptmann auf drei Jahre nach der Türkei commandirt, um dort die Truppen zu organisiren. Er war in den Gefechten gegen die Kurden und 1839 auch in der Schlacht bei Nisib. Auch entwarf er einen Plan zur bessern Vertheidigung der Dardanellen. Zurückgekehrt, und von Stufe zu Stufe höher stei-

gend, begleitete er eine Zeitlang den Prinzen Heinrich von Preußen nach Rom, wurde dann Chef des Generalstabs beim 4. Armeecorps, 1855 erster Adjutant des Kronprinzen von Preußen, 1856 General, 1857 Chef des Generalstabs der gesammten preußischen Armee. Im dänischen Krieg 1864 leitete er die strategischen Vorbereitungen zum Uebergang auf die Insel Alsen. Auch war er es, der meisterhafte Pläne zur Vertheidigung der Nordseeküsten für den Bundestag entwarf, welche dieser aber ad acta legte. Erst im Jahr 1866 gewann sein Name so strahlenden Glanz, daß alle Welt ihn als den ersten Strategen anerkannte, als den er sich wieder 1870 so ruhmvoll bewährt hat.

Hier sey noch eines Scherzes gedacht, der im August durch die Zeitungen lief. „Zum erstenmal", schreibt die Nordd. A. Ztg., „finden wir uns mit den französischen Blättern einverstanden über die Ursachen, welche unseren Waffen den Sieg über die französischen Armeen gegeben haben. Der Pariser Figaro vom 5. September schreibt wörtlich: Savez-vous quel était le général prussien chargé par le ministre de la guerre de centraliser à Paris, depuis 1866, les informations relatives aux routes qui amènent de la frontière dans notre capitale? C'était le général Staff que toute la haute société parisienne connait bien, et qui était reçu partout. C'est grâce aux renseignements et aux cartes fournis par le général Staff, que le prince Frédéric-Charles, le prince héritier et le général de Moltke ont dressés leur plan de campagne qu'ils cherchent à exécuter aujourd'hui. — Wir haben nicht nöthig, zu übersetzen; wir haben auch kaum nöthig, unseren Lesern zum Verständniß dieser hübschen Anekdote zu sagen, daß der Redakteur des Figaro, Herr Emile Blavet, den Stoff zu dieser wichtigen Mittheilung offenbar aus einer englischen Zeitung geschöpft hat, wo von staff die Rede war, was eben Stab bedeutet, so daß der preußische General Staff, dieser General, ‚der sich seit 1866 in der besten Gesellschaft von Paris bewegt hat', nichts

weiter ist als — der preußische Generalstab. Sind wir also darin vollständig mit dem Figaro einverstanden, daß es der preußische General Staff gewesen, der unsere Truppen zum Siege geführt, so wird nach dieser Probe das französische Volk vielleicht auch die weiteren Ursachen seiner Niederlage in seiner krassen Ignoranz und seiner dabei herlaufenden Ueberhebung erkennen. Wenn solche Dinge, die in Preußen einen Schulknaben zum Gespött seiner Mitschüler machen würden, in Paris in einem großen Journal, das die öffentliche Meinung aufklären will, passiren, dann müssen wir den Franzosen sagen: geht nach Haus, baut Schulen, laßt eure Kinder etwas lernen, und dann kommt wieder, wenn ihr in Europa noch einmal mitsprechen wollt. Bis dahin aber wundert euch nicht, daß ihr die Ruthe bekommt vom — preußischen General Staff."

Eben so musterhaft war die Verproviantirung der deutschen Armee. In fast ununterbrochenen Bahnzügen führten die Eisenbahnen ihr Lebensmittel nach. In Bezug auf die so äußerst nützliche Concentrirung gesunder und kräftiger Nahrungsmittel in einem möglichst engen Raum hatte Grünberg, ein Berliner Koch, eine neue Erfindung gemacht, die sich sehr erprobte, die der sogenannten Erbswürste, Schweinefleisch und Erbsen concentrirt und in Pergamentpapier verpakt. Sie wurden in einer großen Fabrik in Berlin verfertigt, in welcher 1700 Personen täglich 150,000 Pfund Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserven lieferten. Außerdem gab es noch solche Fabriken in Frankfurt a. M. und Mainz.

Gleiche Sorgfalt widmete man der Pflege der Verwundeten und Kranken. Mittelst der Eisenbahn konnten schnell große Mengen von Lebensmitteln den Truppen nachgeführt werden und zahlreiche Sanitätszüge die Verwundeten, zuweilen unmittelbar von den Schlachtfeldern abholen und nach Deutschland bringen, wo sie an zahlreiche Spitäler vertheilt wurden. Privatwohlthätigkeit kam dabei im reichen Maaße den schon vorhandenen Staatsanstalten zu Hülfe. Man

pflegte die Verwundeten, Freund und Feind, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf die Länder, aus denen sie stammten, so daß viele Norddeutsche im südlichen, Süddeutsche im nördlichen Deutschland Heilung fanden. Auf den Eisenbahnen gingen Truppenzüge immer voran, dann folgten Munitionszüge, Proviantzüge und Sanitätszüge. In den ersten Wochen wurden die letztern häufig aufgehalten, weil die französischen Eisenbahnen nur ein Geleis hatten oder noch durch eine Festung abgesperrt waren. Unter den Sanitätswagen zeichneten sich die württembergischen am meisten aus, weil sie nach amerikanischem Muster salonartig gebaut waren, und Betten und Hängematten bequem aufnehmen konnten. Ein württembergischer Sanitätszug, der 100 Verwundete nach Berlin brachte, wurde dort bewundert und von der Königin Augusta ehrend empfangen.

Wir folgen nun den deutschen Heeren nach Paris. Die französischen Armeen waren sämmtlich geschlagen, eingeschlossen oder gefangen und es gab keine mehr, die das Feld hätten halten können. Also war der Weg frei und unsere Heere wogten langsam und schrecklich wie Gewitterwolken gegen die Riesenstadt der Franzosen heran.

Als die Heere näher gegen Paris heranrückten, nahm der König von Preußen sein Hauptquartier auf dem feenartigen Lustschloß des Pariser Rothschild, auf dem Schloß Ferrières, welches vor der Revolution der altfranzösischen Familie dieses Namens gehört hatte, jetzt aber, wie so viel anderer altadeliger Besitz, an die moderne Geldaristokratie gekommen war. Das Schloß aber hatte jetzt nichts Feenartiges mehr, denn es war vom Besitzer verlassen. Ein Offizier erzählt: „Wie mir die Stabsoffiziere des 6. Armeecorps gestern klagten, war es auch ihnen, als sie die Ersten nach Ferrières kamen, recht schlecht beim reichen Manne ergangen. Als sie das Schloß bezogen, präsentirte sich ihnen ein Beamter Rothschild's, der sich den Regisseur desselben nannte und von seinem Herrn mit dem Empfange der ungebetenen Gäste beauftragt seyn wollte. Dieser

Mann machte nun die Honneurs in einer Weise, deren sich der letzte Bourgeois geschämt haben würde. Die Tafel war miserabel und bestand aus zähem Rindfleisch; für 24 Offiziere wurden 4 Flaschen des sauersten Rothweins servirt. Demüthig versprach er, zum nächsten Tage den Tisch mit Wild, Fasanen rc. versorgen zu wollen; indeß konnte Niemand hiervon Gebrauch machen, weil der Marsch am nächsten Morgen weiter ging. Die Offiziere nahmen den unangenehmsten Eindruck mit und sind auf den reichen Mann natürlich nicht gut zu sprechen. Mir persönlich kann das ganze Schloß mit seiner orientalisch-geschmacklosen Ueberladung gestohlen werden; ich war froh, als ich Ferrières den Rücken wandte, denn selbst der Pfarrer lief schon mit einem Rudel von Arbeitern hinter sich im Dorfe umher und jammerte nach Brod."

Ferner wurde aus Ferrières am 22. September der „Presse" geschrieben: „Der König ist nicht der Gast des Herrn v. Rothschild, sondern er hat sich ganz einfach mit seinem Gefolge dort einquartirt. Im Schlosse sind nur wenige freiherrliche Diener zurückgeblieben. Das königliche Hoflager benutzt die Räume des Schlosses, nichts weiter. Die königlichen Köche verarbeiten die gewöhnliche Lieferung der Offiziere, und getrunken werden die von Berlin eintreffenden Weine. Was man an Gemüse und Obst aus den Rothschild'schen Gärten verbraucht, wird auf Heller und Pfennig bezahlt. Den Rothschilds erwächst aus dem Aufenthalte des Königs in Ferrières nicht der geringste Nachtheil. Die Gärten, Felder, Wälder und Seen der Besitzung haben einen Flächenraum von zwei Meilen. Berühmt sind ganz besonders die Fasanerie und die Obstgärten. Aus dem Schlosse entfernt sind alle beweglichen Kostbarkeiten geringerer Dimension. Was zurückgeblieben ist, hat, wie ein österreichischer Kellermeister des Barons mir erzählt, noch immer einen Werth von zwölf Millionen Franken."

Der Kronprinz von Preußen nahm sein Hauptquartier in Versailles, dem berühmten Prachtschloß und Garten Ludwigs XIV.

Unter der Reiterstatue dieses Königs vertheilte er am 26. September nach einer großen Revue seiner Truppen den Tapfersten die eisernen Kreuze und wohnte von hier aus am 30. einem Gefecht bei. Ein Theil des Corps von Vinoy brach südwärts aus Paris hervor, wurde aber geschlagen und ließ 200 Gefangene zurück.

Aus Versailles wurde unterm 23. Oktober geschrieben: „In einem Briefe, datirt: Paris, Place de la Madeleine 20, schreibt Jemand an die Gräfin Mustier in Abaray unter anderen Unwahrheiten die folgende: ‚Bei uns verlangten die Preußen Fasanen. Rothschild erzählt mir so eben, daß sie bei ihm welche gehabt hätten, daß sie aber den Intendanten hätten prügeln wollen, weil sie nicht getrüffelt wären.‘ Für jeden, der den königlichen Haushalt in Ferrières gesehen hat, war nur der Eindruck der ungewöhnlichen Einfachheit desselben und der sorgfältigsten Schonung alles Rothschild'schen Eigenthums in einer Weise vorwiegend, daß Vergleichungen über die Behandlung des Besitzes dieses Millionärs, der beschützt war durch das Glück, daß der König bei ihm wohnte, mit den nothwendigen Kriegsleiden des ärmeren Mannes wehmüthig stimmen konnten. Seine Majestät gestattete in der Auffassung, daß die königliche Gegenwart Schutz verbreite, nicht einmal, daß das Wild in den Parks, einschließlich der Fasanen, jagdmäßig beschossen wurde, so lange der königliche Aufenthalt dauerte. Der Baron Rothschild, früher preußischer General-Consul in Paris, der sich, als er noch auf den Sieg Frankreichs hoffte, dieses Amtes in einer wenig höflichen Weise entledigte, hat nicht einmal so viel Lebensart gehabt, sich während der ganzen Anwesenheit des Königs in Ferrières ein einziges Mal nach den Bedürfnissen seines hohen Gastes erkundigen zu lassen, und keiner der deutschen Bewohner von Ferrières kann sagen, daß er auch nur mit einem Stück Brod die Gastlichkeit des Eigenthümers genossen hätte, dessen Vorbesitzer bekanntlich nach den Berechnungen der Stempelbehörde 1700 Millionen Francs hinterließ. Sollte Baron Rothschild gegen irgend Jemanden die in dem

Briefe unterzeichnete lügenhafte Klage ausgesprochen haben, so können wir ihm nur wünschen, daß er nach der königlichen Hofhaltung Einquartirung bekommen möge, die ihn den Unterschied zwischen den bescheidenen Ansprüchen der Hofhaltung und dem Kriegsrechte feindlicher Einquartirung empfinden lasse, so weit dies bei einem Erben von 1700 Millionen überhaupt möglich ist."

Am 5. Oktober verlegte auch der König sein Hauptquartier in's große Schloß von Versailles. Man schrieb von dort: „Es liegt etwas von weltgeschichtlichem Verhängniß darin, daß der Einzug Sr. Majestät des Königs gerade am heutigen Tage, 5. Oktober, erfolgte. Am 5. Oktober Abends, im Jahre 1789 war es, als die tumultuarischen Volksmassen von Paris nach Versailles zogen, vor das Schloß Ludwigs XVI., um am nächsten Tage den König und seine Gemahlin nach Paris zu entführen. Es war das Ende der alten Ordnung in Frankreich. Da, wo dieser lärmende Zug zum letzten Male vor seinem Einfall in die inneren Räume des königlichen Palastes Halt machte, an der ‚Rue des Chantiers', an deren Endpunkt das Gebäude der Nationalversammlung sich befand, — an derselben Stelle harrten heute bei heranbrechendem Abend eine Anzahl deutscher Fürsten, etwa 300 Offiziere und einige Abtheilungen der deutschen Armee, um ihrem obersten Feldherrn ein jubelndes Willkommen zuzurufen. — In Versailles ist die Bewirthung des Hauptquartiers leichter zu bewerkstelligen, als in la Ferrières, wo Herr Baron v. Rothschild, obwohl er bis vor dem Kriege norddeutscher General-Consul gewesen, sich sehr ungastlich bewies. Alle Speise- und Trankvorräthe waren sorgfältig versteckt worden, und obgleich Alles bezahlt werden sollte, war durch die Rothschild'sche Dienerschaft in Gutem schlechterdings nichts zu erlangen. Endlich riß dem Bundeskanzler die Geduld. Er sprach mit dem Haushofmeister des Ex-General-Consuls eine höchst verständliche Sprache, und Wunder über Wunder, da fand sich Wein, da fanden sich Eier, da fand sich Milch, Kaffee, Fleisch, Gemüse, Geflügel, kurz alles,

was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung gehört, und der Herr Castellan ließ sich herbei, diese Vorräthe den Herren vom Hauptquartier in der unverschämtesten Weise zu verkaufen. Wie man sich denken mag, waren Schloß und Park durch die Anwesenheit des Königs Wilhelm gleichsam besonders geschützt und vor jeder Verwüstung geschont worden.“

Das außerordentlich große Schloß Ludwigs XIV. bot weite Räume für die Verwundeten dar. Sogar in der berühmten historischen Gemäldegallerie, in welcher alle berühmten Männer und alle großen Ereignisse Frankreichs in einer langen Reihe von Gemälden der ersten Meister zur Uebersicht gebracht sind, um die Franzosen, die gern dahin pilgern, mit Nationalstolz und maßlosem Hochmuth zu erfüllen, den Fremden aber zu imponiren, — sogar diese dem Genius Frankreichs geweihten Räume beherbergten jetzt 700 tapfere Deutsche, deren Wunden hier gepflegt wurden. Die Gemälde aber waren sorgfältig mit Brettern verschlagen, damit nichts an ihnen verdorben würde. Eine Rücksicht der großmüthigen Deutschen, welche Franzosen wahrlich nicht verdienten, die unsere ehrwürdigen Kaisergräber in Speier mit bübischem Muthwillen und Hohn zerstört hatten. Das Versailler Schloß wurde bald noch im größern Maßstab zu einem Lazareth für die Verwundeten mit 4000 Betten eingerichtet.

Die Zerstörungslust der Franzosen verrieth sich auch jetzt wieder in einem Beispiel kaum glaublicher Rohheit. Der Commandant des Forts Mont Valerien nämlich, der überhaupt nicht genug Pulver unnütz verschießen zu können glaubte, legte am 13. Oktober das schöne alte Schloß St. Cloud mit seinen Brandgeschossen in Asche, aus reinem Muthwillen, denn die deutschen Belagerer thaten ihm von hier aus nicht den geringsten Schaden und würden gern das schöne Schloß erhalten haben, wie das von Versailles. Vielleicht wollten sich die jungen Republikaner auch noch an dem abgesetzten Kaiser rächen, weil dieser in der letzten Zeit so gerne in St. Cloud verweilt und es mit allem seinem reichen Comfort und Kunstschätzen zurück-

gelassen hatte. Diese alle wurden jetzt im Feuer vernichtet. „Das Schloß liegt hart am linken Seine-Ufer. Früher ein einfaches Landhaus Jérômes von Condy, eines Italieners im Gefolge Catharinas von Medicis, wurde es von Ludwig XIV. für dessen Bruder, den Herzog von Orleans angekauft. Im Laufe der Jahrhunderte in den verschiedensten Händen, war es die Residenz von Marie Antoinette, Napoleon Bonapartes, der von hier aus das Directorium auflöste, und der Kaiserin Marie Louise, welche sämmtlich an Schloß und Park große Summen wendeten. 1717 wurde dort der Czar Peter empfangen, 1815 wurde die Capitulation von Paris unterzeichnet. Ludwig XVIII., Karl X., Louis Philipp, Napoleon III. residirten gewöhnlich in St. Cloud, wo von Karl X. die Ordonnanzen von 1830 unterzeichnet wurden. Die Gemächer des Schlosses enthalten eine große Zahl von Kunstgegenständen: Mignard, Le Moyne, Coypel, Pierre Loir, Alaux haben die Plafonds der Säle mit kunstvollen Gemälden geschmückt, während weitere Gegenstände aus dem Gebiete der Malerei wie Skulptur die Säle zieren. — Der Park von St. Cloud umfaßt etwa 390 Hectaren (über 1500 Morgen) und theilt sich in einen öffentlichen und einen reservirten Theil: der erstere ist reich an pittoresken Aussichten, unter denen die auf das choragische Monument des Lysikrates — die Laterne des Diogenes — namentlich nennenswerth ist; der zweite Theil des Parks zeigt viele Statuen und Springbrunnen und ist von der Eisenbahn von Paris nach Versailles durchschnitten, welche hier über mehrere Hängebrücken führt. Der Stadt, dem Schloß und dem Park unmittelbar gegenüber, liegt auf dem rechten Seine-Ufer Boulogne."

Die Akademiker von Paris hatten den König von Preußen bitten lassen, diese große Hauptstadt doch aus Rücksicht auf die vielen darin enthaltenen Denkmäler und Kunstschätze mit einem Bombardement zu verschonen, sich aber über den durch die Franzosen selbst veranlaßten Brand von St. Cloud zu beklagen, wagten sie nicht.

Einiges wurde aus dem Schlosse gerettet. Schon nach der Abreise des Kaisers wurden einige kostbare Gemälde entfernt und Prinz Plon-Plon soll die Gobelins mitgenommen haben. Anderes retteten die Preußen noch aus dem Brande des Schlosses. Man schrieb aus Versailles: Der Brand von St. Cloud hat unseren Soldaten zu einem Akt der Humanität Veranlassung gegeben, für den ihnen später vielleicht die Franzosen selbst Dank wissen werden. Ihrer freiwilligen Anstrengung ist es gelungen, eine Anzahl von Kunstgegenständen und Werthsachen dem Feuer zu entreißen. Gerettet sind unter Anderem die berühmte Marmorbüste Napoleons aus der Zeit des Consulates, eine Sammlung von Vasen, das goldene Crucifix aus der Kapelle und ein großer Theil der kaiserlichen Bibliothek. Mehrere dieser Gegenstände hat der Kronprinz, der dem Schicksal des Schlosses die lebhafteste Theilnahme zollt, im Vestibul seines Hauptquartiers, unter sicherer Obhut, aufstellen lassen.

Soweit bis jetzt ermittelt werden konnte, fielen die ersten zündenden Granaten in den südlichen Flügel des Schlosses, dessen Front, links vom Haupteingang, dem Park zugekehrt ist. Das Feuer griff aber sofort auf den Mittelbau über. Die Haupttreppe l'escalier de l'Empereur, brannte aus, das große Bild, das hier über dem Eingang im Innenraum angebracht war, „Empfang der Königin Viktoria durch den Kaiser und die Kaiserin“ — es befand sich das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin auf demselben — wurde zerstört. Der Brand theilte sich von hier dem rechts anstoßenden Salon de Mars mit, den Ludwig XIV. mit den allegorischen Bildern Mignard's schmücken ließ, und erreichte die „Galerie d'Apollo“, den denkwürdigsten aller Säle des Schlosses, der zum Schauplatz der wichtigsten Begebenheiten in der neueren französischen Geschichte bestimmt gewesen ist. Hier spielte der Staatsstreich des 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799), die Aufhebung des Rathes der Fünfhundert durch General Bona-

parte, von hier wurde am 18. Mai 1804 dem unten versammelten Volke die Erhebung Bonapartes zum Kaiser verkündet; hier nahm am 7. November 1852 der Präsident der Republik das Senatsconsult entgegen, das ihm die Krone des dritten Kaiserreichs übertrug. Den Wahlspruch, der hier noch vor Kurzem auf einem Gemälde Ludwigs XIV. zu lesen war: „Tot tela, quot hostes“. (Soviel Geschosse als Feinde), scheinen die Vertheidiger von Paris sich haben zum Beispiel nehmen zu wollen. Es ist ihnen glücklicher Weise nicht gelungen. Obwohl der Feind das Bombardement noch fortsetzte, als die Flammen längst aus dem Gebäude aufschlugen, die Wirkung seiner Geschosse ihm also bekannt seyn mußte, so ist doch diesseits Niemand verwundet worden, auch bei den Rettungsversuchen nicht, obgleich dieselben unter Granatfeuer vorgenommen wurden.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit wie St. Cloud, wurde auch die berühmte Fabrik von Sevres, nicht nur von den Forts von Paris aus mit Granaten beschossen, sondern auch von räuberischem Gesindel angegriffen, so daß hier die Ankunft der Preußen sehr erwünscht kam. Regnault, der Vorsteher der industriellen Anlagen daselbst, Mitglied des französischen Instituts und zugleich der Berliner Akademie, hatte hier unersetzliche Kunstschätze, vornehmlich eine historische Sammlung — von Modellen und Zeichnungen zusammengebracht, welche auf seine Bitte, soweit es noch möglich war, durch die Preußen nach Versailles gerettet wurden.

Das Hauptquartier des Königs wurde auf dem Wege nach Paris kurze Zeit nach Meaux verlegt. Dahin kam auch ein katholischer Feldgeistlicher, Herzer, von der dritten württembergischen Feldbrigade, dessen lebendige Schilderung der Stadt, Umgegend und ihrer Bewohner unsere Leser gewiß interessiren wird. „Auf unserem ganzen Marsche von Reims aus begegneten wir den Sitzen feinen Pariser Lebensgenusses: Schloß reiht sich an Schloß, Villa an Villa, die üppigsten Gärten und feinsten Parkanlagen erfreuen das

Auge — zu leben verstehen die Franzosen, das mußten wir uns immer wieder sagen. Von der wahrhaft paradiesischen Gegend zwischen Reims and Meaux will ich nicht reden, da sie mit jedem Tage entzückender wird; bei la Ferté-Jouarre scheint sie geradezu unübertrefflich. Von dem weltberühmten Kloster der Benediktinerinnen daselbst, der Freude der guten Nonnen über den Besuch unseres Generals v. Hügel, den derselbe der Aebtissin machte, die gute Aufnahme daselbst und meiner Thätigkeit ein andermal im Frieden. Wir gehen nach Meaux. Gegen 4 Uhr kommen wir an und um 5 Uhr stehe ich am Grabe des unsterblichen Bossuet, dem in der hübschen Bischofsstadt mein erster Besuch gelten sollte. In Marmor ausgehauen steht das Bild des großen Bischofs und Redners vor mir; jetzt erst geht es an die Besichtigung der Kathedrale. Außer katholischen Soldaten finde ich wenig Theilnehmer und noch weniger Andacht. O daß doch unsere Pfarrherrn, die oft unzufrieden seyn wollen, hieher kämen und die Frequenz und Haltung in Kirchen auf dem Lande und der Stadt sehen würden, es sind bei uns goldene Zustände. Nun wird von den Chorales die Messe gesungen, der Bischof ist da, einige Kanoniker und preußische Generale, die mit dem Bischofe gekommen sind. Neben mir gurgelt so eine französische Blouse das Gloria und Credo erschrecklich her —; jetzt mag man mir sagen, was man will — eine Kirchenmusik bei uns ist tausendmal erhebender als dieses Hernäseln des Chorals. Um 11 Uhr celebrirte ich. Ich erneuere mein Gesuch um Abhaltung eines Gottesdienstes auf 4 Uhr — und um diese Zeit betrat ich Bossuets Kanzel. Von den Offizieren wurden meine Eingangsworte, die dem großen Todten galten, verstanden und gewürdigt; ich redete über die Dankbarkeit, welche wir speziell im Feldzug Gott schulden; dabei konnte ich nicht umhin, meine Auffassung dieses gegenwärtigen Krieges darzulegen und ihn für eine providentielle Züchtigung dieses Landes zu halten, das in religiöser Beziehung entweder rein in Formen aufgegangen ist oder frivol ungläubig sich

gebärdet: Komödie in der Kirche, Komödie im Hause, Komödie in der Politik — so fasse ich die Franzosen auf. Ein Franzose, der deutsch versteht, verdolmetschte meine Anschauungen einem Kanoniker, der dann in der Sakristei seine Zustimmung erklärte. In meinem Tagbuch von diesem Besuche steht: eine Soldatenthräne gesehen! Ein preußischer Soldat, Schlesier, ruft mir und sagt unter Thränen, daß er seit Morgen noch keine Arznei erhalten; ich treffe Anstalten und der Krieger von Sedan ist glücklich. Der dankbare Blick der kranken deutschen — wir sind hoffentlich über die Mainliniegeschichte hinaus — Soldaten, den Händedruck als Dank für den Besuch, die Freude, wenn man ihren Eltern schreibt — diese Dinge ersetzen Mühe und Strapazen hundertfach. Am gleichen Tag gehen wir in die französische Kavalleriekaserne, die gegenwärtig zu einem Lazareth für Württemberger eingerichtet ist; es liegen marschkranke Württemberger vom 3. Regiment dort. Nach den anstrengendsten Märschen sind sie wieder von dem Gefangenentransport zurückgekehrt. Wir gehen in's Quartier zurück, wo ein altes Mütterchen in dem verlassenen eleganten Hause — ungeschickter Weise gehen alle durch und geben die Häuser preis und sitzen in Paris in der Fickmühle — unser gefaßtes Fleisch frikando präparirt. Unsere zwei Offiziere vom Sanitätszug theilen uns mit, daß eben auch Sachsen eine Ambulance aufgeschlagen hätten. Da kommt der Befehl zum Abmarsch; wir bitten um einen Tag Urlaub, den der General bereitwilligst gewährt. Nun geht's zu den Sachsen! Eben so treuherzige und warme Aufnahme; wir thun das Mögliche zur Erleichterung. Auch der Friedhof von Meaux muß uns sehen; ich beerdige meinen Polen, der Kollega einen Landsmann, und wie mein altes Hausmütterchen, so wundern sich die Franzosen männiglich, daß der Curé und ministre protestant mit einander essen, trinken, schlafen und gar pastoriren! Zum Schlusse führe ich Sie noch in den brillanten Spital von Meaux; bis jetzt habe ich eine komfortablere Einrichtung eines Hospizes und Krankenhauses noch nie gesehen;

ich theile Gebetbüchlein unter die kranken Preußen aus und errege große Freude. Das hochwürdige Ordinariat wird diese Vertheilung nicht verübeln; immer noch mehr und auch Erbauungsbücher an den Sanitätsverein geschickt mit der Adresse an die Lazarethe in Meaux! Einer deutschen Schwester empfehlen wir dringend unsere Brüder und scheiden mit dem Bewußtseyn, anstrengender aber herzstärkender Berufsthätigkeit zwei Tage im herrlichen Meaux gewidmet zu haben."

Von Meaux ist noch eine wunderliche Begebenheit zu berichten. „Der König bewohnte die vorderen Zimmer des erzbischöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeschosse. Die Fenster von Bismarcks Zimmer führten in den Garten, und durch diesen muß es einer Frau gelungen seyn, in das Zimmer des Grafen zu dringen und ein Kind dort auszusetzen. Am Abend 10 Uhr wollte der Graf sich zur Ruhe begeben, da hörte er ein Geräusch beim Bette, und als er die Bettdecke zurückschlug, lag da ein in grobes Linnen gewickeltes Kind. Man fand bei ihm einen Zettel, worauf geschrieben stand: ‚Mein Mann fiel bei Sedan, ich habe kein Brod und die Verzweiflung treibt mich zu diesem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind ist auf den Namen Vincent getauft.' Die Mutter selbst wurde erhängt gefunden. Als man dem Grafen dieses mittheilte, sagte er: ‚Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde', und der König äußerte: ‚Im Kriege muß man manches hinnehmen, sogar kleine Kinder.' Es wurde befohlen, das Kind nach Berlin zu bringen."

Paris wurde von den deutschen Heeren mit großer Ruhe und Ordnung, systematisch und ohne Uebereilung von allen Seiten umfaßt und von allem Verkehr nach außen abgesperrt. Die Armee des Kronprinzen von Preußen bildete den südlichen, die des Kronprinzen von Sachsen den nördlichen Halbkreis des eisernen Ringes um die Stadt. Im Westen und Südwesten stand das 5. preußische Armeecorps unter General v. Kirchbach; im Süden die Bayern

unter v. Hartmann und v. d. Tann, im Südosten das 6. Armeecorps unter v. Tümpling, im Osten die Württemberger unter v. Obernitz und die Sachsen unter Prinz Georg, im Nordosten die preußische Garde unter Prinz August von Württemberg, im Norden das 4. Armeecorps unter v. Alvensleben, im Nordwesten das 13. Armeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg, zusammen wenigstens 250,000 Mann.

Die große Stadt Paris war nicht nur von einer fortlaufenden bastionirten Mauer von 30 Fuß Höhe und „noch nicht dagewesenem Umfang" umschlossen, sondern auch noch auswärts durch eine Menge Forts geschützt, die größte Festung, welche die Welt bisher gesehen hatte. Die Forts waren unter dem König Ludwig Philipp weniger zur Vertheidigung nach außen als zu dem Zweck erbaut worden, die Stadt beschießen und den Pöbel im Zaum halten zu können, wenn er wieder rebelliren wollte. Im Jahr 1860 hatte jedoch Napoleon III. die ältern kleinern Forts Ludwig Philipps durch größere neue oder sehr verstärkte ergänzt, die auch besser zur Vertheidigung der Stadt gegen den äußern Feind geeignet waren. Unter diesen war das Fort Mont Valerien das größte und stärkste, eine kleine Festung für sich. „Die Südfront der Stadt wird auf dem linken Seineufer von den Forts d'Issy, de Vauve, d'Arcueil, in der Mitte von denen de Bicetre und d'Ivry und östlich, zwischen der Seine und Marne, durch das Fort de Clarenton und die südlich des Bois de Vincennes gelegene Redoute de Gravelle gedeckt, während theils zwischen, theils vor oder hinter den Werken von Westen nach Osten die Dörfer Meudon, Clamart, Issy, Vanvers, Montrouge, Chatillon, Bagneux, Gentilly, Arcueil und Ivry liegen. Die Eisenbahn nach Orleans, die routes impériales nach Fontainebleau, d'Orsay und Versailles durchziehen diesen Theil des Gefechtsfeldes, dessen einzelne Forts den großen Nachtheil haben, daß sie von den bis etwa 4000 Schritt an sie herantretenden Höhen völlig dominirt werden. Stärker als diese Südfront, sowohl

durch die Menge, wie die Wichtigkeit der angelegten Forts, ist die des Ostens, zu deren Deckung eine ganz besondere Sorgsamkeit vier starke Forts nebst eben so vielen Redouten in dem Terrainabschnitt errichten ließ, welcher südlich durch die Marne, nördlich durch den Kanal de l'Ourcq begränzt wird. Von diesem bis wieder zur Seine beherrschen das Fort d'Aubervilliers und die dreifachen Befestigungen von St. Denis das Terrain, welchem gegenüber zur Zeit die Maas-Armee zuerst Fühlung vor der Hauptstadt mit dem in dieselbe rückwärts sich concentrirenden Feinde gehabt hat. Verfolgt man die Umgebungen von Paris in dieser Weise weiter, so kommt man an einen Terrainabschnitt, welcher auf seiner ganzen bedeutenden Länge von der Seine bei St. Denis bis südlich Versailles nur von den Befestigungen auf dem Mont Valerien geschützt ist. Nord- wie südwärts desselben sind zwei Lücken in den Befestigungen, die hier durch den Lauf der Seine und das Bois de Boulogne auf deren rechtem Ufer ersetzt werden sollten. Die südliche Lücke liegt zwischen Sèvres und St. Cloud; die Höhen bei Garches, einem Dorfe westlich von letztgenanntem Orte, erleichtern hier einen etwaigen Angriff, paralysiren ein wenig das Feuer der von ihnen um einige Metres dominirten Forteresse de Mont Valerien, gestatten aber nicht, die Stadt selbst mit Geschossen zu erreichen. Verhängnißvoller für die Vertheidigung der Hauptstadt könnte die nördliche Lücke werden, welche von dem Dorfe Courbevoie nördlich bis nach St. Ouen reicht. Die Seine in der Front, ist der Angreifer im Stande, von Gennevillers ab in weitem Halbkreise bis an die Straße nach Lille auf den St. Denis überragenden Höhen seine Batterien aufzustellen."

Die Stadt Paris, nächst London die größte in Europa, zählte zu Anfang des Jahres 1,800,000 Seelen. Davon waren jetzt etwa 100,000 Pariser, besonders die Reichen und Wohlhabenden, aus Angst und Bequemlichkeit mit ihren Kostbarkeiten nach Belgien und England geflüchtet, auch alle Deutschen vertrieben worden, aber

dreimal so viel theils Mobilgarden aus den Provinzen, theils aus den Schlachten entflohene Soldaten, theils und vorzüglich Landleute aus dem weiten Umkreise von Paris, die mit ihren Familien, ihrem Vieh und besten Habseligkeiten Schutz in der Hauptstadt suchten, waren eingewandert, so daß man jetzt die in Paris zusammengedrängte Menschenmasse zu mehr als zwei Millionen berechnete.

Die Cernirung der ungeheuern Stadt war am 19. September vollendet. Sie wurde gleichsam hermetisch verschlossen, daß niemand mehr aus und ein konnte. Sogar vier telegraphische Leitungen, die von Paris aus theils nach dem Süden, theils nach dem Norden führten, wurden unter der Erde und im Bette der Seine aufgefunden und zerstört, woraus sich erklären läßt, warum man in Paris so eifrig von der Taubenpost und von den Luftballons Gebrauch machte, um die Telegraphen-Correspondenz doch einigermaßen zu ersetzen.

Die ganze Umgegend von Paris, überaus reich geschmückt mit kleinen Städten und Dörfern, Schlössern und Landhäusern, Gärten und Parks, war von den Einwohnern verlassen. Nicht nur die Reichen hatten sich geflüchtet, sondern auch das Landvolk war mit Weibern und Kindern, mit seinem Vieh und seiner Fahrhabe nach Paris geflüchtet. Sie hätten besser gethan, in ihren Wohnungen zu bleiben, denn von den deutschen Truppen würden sie gut behandelt worden seyn, während sie in Paris nur schwer Unterkommen fanden, im Tumult ihre Habe verloren und Hunger litten. Vieles Landvolk wollte auch umkehren und brach in lauten Jammer aus, als die deutschen Vorposten sie nicht durchließen und in die Stadt umzukehren nöthigten. Die von den Besitzern verlassenen Wohnungen der ganzen Umgegend waren in der Zwischenzeit, ehe die deutschen Heere heranrückten, vom räuberischen Pöbel aus Paris systematisch ausgeplündert worden, damit die Deutschen so wenig als möglich finden sollten. In den elegantesten Villen fanden die Deutschen die Möbeln zerbrochen, alles verwüstet und beschmutzt.

Doch gelang es ihnen, hin und wieder noch reiche Vorräthe, besonders von Wein unter der Erde zu finden, und die Gärten boten ihnen in den schönen Herbsttagen noch reichlich reifes Obst und Weintrauben. Die Räuber, die als sog. Eclaireurs alles um Paris möglichst glatt rasiren sollten, wie das Glacis vor einer Festung, begnügten sich nicht mit Maßregeln, welche der Vertheidigung dienen sollten, sondern befriedigten auch ihre Habgier durch schamlose Plünderung sogar noch bewohnter Orte. In Lagny z. B. hausten sie als wären sie Feinde, raubten alles und mißhandelten den Maire.

Zehntes Buch.

Mißlungene Unterhandlungen.

Paris war von den deutschen Truppen cernirt und ihm jede Zufuhr abgeschnitten. Dennoch kam es zu keiner förmlichen Belagerung. So oft die Besatzung unter Trochu's Befehl einen Ausfall wagte, wurde sie zurückgeschlagen. So wiederholte sich hier alles, wie bei der Cernirung von Metz, nur daß die Ausfallversuche von Paris aus niemals so große Dimensionen annahmen und so viel Blut kosteten, als die von Metz aus. Man wartete inzwischen, die förmliche Belagerung von Paris werde demnächst beginnen. Sie ließ lange auf sich warten und das zuschauende Europa wurde förmlich ungeduldig. In Paris schien die letzte Entscheidung zu liegen und man konnte kaum erwarten, bis sie erfolgt seyn würde. Woche für Woche verging und sie erfolgte nicht. Als Grund davon wurde immer wiederholt, daß die Geschütze des schwersten Kalibers und in der größten Anzahl, wie sie zur Bezwingung einer Riesenfestung erforderlich seyen, bei dem weiten und schlechten Wege und dem langen Herbstregen nur langsam ankommen können. Doch glaubte man, daß auch der König von Preußen aus bekannter Großherzigkeit und Milde die Stadt möglichst schone und noch warten wollte, bis die Bevölkerung derselben etwas mehr zur Vernunft gekommen seyn würde. Es schien in der That natürlich

Digitized by Google

genug, daß die Pariser endlich einsehen müßten, es liege in ihrem eigenen Interesse, lieber zu capituliren und sich der Großmuth des Siegers anzuvertrauen, als es auf ein Bombardement und Erstürmung der Stadt durch den überlegenen Feind ankommen zu lassen.

Der zufällig in Paris anwesende nordamerikanische General Burnside, bekannt aus dem transatlantischen Bürgerkriege, bemühte sich, zwischen dem preußischen Hauptquartier und der republikanischen Regierung in Paris zu vermitteln. Die Zeitungen fabelten viel davon, genauen Aufschluß gab erst etwas später Graf Bismarck in seiner an Lord Granville gerichteten Depesche vom 28. Oktober, indem er ohne Burnside zu nennen, Folgendes bemerkte: „Die freundlich dargebotene Vermittelung angesehener, einer neutralen Nation angehörender Persönlichkeiten, welche zum Behufe der Vermittelung nach Paris sich begaben, gewährte die Gelegenheit, den dortigen Machthabern noch einmal das Mittel darzubieten, durch Vornehmen der Wahlen Frankreich von der Anarchie zu befreien, welche Verhandlungen über den Frieden unmöglich macht. Wir erklärten uns bereit zu einem Waffenstillstande von der zur Vornahme von Wahlen erforderlichen Dauer, und boten zugleich an, entweder alle Deputirte der Nation nach Paris hinein, oder die Pariser Deputirten, falls ein anderer Versammlungsort beliebt werden sollte, aus der Stadt ungehindert herauszulassen. Diese Vorschläge, welche noch am 9. Oktober von neutraler Seite mit unserer Zustimmung bei den Mitgliedern der Pariser Regierung befürwortet worden sind, begegneten bei letzteren einer solchen Aufnahme, daß die vermittelnden Persönlichkeiten selbst erklärten, nunmehr die Hoffnungen aufgeben zu müssen, die sie gehegt hatten. Unmittelbar nachher verließ Herr Gambetta Paris mittelst eines Luftballons, und sein erster Ruf, nachdem er den Erdboden wieder erreicht hatte, ist nach französischen Quellen ein Protest gegen die Vornahme von Volkswahlen gewesen. Die Erfahrung zeigt, daß

Digitized by Google

es ihm gelungen ist, dieselben zu verhindern und die den Wahlen günstigen Bestrebungen von Crémieux wirkungslos zu machen. Aus dieser Darlegung von Thatsachen geht hervor, daß zu dem Mittel, welches die königliche großbritanische Regierung mit Recht als den Weg zum Frieden empfiehlt, nämlich der Vornahme freier Wahlen zu einer constituirenden Versammlung, nicht unsere, sondern die Zustimmung der Pariser Machthaber fehlt, und daß wir von Anfang an dazu bereit gewesen sind und wiederholt die Hand geboten haben, daß aber das Gouvernement der nationalen Vertheidigung diese Hand jederzeit zurückgewiesen hat."

Die Welt sah ein großartiges, noch nie dagewesenes Schauspiel, eine Riesenstadt von zwei Millionen Einwohnern und durch 20 Forts ringsum vertheidigt, trotz ihrer Größe und Stärke von einem fremden Heere ringsum eingeschlossen. Noch seltsamer erschien es, daß dieser äußere Feind sich über einen Monat hindurch ganz ruhig verhielt, während es in der Stadt laut lärmte und tobte. Unaufhörlich kanonirten die Franzosen aus den Forts von Paris mit einer ungeheuern Verschwendung von Munition, während von deutscher Seite noch kein Schuß aus dem schweren Geschütz fiel und die eigentliche Belagerung absichtlich verzögert wurde.

So blieb das moderne Babylon im Innern noch immer unangetastet mit allem seinem Leichtsinn, seiner Verweichlichung, seiner Unzucht. In der zweiten Hälfte des Oktober fingen schon manche Dinge zu fehlen an, an die das üppige Volk der Hauptstadt gewöhnt war. Der Times wurde damals geschrieben: „Luxusgegenstände und alles das, was für die Armen zum Luxus, für die Reichen zum Bedürfnisse gehört, verschwinden oder sind verschwunden. Die Metzgerläden sind geschlossen. Man spricht von Seuchen unter dem Vieh, aber in Wirklichkeit ist das Futter karg und für militärische Zwecke unentbehrlich. Pferde in gutem Zustande werden per Pfund verkauft und sind von den Straßen verschwunden, die der Cavallerie und Artillerie ausgenommen. Milch und Butter sind augenblicklich

um keinen Preis zu haben. Jeder Tag lehrt, daß irgend etwas, das früher unentbehrlich war, jetzt unmöglich ist. Wie es um Kinder und Invaliden aussieht, das überlassen wir Müttern und Pflegern. Ferner, wie viele unter diesen Millionen müssen von Geld entblößt oder von ihren Hilfsquellen abgeschnitten seyn! Wie viele freundlos und hilflos, und wie reißend schnell wird ihre Zahl sich mehren! Bald werden jetzt die Saturnalien des Communismus kommen, nur um durch eine starke Hand niedergeschlagen zu werden, wenn überhaupt eine Hand dazu stark genug ist. Selbst die Gebildeten können nicht wissen, was eine Belagerung ist, ehe sie dieselbe erdulden, noch was der Krieg ist, ehe sie ihn kämpfen. Wie viel weniger die Ungebildeten, die nur wissen können, was sie sehen, was sie thun, was sie dulden! Und über allem dem hängt noch die Furcht, welche, wie man meint, immer die Wirklichkeit übersteigt. Ein Bombardement aber, wie schrecklich es auch zu erwarten sey, ist schrecklicher als alle Erwartung. Man sagt, es tödte mehr durch die ewige Angst und Schlaflosigkeit als durch wirklichen Schaden. Selbst Angesichts der Gewißheit ist es uns noch unmöglich, zu begreifen, daß die schönen Gebäude von Paris von pfeifenden Granaten zerschmettert oder daß die Läden, vor denen man so oft gestanden, zerstört und vernichtet werden sollen. Ist es möglich, daß das geschehen soll? Ist es möglich, daß die reizenden Familienscenen, die man in Paris überall da sieht, wo Bäume oder Blumen stehen, in Gruppen der Zerfleischung verwandelt werden sollen? Ist es möglich, daß wir und unsere Kinder von der Belagerung von Paris und ihren Gräueln lesen sollen, wie unsere Vorfahren von der Belagerung Jerusalems und von tausend anderen, von Troja bis Sebastopol, lasen? Das bloße Wort klingt unheilvoll, denn Niemand weiß, an wen zunächst die Reihe des Leidens kommen wird. Alles kommt über Paris, wenn nicht reißend schnell, so doch in Gestalt fortwährender Ueberraschungen. Es kommen die Schrecken des Feuers. Paris selbst ist feuerfest, aber es ist voll der brenn-

barsten Materialien, denen keine Bauart Sicherheit verleihen wird. Die materiellen Schrecken der Belagerung werden in's Unendliche vervielfältigt durch die Sensationen, welche geradezu die Atmosphäre bilden, in der die schwachen und zerrütteten Geister athmen. Die reizbarste Bevölkerung der Welt, das übernährte, überzärtelte Herz Frankreichs, welches diesem aller Leiden, alles Elends Quelle war, soll jetzt keinen Schlaf, keine Ruhe, kein Gefühl der Sicherheit, kein Behagen und keine Zufriedenheit haben für, wir wissen nicht, wie lange Zeit!"

Wachenhusen charakterisirte den damaligen Galgenhumor der Pariser: „Nichts weiter ist, was der pariser Bevölkerung noch bleibt von dem Momente ab, wo der große Ring der Geschütze sich um dieselbe Stadt legt, die in eitel Genußsucht, in der frivolsten Verachtung alles dessen, was civilisatorisch um sie und Frankreich vorging, in einer maßlosen Selbstüberschätzung all den Firniß, all den Flickkram, mit welchem sie sich betünchte und behängte, für die höchsten Interessen hielt, denen eine Nation nachzustreben habe. Seit dem Beginne des zweiten Kaiserreiches waren Lug und Trug, Schmarotzerei und Denunciation, moralische Verkommenheit, die größte Sinnlichkeit und die elendeste Corruption an der Tagesordnung; sie zerstörten und zersetzten die Gesellschaft, ruinirten die Familie, zerschnitten das Band, das eine Nation in sich zusammenhält. Die Familie existirte alsbald kaum mehr; die Börse riß alles, was noch ehrlich strebte und schaffte, in den Schwindel hinein; in den Schulen und Universitäten ward nur Oberflächlichkeit getrieben; die Literatur feierte die Maitressenwirthschaft, die Zeitungspresse verkaufte sich der Regierung oder glücklichen Boursiers; in den Künsten schlug das den Franzosen eigenthümliche große Talent in die Frivolität hinaus, und all dieser Devergondage ging die kaiserliche Familie mit der aus allerlei Abenteurern rekrutirten Aristokratie dermaßen voran, daß sie mit der Nation ‚an der Spitze der Civilisation' an den Rand des Abgrundes marschirte.

Logischer Weise sollte man annehmen, daß ein Unglück, wie es das neue gleich dem alten Babylon überraschte, das Volk wenigstens zu einiger Erkenntniß gebracht, daß es den Abgrund erkannt habe und sich vor demselben zu retten suche. Aber nichts dergleichen. Es ist mit den Franzosen so wenig Logik zu reden wie mit den Kindern. Sie wissen zwar, daß sie verloren sind; sie fühlen es und trösten sich mit dem Gedanken, mit der festen Ueberzeugung sogar, in fünf Jahren die schmähliche Niederlage zu rächen. In demselben Augenblicke aber schwören sie, sich nicht besiegen zu lassen, erklären sie sich für unbesiegt, begreifen sie nicht, wie die Deutschen vor Paris gekommen seyn können, und täuschen sich selbst in der letzten Stunde noch über ihre Lage durch die albernsten Siegesberichte."

In einem angeblichen Briefe Trochus, den der Daily Telegraph mittheilte, wird sehr gut der Contrast zwischen dem schrecklichen Schweigen der Deutschen vor der Stadt und dem unnützen Lärm in ihr bezeichnet: „Ich verhehle mir nicht, daß Alles, was die Preußen bisher gethan, die Absicht bekundet, uns durch eine lange mühselige Cernirung auszuhungern, nicht aber unsere Mauern in Trümmer zu schießen und Paris in Brand zu stecken. Sie führen die Belagerung nach denjenigen taktischen Principien, die unter allen möglichen die ungünstigsten und beschwerlichsten für den französischen Charakter sind. Hätten sie die Forts beschossen oder Bomben in die Stadt geworfen, Männer, Weiber und Kinder hätten dagegen tüchtig zusammengestanden. Indem sie aber unsere Geduld durch Nichtsthun erschöpfen und uns den stetigen Druck einer langwierigen Belagerung fühlen lassen, zwingen sie uns, unter Verhältnissen zu kämpfen, die für das Temperament meiner Landsleute die allerungünstigsten sind. Auf alle Fälle sind wir für zwei Monate verproviantirt und die meisten unserer Haushaltungen auf einen halben Monat darüber. Innerhalb zweier Monate kann sich Manches zu unsern Gunsten gestalten. Die Provinzen werden

nimmer sagen können, daß sie nicht Zeit genug zu unserer Befreiung gehabt hätten. Wofern sie den ernsten Willen haben, zu kommen, wird ihnen Paris durch seine Ausdauer den Weg gezeigt haben." Das alles scheint sehr vernünftig von Trochu gesprochen, oder von dem Correspondenten, der ihm obige Aeußerungen in den Mund legt. Nur mit der Erwartung einer Hülfe aus den Provinzen hat er sich verrechnet.

Uebrigens verfehlte die preußische Regierung nicht, die Pariser noch rechtzeitig zu warnen, denn die Denkschrift über die Folgen der Belagerung, die sie schon Anfang Oktobers erließ, lautet wörtlich: „Die Herrn Jules Favre gestellten Waffenstillstandsbedingungen, auf Grund deren die Anbahnung geordneter Zustände in Frankreich erstrebt werden sollte, sind von ihm und seinen Kollegen verworfen worden. Die Fortsetzung eines nach dem bisherigen Gange der Ereignisse für das französische Volk aussichtslosen Kampfes ist damit ausgesprochen. Die Aussichten dieses opfervollen Kampfes haben sich für Frankreich seitdem noch verschlechtert. Toul und Straßburg sind gefallen, Paris ist eng cernirt, und die deutschen Truppen streifen bis zur Loire. Die vor jenen Festungen engagirt gewesenen beträchtlichen Streitkräfte stehen der deutschen Armeeführung zur freien Verfügung. Das Land hat die Consequenzen des von den französischen Machthabern in Paris gefaßten Entschlusses eines Kampfes auf's Aeußerste zu tragen, seine Opfer werden sich unnützer Weise vergrößern und die sozialen Zustände in immer gefährlicheren Dimensionen sich zersetzen. Dem entgegen zu wirken sieht sich die deutsche Armeeführung leider nicht in der Lage. Aber sie ist sich über die Folgen des von den französischen Machthabern beliebten Widerstandes völlig klar und muß namentlich auf Einen Punkt die allgemeine Aufmerksamkeit im Voraus leiten. Es betrifft dies die speziellen Verhältnisse in Paris. Die bisher von dieser Hauptstadt geführten größeren Gefechte am 19. und 30. November, in welchen der Kern der dort vereinigten

feindlichen Streitkräfte nicht einmal vermocht hat, die vorderste Linie der Cernirungstruppen zurückzuwerfen, gibt die Ueberzeugung, daß die Hauptstadt, über kurz oder lang fallen muß. Wird dieser Zeitpunkt durch die französische Regierung so weit hinausgeschoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Kapitulation zwingt, so müssen daraus schreckenerregende Consequenzen entstehen. Die französischerseits in einem gewissen Umkreise von Paris ausgeführten widersinnigen Zerstörungen von Eisenbahnen, Brücken und Kanälen haben die Fortschritte der diesseitigen Armeen nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht; die für letztere nothwendigen Land- und Wasserkommunikationen sind in sehr kurzer Zeit von ihnen retablirt worden. Diese Wiederherstellungen beziehen sich naturgemäß nur auf die rein militärischen Interessen; die sonstigen Zerstörungen aber hemmen selbst nach einer Kapitulation von Paris die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen auf lange Zeit hinaus. Der deutschen Armeeführung ist es, wenn jener Fall eintritt, eine positive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu versehen, die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Bestände für den Bedarf der diesseitigen Truppen nothwendig gebraucht werden, auf viele Tagmärsche hin ebensowenig irgend welche Hülfsmittel und gestattet daher nicht einmal, die Bewohner von Paris auf den Landwegen zu evakuiren. Die unausbleibliche Folge hievon ist, daß Hunderttausende dem Hungertode verfallen. Die französischen Machthaber müssen diese Consequenzen eben so klar übersehen, wie die deutsche Armeeführung, welcher nichts übrig bleibt, als den angebotenen Kampf auch durchzuführen. Wollen Jene es bis zu diesem Extrem kommen lassen, so sind sie auch für die Folgen verantwortlich."

Favre erließ am 18. Oktober ein neues weitläufiges Rundschreiben, worin er immer noch die Miene annahm, als sey Frankreich erstens im Recht und zweitens unüberwindlich. „Ich frage",

schrieb er, „alle unparteiischen Männer, ob die Regierung auf den Compromiß eingehen konnte, der ihr angeboten wurde? Der Waffenstillstand wäre ein Unsinn gewesen, wenn er die Wahlen nicht frei gemacht hätte. Man gab ihm aber nur eine Dauer von 48 Stunden. Während des Restes der Dauer der Periode von 15 Tagen oder drei Wochen reservirte sich Preußen die Fortsetzung der Feindseligkeiten, so daß die Versammlung während der Schlacht, welche über das Schicksal von Paris entscheiden soll, über Krieg oder Frieden berathen hätte. Außerdem erstreckte sich der Waffenstillstand nicht auf Metz. Er schloß die Verproviantirung aus und verurtheilte uns zur Aufzehrung unserer Lebensmittel, während die Belagerer sich durch die Plünderung in unseren Provinzen reichlich vorgesehen hätten. Endlich würden Elsaß und Lothringen keine Deputirte ernannt haben aus dem wirklich unerhörten Grunde, daß es sich darum handle, über ihr Loos zu bestimmen. Preußen, das ihr Recht nicht anerkennt, verlangt von uns, den Degen zu halten, mit dem es dasselbe durchhaut. Dieses sind die Bedingungen, welche der Kanzler des Nordbundes sich nicht scheut, als sehr versöhnlich zu bezeichnen, indem er uns anklagt, die Gelegenheit nicht zu ergreifen, um eine Nationalversammlung zusammenzuberufen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche den Abschluß eines Friedens dem nationalen Rechte gemäß verhindern, und nicht die öffentliche Meinung des französischen Volkes anzuhören. Gut! Wir übernehmen vor unserem Lande, wie vor der Geschichte, die Verantwortlichkeit für unsere Weigerung. Sie nicht den Forderungen Preußens entgegenstellen, wäre in unseren Augen ein Verrath gewesen. Ich weiß nicht, welches Geschick uns die Zukunft vorbehält. Aber ich fühle tief, daß, wenn ich zwischen der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Preußens zu wählen hätte, ich die erstere vorziehen würde. Ich ziehe unsere Leiden, unsere Gefahren und Opfer dem unbeugsamen und grausamen Ehrgeize unseres Feindes vor. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Frankreich siegreich seyn wird. Würde es

besiegt, so würde es in seinem Unglück noch so groß dastehen, daß es ein Gegenstand der Bewunderung und der Sympathie für die ganze Welt seyn würde. Dort liege seine wahre Kraft, darin wird vielleicht seine Rache liegen."

Lord Lyons, der englische Gesandte in Paris, bemühte sich einen Waffenstillstand herbeizuführen. „Ohne Zweifel hat Graf Bismarck, wenn er wirklich in dieser Weise von Lord Lyons behelligt wurde, nicht versäumt, zugleich seine Verwunderung über die Friedenslust des britischen Cabinets auszudrücken, da dieses ja thatsächlich vielmehr Alles thut, um den Krieg zu verlängern. Nur durch die massenhaften Waffensendungen aus England ist es den Franzosen möglich, die neu ausgehobenen Mobilen, Nationalgarden, Freischützen u. s. w. auszurüsten, sich in der Täuschung zu erhalten, daß Frankreich noch unbesiegt sey, und damit einen Kampf hinauszuziehen." Am 21. Oktober schlug Lord Granville, der auswärtige Minister Englands, förmlich einen Waffenstillstand vor und forderte die übrigen neutralen Mächte zur Mitwirkung auf. Die republikanische Regierung in Tours soll auch darauf eingegangen seyn. Da nun aber Graf Bismarck die materiellen Garantien und vorzugsweise die Abtretung des Elsaßes und Lothringens, wie auch die Einberufung einer Nationalversammlung, um zu einer verfassungsmäßigen Regierung Frankreichs zu gelangen, zur Vorbedingung machte, hatten die dermalen das französische Staatsruder lenkenden Republikaner keine Lust, die Schmach der Abtretungen zu übernehmen, um hinterdrein durch eine monarchische Mehrheit in der Nationalversammlung auf die Seite geworfen zu werden. So lange sie noch regierten, hielten sie krampfhaft das Programm vom Jahr 1792 fest.

Da nun aber dieses Programm im Jahr 1870 schwerlich mehr durchzuführen war, das katholische Landvolk sowohl wie die besitzenden Klassen die rothe Republik verabscheuten, ein Sieg der letztern im höchsten Grade unwahrscheinlich war und dem von Deutschland

besiegten Frankreich schwerlich etwas anderes übrig blieb, als sich wieder eine monarchische Regierung zu geben, was auch die neutralen Mächte wünschten, so verstand es sich von selbst, daß auf die Wiederbesetzung des leeren französischen Throns vielseitig speculirt wurde, denn es fehlte hier an Thronkandidaten viel weniger als in Spanien. Da saß noch Napoleon III. auf der Wilhelmshöhe. Da hatte noch seine Gemahlin Eugenie und sein Sohn Lulu einen Anhang. In Brüssel soll die Prinzessin Mathilde mit der Fürstin Metternich und der Marschallin Mac Mahon sehr lebhaft in bonapartistischem Sinn intriguirt haben. Auch von Bazaine ging das Gerücht, er habe den General Boyer nach Versailles nur geschickt, um im preußischen Hauptquartier für Wiederherstellung des Kaiserthums zu wirken. Boyer ging sodann über Luxemburg, wo er mit dem vertrauten Oberst Raimbeau Rücksprache nahm, nach England zur Kaiserin Eugenie. Es hieß, Bazaine habe dem König von Preußen zumuthen lassen, die Wiedereinsetzung wenn nicht Napoleons selbst, doch seines Sohnes werde am besten zum Ziele führen, wofür das letzte Plebiscit eine gewisse Bürgschaft gewähre. Könnte man es dahin bringen, daß der Papst, dem es die Bonapartisten damals wirklich insinuirten, der katholischen Bevölkerung in Frankreich die napoleonische Dynastie empfehle, so würden die Chancen für die letztere noch günstiger werden und weder die verhaßte Republik, noch die mehr oder weniger vergessenen Bourbons und Orleaniden würden mit ihr concurriren können. Andererseits wurde auch den Franzosen gesagt, sie würden im Frieden günstigere Bedingungen erhalten, wenn sie wieder einen Napoleoniden auf den Thron setzten. Dem wurde jedoch alsbald von preußischen Blättern widersprochen. Die officiöse Berliner Provinzial-Correspondenz erklärte: „Preußen widersetzt sich nicht nur keineswegs der Berufung einer constituirenden Versammlung, sondern hat dieselbe, wie die Nordd. Allg. Zeitung heute Abend hervorhebt, stets verlangt, als allein im Stande, die Bürgschaften für einen dauernden Frieden zu schaffen. Welche

Regierung diese Versammlung einsetzen werde, sey für Deutschland gleichgültig. Dadurch allein schon sind alle Gerüchte über Preußens Absichten wegen einer bonapartistischen Restauration wiederholentlich abgewiesen." Weiter wurde bemerkt: „Die seit 1815 gemachten Erfahrungen sind zu frisch im deutschen Gedächtnisse, als daß man daran denken sollte, auch nur den kleinsten Bruchtheil einer Garantie des Friedens in der Form oder der persönlichen Anschauung irgend einer französischen Regierung zu suchen. Alle französischen Regierungen seit dem zweiten Pariser Frieden, mochten deren derzeitige Anhänger Bonald, Chateaubriand, Thiers, Tocqueville oder wie immer heißen, haben ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Coquettiren mit der Rheingrenze als das sicherste Mittel zur Popularität erkannt. Deutschland ist deshalb darauf hingewiesen, durch Erlangung einer wirklich festen Vertheidigungslinie sich in die Lage zu bringen, daß künftig nicht mehr jedes physische oder moralische Krankheitssymptom der Regierer Frankreichs eine Panik der Börse, einen Stillstand der Geschäfte erzeugt. Danach wird es uns vollkommen gleichgültig seyn können, Wen oder Was Frankreich ein- oder absetzt."

Die Republikaner blieben übrigens nicht müßig und die trotzige Haltung, welche sie äußerlich angenommen hatten, hinderte sie nicht heimlich zu sondiren, wie sie aus der Klemme kommen könnten. Die Delegation in Tours schickte Laurier, Generalsekretär im Ministerium des Innern, nach London, um förmlich die Vermittlung Englands zu verlangen. Auch Thiers, der von seiner diplomatischen Rundreise nach Tours zurückkam, ging von dort nach Versailles, um mit Bismarck da wieder anzuknüpfen, wo Favre abgebrochen hatte.

Ende Oktober wurde ein Schreiben Guizots an die Fürstin Trubetzkoi veröffentlicht und auch in allen deutschen Zeitungen abgedruckt, als ob das Geringste daran läge, was der alte französische Doctrinär, der nicht das mindeste Verständniß der deutschen Frage

hat, oder sie absichtlich nicht verstehen will, den Leuten vorrede. Er wußte nichts Klügeres zu sagen, als daß Elsaß und Lothringen nothwendig bei Frankreich bleiben müßten. Auch die Kaiserin Eugenie gab eine Erklärung von sich, worin sie dementirte, sich irgend mit den politischen Fragen des Tages beschäftigt zu haben, sie werde nur dann, wenn Elsaß und Lothringen bei Frankreich bleiben, ihr Möglichstes thun, auch ihrerseits für einen ehrenvollen Frieden zu wirken.

Obgleich man am guten Willen fast aller neutralen Mächte, die Integrität des französischen Gebietes zu schützen, in Frankreich selbst am wenigsten hätte zweifeln sollen, so gab es doch Leute dort denen der gute Wille nicht genügte und die, da keine bewaffnete Intervention sich anmeldete, wüthend wurden. Man kann den nationalen Egoismus nicht weiter treiben. Die französische Arroganz setzt unbedenklich voraus, niemals dürfe sich eine andere Nation in französische Dinge mischen, wenn es aber Frankreich selbst wünsche, dann müsse sie es thun. In diesem Sinn fletschte das „Siècle" am Ende des Oktober gegen das vermitteln wollende England die Zähne, wie ein Hund, der dem zur Hülfe bereits eintretenden Gast nicht traut. „Nicht aus Freundschaft für Frankreich — schrieb das wahnsinnige Blatt — sondern aus Sympathie für Preußen begehrt jetzt Europa zu interveniren, man muß dieses Anerbieten also zurückweisen. Möge man sich doch die Ereignisse, die wir alle miterlebt, bei diesem Anlaß wohl vor Augen halten! Wenn Frankreich 18 Jahr hindurch die Schande des Kaiserregimes ertragen hat, so hat das monarchische Europa daran reichlich Schuld, indem es seinen aristokratischen Hochmuth vor dem Abenteurer von Boulogne und Straßburg ablegte, der doch nur Kaiser durch das verabscheuungswürdigste Verbrechen geworden ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. — Der constitutionelle Hermelin, in welchen die prüde Königin Viktoria sich hüllt, hat sie auch keinen Augenblick lang zögern gemacht, ihre weiße unschuldige Hand in die bluttriefende Rechte des Siegers vom Boulevard Montmartre zu legen,

des Mörders der Republik von 1848, die einen Augenblick lang gewagt hat, das Königsconcert in Europa zu belästigen. Der König Galantuomo, der mit wahrhaft königlicher Undankbarkeit Garibaldi's Dienste zu bezahlen verstand, hat auch keinen Anstand genommen, das königlich savoyische Blut mit dem berühmten und braven Vetter des Retters von Frankreich und eines Pierre Bonaparte zu vereinigen; der junge Kaiser Franz Joseph hat bei Villafranca nicht zurückgeschaudert vor den Umarmungen de Monsieur son frère. Der Kaiser aller Reußen und König Wilhelm selber hielten es nicht unter ihrer Würde, der Einladung des sauberen Paares, welches in den Tuilerien thronte, Folge zu leisten; sie haben mit großem Pompe in Paris die Gastfreundschaft des künftigen Heros von Sedan angenommen."

Am 28. Oktober beantwortete Graf Bernstorff die englischen Anträge: „Graf Bismarck ist überzeugt, daß es vor Allem nöthig sey, dem französischen Volke die Wahl einer Nationalvertretung zu gestatten. Bereitwilligkeit, deren Zustandekommen zu fördern, ist deutscherseits vollständig dokumentirt, es fehlt aber die Zustimmung der Pariser Machthaber. Die Bestrebungen Englands können nur dankbar anerkannt werden, obgleich zu befürchten ist, daß die Pariser Regierung sie mißversteht und darin eine Ermuthigung zu fernerem Widerstande findet. Von deutscher Seite könne nach den gemachten Erfahrungen selbstverständlich keine Initiative zu neuen Verhandlungen ergriffen werden. Der Erlaß versichert, daß wir jeden Vorschlag, der uns französischerseits zugeht und auf Anbahnung von Friedensverhandlungen gerichtet ist, bereitwilligst entgegennehmen und mit dem aufrichtigen Wunsche nach Wiederherstellung des Friedens prüfen werden."

Die Deutschen standen schon seit vier Wochen vor Paris und hatten die eigentliche Belagerung noch nicht begonnen. Diese Verzögerung gab nun zu allerlei Vermuthungen Anlaß. Bald hieß es, die neutralen Mächte hätten vom König von Preußen dringend

verlangt, er solle Paris schonen. Bald glaubte man, der König selbst scheue sich, ein Barbar genannt zu werden, wenn er es nicht thue. Allein es hing nur von den Parisern selbst ab, der Geduld des Königs Rechnung zu tragen, sich mit Anstand in das Unvermeidliche zu finden und die Schonung der Stadt durch ein loyales Benehmen zu verdienen. Trotzten sie noch länger, so waren auch nur sie selbst für alles Unglück verantwortlich, was ihrer Hauptstadt widerfuhr. Denn sie konnten nicht verlangen, daß die Deutschen vor Paris umkehren sollten, als hätten sie sich vor Favre's und Gambetta's Prahlereien gefürchtet.

Am vernünftigsten sprach sich damals die Schlesische Zeitung über die Frage aus. Nachdem sie erörtert, wie die republikanische Regierung, die Presse und das Pöbelgeschrei in Paris im unvernünftigsten Trotze verharre, fährt sie fort: „Wo also nicht wahnwitziger Größen- und Machtdünkel gegen uns kämpft, da ist es das finstere Brüten unversöhnlichster Rache. Welche Hoffnungen können unter solchen Umständen an eine Waffenruhe geknüpft werden, wenn sie vor Vollendung unseres Werkes erfolgt? Hat einmal die Diplomatie die Hand im Spiele, dann wird es sehr schwer werden, wieder freie Hand zu gewinnen, unseren Sieg zu vollenden und Frankreich zu dessen Anerkennung zu zwingen. Selbst das übrige Europa würde uns als halbüberwunden betrachten, wenn wir vor Paris umkehrten und das Garibaldithum nicht zu Paaren trieben. Wir erkennen an, daß es unseren Staatslenkern nicht leicht werden wird, die Intervention der Großmächte vollständig zurückzuweisen, aber wir zittern selbst vor der geringsten Concession. Wie uns Ducrot und viele französische Offiziere bewiesen und wie es die Presse des Landes in noch entschiedenerer Weise darthut, ist die Moral der Nation selbst in demjenigen Punkte in's Wanken gekommen, dessen sich Frankreich stets zumeist gerühmt hat, im Punkte ritterlicher Ehre. Wie können wir von den jetzt herrschenden Elementen, die noch im letzten Herbste den vorsätzlichen Eidbruch

in ihr Programm aufnahmen, erwarten, daß sie die Bedingungen eines Waffenstillstandes ehrlich erfüllen, daß sie nicht weiter rüsten, keine Vorräthe beziehen, keine Truppenbewegungen ausführen, ihre Plätze nicht verproviantiren werden? Jeder Tag, jede Stunde der Waffenruhe ist ein Verlust für uns, der, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt, mit Strömen von Blut wieder eingebracht werden muß. Daß man sich in Frankreich auf eine Wahl zur Constituante einlassen wird, für welche nur auf die Dauer der eigentlichen Stimmabgabe, also auf etwa 24—48 Stunden, Waffenstillstand gewährt wird, glauben wir nicht; dennoch scheint uns eine solche Concession das höchste Maß dessen, was aus Höflichkeit gegen England gewährt werden kann, ohne die Situation bedeutend zu unserm Nachtheil zu ändern. Uns selbst muß es freilich erwünscht seyn, in Frankreich eine Gewalt erstehen zu sehen, mit der sich völkerrechtlich unterhandeln läßt; dieselbe zu schaffen, wird es aber immer noch an der Zeit seyn und besser an der Zeit seyn, wenn Paris die Macht des Siegers gefühlt hat. Vorher wird der Feind sich schwerlich dazu verstehen, uns zu gewähren, was wir fordern und fordern müssen. Erst wenn Paris gefallen und mit ihm ein belangreicher Theil Frankreichs von unseren Heeren fest occupirt seyn wird, verspricht eine längere Waffenruhe eine segensreiche Wirkung. — Unsere gegenwärtige militärische Lage ist glücklicherweise eine solche, um auch auf diplomatischem Gebiet keine allzu scharfen Pressionen fürchten zu müssen. Keine fremde Macht ist gerüstet und keine gewillt, uns zu einem Verzweiflungskampfe herauszufordern. Eine Reihe von Wochen reicht voraussichtlich aus, die Dinge vor Paris wie vor Metz zur Entscheidung zu bringen, und bis dahin genügt es vollständig, die gegen den Süden Frankreichs errungenen Positionen zu behaupten. Selbst ein Echec auf diesen secundären Operationsgebieten würde die Lage nicht ändern. Nach dem Falle von Paris und Metz aber werden Thatsachen geschaffen seyn, denen auch die Diplomaten ihren Respekt nicht versagen werden."

Ganz übereinstimmend erklärte sich auch der Schwäb. Merkur: „Frankreich hat den Krieg gewollt; so mag es auch den Krieg haben so lange, bis es den Frieden will. Will es ihn wirklich, so kann es ihn jeden Augenblick haben, aber Deutschland ist in der Lage, warten zu können, bis Frankreich diesen Entschluß wirklich kundgibt. Es weiß ferner, was es will, es weiß genau, welchen Frieden es bewilligen will, und die zwecklose Fortsetzung des Kriegs von Seite Frankreichs wird jedenfalls nicht dazu dienen, die deutschen Forderungen irgendwie herabzustimmen. Auch die Frage, mit wem der Friede abzuschließen ist, wird sich nach der Einnahme von Paris unschwer erledigen. Mit den Fragmenten einer Regierung, wie sie gegenwärtig in Paris und in Tours sitzen oder zwischen beiden Orten herumfliegen, ist freilich — dies beweist jede Kundgebung, die von dieser Seite kommt — überhaupt kein Friede abzuschließen. Aber die Bevormundung, welche diese mandatlosen Herren über Frankreich ausüben, dieses Regiment, das nur durch die Unterdrückung der öffentlichen Meinung sich aufrecht hält, wird nur so lange dauern, bis die deutschen Bomben und Granaten den Weg nach dem Pariser Stadthaus geöffnet haben werden. Ohnedies werden bis dahin auch die anderen Mitglieder der Regierung dem Beispiele der Collegen Gambetta und Keratry gefolgt und ‚ausgeflogen‘ seyn. Mit dem Fall der Hauptstadt wird das Land wieder in sein Recht treten, die öffentliche Stimme der Provinz wird nicht länger niedergehalten seyn, und die Provinz wünscht das Aufhören des Kriegs, den sie den Parisern verdankt und dessen Früchte sie jetzt genugsam gekostet hat. Tritt nach dem Einzug der Deutschen in Paris eine constituirende Versammlung von Vertretern ganz Frankreichs zusammen, so wird sich das Friedensgeschäft um so leichter erledigen, je fester und unerbittlicher die Forderung Deutschlands ist. Und ganz Frankreich wird an diesem Tage aufathmen. Sicherlich hat Deutschland nicht den mindesten Ehrgeiz, sich in die inneren Dinge und häuslichen Zwiste des Nach-

barvolks zu mischen. Dennoch verdankt Frankreich den deutschen Waffen die Befreiung vom Joch des Kaiserthums. Es wird ihnen auch die Befreiung von der unfähigen Klubregierung verdanken, welche die Geschäfte des Kaiserthums mit der gleichen Verblendung und mit dem gleichen Erfolge fortgesetzt hat."

Auffallenderweise hatte sich die viel gelesene Kölner Zeitung dafür erklärt, nur der Theil von Lothringen, in dem noch vorzugsweise deutsch gesprochen wurde, solle zu Deutschland kommen, Metz aber, weil hier französisch gesprochen werde, bei Frankreich bleiben. Die angesehensten Bürger der Stadt Trier sandten dem Bundeskanzler einen Protest gegen diese Auffassung ein, denn im deutschen Moselgebiet wußte man am besten zu würdigen, wie unentbehrlich ihnen Metz zur Vertheidigung gegen französische Angriffe sey. Der Protest lautete: „Gegen diese von der ‚Kölnischen Zeitung' in zahlreichen Leitartikeln vertheidigte und als die wahre öffentliche Meinung von ganz Deutschland hingestellte Anschauungsweise sehen sich die unterzeichneten Einwohner der Stadt Trier und Umgegend veranlaßt, für ihren Theil auf das Energischste zu protestiren und Ew. Excellenz zugleich ihr Zeugniß dafür entgegen zu bringen, daß die theoretischen und praktischen Bedenklichkeiten, mit welchen man die Einverleibung der Stadt Metz bekämpft, hierorts von der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht gebilligt werden. Allerdings müssen wir nach unserer Kenntniß der lothringischen Bevölkerung annehmen, daß sie vorerst die Abtrennung von Frankreich schwer empfinden werde indessen sind wir zugleich überzeugt, daß in dieser Hinsicht zwischen diesseits und jenseits der Sprachgrenze ein erheblicher Unterschied nicht hervortreten wird. Die Schwierigkeiten, welche aus einem solchen Verhältnisse wirklich entspringen, und die Gefahren, welche man furchtsamerweise daraus hervorgehen sieht, scheinen uns kaum in die Wagschale fallen zu können gegenüber den schwer wiegenden Vortheilen, welche nach dem Urtheile der Fachkundigen der Besitz der Festung für unsere Landesvertheidigung mit sich bringen wird.

Insbesondere aber halten wir, die wir in der nächsten Nähe der bisherigen Grenze wohnen, uns für berechtigt, dagegen Protest zu erheben, daß man jener Stimmung der zu erwerbenden Landestheile eine größere Berücksichtigung angedeihen lasse als der unbehaglichen Situation, in der wir uns fortdauernd, und den ernsten Gefahren, in denen wir uns beim wirklichen Ausbruch des Krieges befunden haben."

Endlich gab die Provinzial-Correspondenz einen völlig beruhigenden Aufschluß. „Die Gerüchte über Waffenstillstandsversuche, welche schon seit einiger Zeit die politischen Kreise bewegten, haben in den letzten Tagen einen bestimmten Anhalt gewonnen: es wird berichtet, daß England in der That Schritte gethan habe, um die provisorische Regierung in Frankreich zu erneuten Anträgen auf Bewilligung eines Waffenstillstandes Behufs Einberufung einer nationalen Vertretung Frankreichs zu bestimmen, und daß die übrigen Mächte gleichzeitig zu einer Einwirkung in derselben Richtung aufgefordert und dieser Aufforderung theilweise bereits nachgekommen seyen. Es scheint nicht, daß die englische Regierung ihrerseits bestimmte Vorschläge oder Rathschläge in Bezug auf die Grundlagen des Waffenstillstandes gemacht hat, sie scheint vielmehr ihre Einwirkung wesentlich darauf beschränkt zu haben, die einstweilige Regierung in Frankreich in warmer und dringender Weise dazu aufzufordern, durch Nachsuchung eines Waffenstillstandes und Einberufung einer Landesvertretung den Weg zu betreten, auf welchem die Wiederherstellung des Friedens allein möglich erscheint. Dem Schritte der englischen Regierung liegt hiernach auch jetzt die Absicht fern, ihrerseits eine Einmischung in den Kampf zwischen Deutschland und Frankreich zu unternehmen; es liegt ihrem Vorgehen ferner die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß jeder Versuch, dem weiteren Verlaufe des Krieges Einhalt zu thun, vergeblich seyn würde, wenn nicht Frankreich zunächst zu dem Bewußtseyn und Anerkenntniß seiner Friedensbedürftigkeit gebracht wird. Der Schritt der englischen Regierung würde gewiß hohen Dank verdienen, wenn

er geeignet wäre, in dieser Beziehung eine tiefere Wirkung in Frankreich zu üben. Die Erfahrungen, welche Herr Thiers von seiner Rundreise in Europa mit zurückgebracht, so wie die Zustände, welche er bei seiner Rückkehr in Frankreich vorgefunden hat, mußten allerdings dazu beitragen, den Vorstellungen Englands ein erhebliches Gewicht zu verleihen. Dennoch darf man kaum wagen, sich großen Hoffnungen in Bezug auf das Gelingen des Waffenstillstandsversuches hinzugeben, da noch alle Kundgebungen der augenblicklichen Machthaber in Frankreich bis in die letzte Zeit hinein erkennen lassen, wie weit dieselben davon entfernt sind, die Gesichtspunkte anzuerkennen, von welchen bei allen ernstlichen Friedensanbahnungen, mithin auch bei Waffenstillstandsverhandlungen, auszugehen seyn wird. Graf Bismarck hat diese unabweislichen Gesichtspunkte im voraus klar und bestimmt bezeichnet, und es ist kein Grund anzunehmen, daß nach der inzwischen nothwendig gewordenen Fortsetzung des Krieges und nach den dabei errungenen weiteren Erfolgen unserer Waffen ein Abgehen von jenen im nationalen Interesse gestellten Forderungen zulässig erscheinen sollte. Wohl aber hat der Fortgang des Krieges wie die Annäherung an die letzten Ziele desselben die Verhandlungen über einen bloßen Waffenstillstand ungemein erschwert; denn in so fern der Waffenstillstand nicht schon die politischen Bürgschaften des künftigen Friedens selbst in sich trägt, würde er um so mehr die militärische Bürgschaft gewähren müssen, daß durch seine Bewilligung nicht die Erfolge beeinträchtigt werden, deren baldige Erreichung wir gegenwärtig vor Paris eben so wie vor Metz und auf allen anderen Gebieten des Kriegsschauplatzes mit Zuversicht in Aussicht nehmen dürfen. Es ist kaum anzunehmen, daß die jetzigen Machthaber Frankreichs ihre Auffassungen und Stimmungen in kurzer Zeit so sehr gewandelt haben sollten, um in dieser Beziehung die Berechtigung und Nothwendigkeit unserer Forderungen im Wesentlichen anzuerkennen. Aus diesen Gründen ist es schwer, an einen Erfolg der wohlgemeinten Schritte

Englands zu glauben. Die Regierung in Tours hat allerdings die gegebene Anregung benutzt, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und die Wahl des Herrn Thiers zum Unterhändler scheint dafür zu sprechen, daß man sich wenigstens von der Unmöglichkeit der Feststellung des Standpunktes, welchen vor Kurzem Jules Favre vertreten hat, überzeugt habe. Es bleibt jedoch abzuwarten, in wie weit die provisorische Regierung fähig und bereit ist, das Gewicht der vollzogenen Thatsachen und der darauf begründeten Forderungen rückhaltlos anzuerkennen und in Waffenstillstandsbedingungen zu willigen, welche uns die Sicherheit gewähren, daß der wohlverdiente Friedenspreis uns nicht verkümmert werden könne.

Ueber die Verzögerung des Angriffs auf Paris schreibt dieselbe Correspondenz: „Die einzig richtige Erklärung der seitherigen Verzögerung ist, daß die nothwendigen militärischen Vorbereitungen nicht rascher gefördert werden konnten. Die ursprünglichen Berechnungen und voraneilenden Erwartungen beruhten zunächst auf der Annahme, daß eine theilweise Beschießung von Paris schon stattfinden würde, sobald das dazu unbedingt erforderliche Material an Festungsgeschütz bei der Belagerungsarmee eingetroffen seyn würde. Es lag dabei vor Allem die Voraussetzung zu Grunde, daß der Muth und die Widerstandskraft der in allen Richtungen leicht erregbaren pariser Bevölkerung Angesichts einer Beschießung sehr bald zur Verwirrung und Nachgiebigkeit umschlagen würde. Nach dem Falle von Toul schien nun die Hoffnung begründet, daß die nach jener Auffassung erforderliche Anzahl von Belagerungsgeschützen nebst Munition in kurzer Zeit bis vor Paris würden geschafft werden können. Im Kriegsrathe unseres Königs gelangte jedoch nicht jener Gesichtspunkt einer wesentlich moralischen Wirkung auf die pariser Bevölkerung zur entscheidenden Geltung, sondern die ernst militärische Auffassung des Bombardements, nach welcher auch diese kriegerische Operation von vorn herein mit der vollen Energie und allseitigen Vorbereitung in Angriff genommen werden

sollte, durch welche alle Aufgaben während des ganzen Verlaufs des Krieges so erfolgreich gelöst worden sind. Man verzichtete darauf, Paris, wie man es allerdings schon vor Wochen gekonnt hätte, durch eine vorläufige Beschießung zu schrecken, welche den gehofften Eindruck möglicherweise doch verfehlt und in solchem Falle ein erstes Mißlingen bereitet hätte; man schritt vielmehr sofort zu den umfassendsten Vorbereitungen, um die artilleristische Aufgabe, wenn auch mit einem kurzen Verzuge, doch um so wirksamer und nachdrucksvoller durchzuführen. Die Vorarbeiten hierzu haben allerdings eine etwas längere Zeit in Anspruch genommen, als zunächst (auch an dieser Stelle) vorausgesetzt war; die Schwierigkeiten der Herbeischaffung des gewaltigen Materials an Geschütz und Munition haben sich als noch erheblicher erwiesen, als man sie geschätzt hatte. Die Eroberung der Festung Sebastopol Seitens der vereinigten Engländer, Franzosen und Italiener hat ein ganzes Jahr erfordert. Man hat daher keinen Grund zur Ungeduld, wenn die ursprünglichen Erwartungen vor Paris um eine kurze Weile überschritten worden sind. Mit größter Bestimmtheit aber darf wiederholt hervorgehoben werden, daß die Verzögerung einzig und allein durch die in der Sache liegenden Schwierigkeiten, nicht durch irgend welche politischen Bedenken veranlaßt worden ist."

Inzwischen erinnerte der Fall von Metz, daß auch der von Paris bald nachfolgen würde, und England strengte sich von Neuem an, durch die Einsprache seiner Presse und Diplomatie den Siegeslauf der Deutschen aufzuhalten. Die Times versicherte, Preußen müsse sich jedenfalls begnügen, daß Metz geschleift werde, nur ja dürfe es Metz nicht behalten wollen. Der Nordd. Allg. Zeitung theilte eine am 20. Oktober an den englischen Gesandten in Berlin, Lord Loftus, gerichtete Depesche Granvilles mit, welche, anknüpfend an Bismarck's Erklärung, daß bei Verlängerung des Kampfes vor Paris der Untergang von Hunderttausenden durch Hunger herbeigeführt werden könnte, Englands Schritte behufs

eines Waffenstillstands, Zusammenberufung einer Constituante und Wiederherstellung des Friedens darthut. Die gedachte Zeitung bemerkt hierzu: Noch jetzt ist der König bereit, auf einen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen zur Constituante einzugehen, die wir eben so sehr wünschen, als das französische Volk; aber eben deshalb, weil wir sie wünschen, will die Regierung der nationalen Vertheidigung sie nicht; so bleibt uns nichts übrig, als die Erzwingung eines passenden Friedens mit Waffengewalt, gleichviel was für Paris daraus resultire.

Am 28. Oktober beantwortete Bismarck die englische Note mit folgenden Bemerkungen: „Wir sind in unserm vollen Rechte gewesen, wenn wir in der Mittheilung vom 11. Oktober, auf welche der englische Herr Minister sich bezieht, jede Verantwortlichkeit für die traurigen Folgen von uns ablehnen, welche ein bis auf's Aeußerste fortgesetzter Widerstand der Festung Paris für die Bevölkerung dieser Stadt haben muß. Wenn die königlich großbritanische Regierung den Versuch gemacht, dieses Gouvernement von dem gewaltthätigen und gefährlichen Wege, auf dem es sich befindet, abzuwenden und es Erwägungen zugänglich zu machen, welche Frankreich vor dem weiteren Fortschritte seiner politischen und socialen Zerrüttung und seine glänzende Hauptstadt vor den Zerstörungen der Belagerung bewahren, so können wir das nur dankbar anerkennen. Wir können uns freilich der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen zu seyn scheint, die wohlwollende Intention des englischen Cabinets von derselben nur mißverstanden und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde, welche gerade das Gegentheil von den Absichten Lord Granville's bewirken könnte."

Thiers machte damals viel von sich reden und zog die Augen

von ganz Europa auf sich, obgleich er weder Frankreich in seiner Hand, noch auch bei den neutralen Mächten etwas ausgerichtet hatte. Seine Rundreise von Paris über London, Petersburg, Wien, Florenz und Tours glich so ziemlich der windigen Luftfahrt Gambettas und entsprach ganz den phantastischen Täuschungen, mit denen damals das französische Volk hingehalten wurde. Er hatte nirgends im Ausland Hülfe für Frankreich gefunden und besaß auch keine Mittel, in Frankreich selbst seinen Willen durchzusetzen, da er, obgleich von der republikanischen Regierung bei den neutralen Mächten legitimirt, doch eben dieser Regierung nicht nützen wollte, sondern den Hintergedanken hatte, sie zu stürzen und das Haus Orleans zu restauriren. Indessen kam ihm doch Vieles zu statten und verlieh ihm in der augenblicklichen Krise eine Bedeutung.

Hatten ihm die neutralen Mächte auch keine Versprechungen gemacht, so durfte er doch darauf rechnen, daß keine von ihnen dem sich immer mehr einigenden und verstärkenden Deutschland wohlwollte. Die gekrönten Häupter Europas und ihre Diplomaten waren zu lange an ein uneiniges und daher schwaches und passives, immer mehr oder weniger von ihnen beeinflußtes Deutschland gewöhnt und das war ihnen sehr bequem gewesen. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen neben der Viel- und Kleinstaaterei im übrigen Deutschland hatte ihren Diplomaten an den deutschen Höfen einen unverhältnißmäßigen Einfluß, zuweilen sogar eine Art von Vormundschaft ermöglicht. Sie waren gewohnt, die deutsche Erde eigentlich nur als ein Ausgleichungs- und Tauschobjekt anzusehen, wenn collidirende dynastische Interessen einen neuen Ausgleich suchten. Vor der deutschen Nation als solcher hatte nirgends die romanische, ja nicht einmal die slavische Respekt. Nun auf einmal erhob sich Deutschland wenn auch noch nicht in seiner ganzen Nationalkraft, doch auch noch ohne die Mithülfe seiner Stammgenossen an der untern Donau, in den Alpen, an der Schelde und am Zuydersee, in einer wunderbaren, alles überwältigenden Stärke.

Das machte der sämmtlichen europäischen Diplomatie vom alten Schlage nichts weniger als Freude und insofern fand Thiers mit seinen Klagen bei derselben allerdings Sympathie und Wohlwollen. Nur eine Intervention versprachen ihm die neutralen Mächte nicht und konnten sie ihm auch nicht versprechen, weil sie zunächst nicht gerüstet waren, auch für Frankreich, dem sie mißtrauten, keine Opfer bringen wollten, vielmehr nicht ohne Schadenfreude der Demüthigung des Tuilerienkabinets zusahen, von dem sie oft chikanirt und brüskirt worden waren. England sah ungern eine deutsche Seemacht entstehen, wußte aber wohl, daß, wenn Frankreich gesiegt hätte, der englische Schutz kaum mehr ausgereicht haben würde, um Belgien zu retten. Rußland war zu panslavistisch geworden, um im Pangermanismus nicht einen Feind zu erkennen; wenn es aber Frankreich gegen Preußen hätte unterstützen wollen, so würde das nur Oesterreich zugute gekommen seyn und ein mächtiges Oesterreich war der russischen Politik im Orient zu gefährlich.

Italien endlich mußte sich auf doppelte Weise vor Frankreich scheuen, denn wenn dasselbe eine Republik bleiben sollte, so würde auch Viktor Emanuel gleich seinem Gönner, dem französischen Kaiser, Opfer einer Revolution werden; sollte aber die klerikale Partei in Frankreich siegen, so würde dieselbe auch die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherstellen wollen. Es fiel daher Viktor Emanuel nicht schwer, das Ansinnen, welches ihm Thiers im Namen der französischen Republik machte, gleich jetzt mit 150,000 Mann Frankreich zu Hülfe zu kommen, abzulehnen. Ueberdies wurde Thiers in Florenz verspottet, denn gerade er war es immer gewesen, der in der französischen Kammer die italienische Einheit eben so fanatisch wie die deutsche bekämpft hatte.

Also brachte Thiers von seiner diplomatischen Rundreise nichts Positives zu Gunsten Frankreichs mit, indem er aber auf der Rückreise zu Tours eifrig bemüht war, mit Hülfe anderer Mitglieder der ehemaligen Opposition im gesetzgebenden Körper die Einberufung

einer constituirenden Nationalversammlung zu betreiben, kam er damit dem Wunsche des Königs von Preußen entgegen, der die Einberufung jener Versammlung begünstigen wollte, damit Frankreich wieder eine rechtmäßige Regierung erhalte, mit welcher ein dauernder Friede geschlossen werden könne. Von der Versammlung, wenn sie zu Stande kam, hoffte Thiers, sie werde eine Restauration der Orleaniden begünstigen, welche nach dem Sturz der Napoleoniden am geeignetsten erschien, das französische Staatsschiff zwischen dem socialistischen und ultramontanen Extrem hindurchzusteuern. Nachdem Thiers eines preußischen Geleitscheins versichert war, begab er sich am 1. November nach Versailles, wo er mit Graf Bismarck eine dreistündige Unterredung pflog. Der Letztere wollte einen Waffenstillstand von 25 Tagen zum Behuf der Einberufung einer Nationalversammlung bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß in der militärischen Stellung nichts geändert werde.

Mit dieser Concession fuhr nun der alte Thiers nach Paris hinein und soll beim Anblick der Stadt geweint haben. Paris war außerordentlich aufgeregt, theils wegen des letzten mißlungenen Ausfalls, von dem man einen großen Erfolg erwartet hatte, theils wegen der eben angelangten Nachricht von der Metzer Kapitulation. Die Socialisten rührten sich wieder und hatten insgeheim schon eine Art Nebenregierung vorbereitet. General Trochu mußte am 28. Oktober schon wieder dringend vor ihren Eigenmächtigkeiten warnen und in einer Proklamation das willkürliche Einbrechen in Häuser und die Mißhandlung von Personen verbieten. Da er aber zu schwach gewesen war, um gleich beim ersten offenen Aufstand Flourens und die andern Verschwörer festzunehmen, so gehorchte man ihm nicht. Am 31. Oktober war die Aufregung in der Stadt schon wieder so hoch gestiegen, daß die Verschwörer an der Spitze ihrer Banden wieder vor das Stadthaus rückten, die Abdankung der Regierung und die Einsetzung einer Commune, d. h. eines alleingebietenden Pariser Gemeinderaths wie in der ersten Revolution verlangten und

sich allem Zureden Trochus und Simons zum Trotz nicht beruhigen ließen. Die Menge wurde immer lärmender, obgleich sie noch keine Gewaltthätigkeiten beging. Einen Augenblick zerstreute sie sich, als plötzlich ein Schuß, man weiß nicht, wer ihn abfeuerte, fiel. Bald rottete sie sich aber von Neuem zusammen, und ließ verschiedene Listen mit den Namen derer circuliren, welche die neue Regierung bilden sollten. Auf denselben befanden sich Ledru-Rollin, Viktor Hugo, Felix Pyat, Dorian (schon jetzt Mitglied der Regierung), Mottu (der Maire, welcher überall die Crucifixe wegnehmen ließ), Delescluze, Bonvalet, Schoelcher, Joigneaux, Martin Bernard (der Historiker), Greppo, Blanqui, Flourens und Rochefort. Gegen drei Uhr endlich drang die Menge in das Hotel de Ville ein. Die Mobilgarden, welche mit der Vertheidigung desselben betraut waren, leisteten keinen Widerstand, sondern ließen Alles ruhig geschehen und duldeten sogar, daß man die Mitglieder der Regierung zu Gefangenen machte, nachdem man vorher Etienne Arago gezwungen hatte, einen im voraus hergerichteten Anschlagzettel zu unterzeichnen, auf welchem sich ein Dekret befand, das die Wahlen für die Commune auf den nächsten Tag festsetzte. Zugleich bemühte sich Flourens, der Hauptmann der ganzen Bewegung, General Trochu und den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung ihre Demission zu entreißen. Sie verweigerten dieses, wurden aber gefangen gehalten.

Ein Bericht sagt aus: Man hat dieselben an Stühle festgebunden. Auf Jules Favre wurde sogar geschossen, die Kugel ging aber fehl. Derselbe Favre hatte in Ferrières zum Grafen Bismarck gesagt: Es gibt keinen Pöbel in Paris. Nun lernte er ihn kennen. Picard hatte die meiste Gegenwart des Geistes, sofern er, schon verhaftet, seine Verfolger, um ihnen eine Urkunde zu übergeben, in ein Zimmer mit einem geheimen Ausgang hineinlockte, hier plötzlich aus ihren Augen verschwand, in die Stadt entkam und Hülfe herbeirief. Er begab sich auf das Finanzministerium

und ergriff sofort die für die Organisation des Widerstandes nothwendigen Maßregeln, während seine Collegen die Gefangenen der Aufrührer waren. Picard sandte geschriebene und unterzeichnete Ordres an den Generalstab des Gouverneurs, an den der Nationalgarde und befahl, in allen Stadtvierteln Generalmarsch zu schlagen. Er ließ die Nationaldruckerei besetzen, befahl dem „offiziellen Journal", nichts zu drucken, und sandte an alle Ministerien die Weisung, sich auf der Defensive zu halten. Gegen 8 Uhr wurden General Trochu und Jules Ferry von dem 106. Bataillon der Nationalgarde befreit, welches zuerst auf dem Platze vor dem Stadthause angekommen war. Die übrigen Regierungsmitglieder waren noch von den Leuten des Bataillons Flourens festgehalten, wurden aber auch endlich frei. Die Verwirrung dieser Nacht war ungeheuer. Spitzbuben suchten von ihr zu profitiren. Peuple Français berichtet, daß der Bürger Milière sich am 31. Oktober zum Finanzminister ernannt hatte. Der gewesene Versicherungsagent wollte seinen Posten im Hotel der Rue Rivoli einnehmen, wo man ihn jedoch nicht aufnahm. Felix Pyat, welchem Milière's Ernennung noch unbekannt war, schrieb an Ernst Picard ein Billet, welches lautete: „Schicken Sie mir auf der Stelle 15 Millionen, die ich nöthig habe." Picard bewahrt dieses werthvolle Autograph auf. Wir bitten nicht zu vergessen, daß diese fast unglaublichen Charakterzüge über die Pariser Persönlichkeiten wörtlich der Correspondence de Tours entnommen sind.

Am tollsten ging es auf dem Stadthause her. Hier riß sich das 106. Bataillon der treuen Nationalgarde mit den Bataillonen von Flourens herum, bis jene diesen die gefangenen Regenten entrissen hatten. Doch floß kein Blut. Nur Trochu wurde wie Favre mit Erschießen bedroht. Flourens und die Seinen mußten endlich weichen. Rochefort benahm sich erbärmlich. Ein Theil ließ ihn hoch leben, ein anderer schrie: Nieder mit ihm! Er wollte reden, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Ich bin wie ihr vom

Volk, rief er, aber man antwortete: Du bist ein Aristokrat (er führte wirklich den Titel eines Grafen). Es blieb ihm nichts übrig, als sich aus dem Staube zu machen. Nach Mitternacht wurde die Ruhe endlich hergestellt.

Es war ein Versuch der rothen Republikaner, die blauen aus der Regierung zu verdrängen. Die letztern (Trochu und Favre) verhielten sich zu den erstern (Flourens und Rochefort) ziemlich so, wie sich 1793 die Gironde zum Berg und dem Pariser Gemeinderath verhalten hatte.

Die Mobilgarden, meist Leute vom Lande, wußten anfangs nicht recht, woran sie waren, theilten aber die Sympathien des Pöbels von Belleville (dem wildesten Stadttheil von Paris) nicht, wurden belehrt und erließen an die glücklich gerettete Regierung eine Adresse, die wohl beitrug, Trochu noch mehr Muth zu machen: „Die unterzeichneten Bataillone der Mobilen, die nach Paris berufen worden sind, haben das gestern auf Eure Personen begangene Attentat mit Entrüstung vernommen. Sie erheben sich mit ihrer ganzen Kraft gegen solche Thatsachen und sie sind entschlossen, sie nicht nochmals zu dulden. Die Mobilen sind aus Männern zusammengesetzt, die zur Vertheidigung des Vaterlandes unter die Waffen berufen wurden. Sie sind zugleich Bürger und Soldaten. Als Soldaten erwarten sie nur Befehle; sie denken nicht daran, dieselben zu discutiren. Sie wollen nur gehorchen. Als Bürger kommen und verlangen sie ihre Rechte. Deshalb kommen sie im Namen dieser gestern von den Meuterern vollständig mißkannten Rechte, um Euch zu sagen, daß sie keine Regierung der ‚Commune' von Paris wollen. Die Provinz will repräsentirt seyn; die Provinz hält darauf, daß man sie nicht bei Seite läßt. Wir wollen in der That nicht, daß uns eine Handvoll Leute eine Regierung nach ihrem Geschmack aufzwingt. Wir wollen vor Allem, daß es ganz Frankreich ist, welches uns befiehlt, und wir werden Allem, was Aufruhr oder Partei ist, den Gehorsam verweigern. Ihr seyd in

schweren Zeiten an der Gewalt; behaltet dieselbe. Das Land wird berathen, wenn die Gefahr vorbei ist. Aber die ‚Commune‘ von Paris würde nur eine habgierige und lärmende Minorität repräsentirt haben. Wir wollen sie nicht. Wir würden ihr nicht gehorchen. Paris, 1. November 1870.“

Am andern Tage erließ Trochu schon wieder eine Proklamation, durchritt die Reihen der Nationalgarden und wurde mit lautem Beifall begrüßt. Unter diesen Umständen langte Thiers in der Stadt an und konnte nun den Waffenstillstand bevorworten. Trochu's Proklamation erklärte sich wirklich für den Waffenstillstandsvorschlag, denn sie lautete: „Dieser Antrag ist ehrenvoll für uns. Die Regierung stellte selbst die Bedingungen, welche ihr würdig und fest erschienen. Sie stipulirte eine Dauer von wenigstens 25 Tagen, die Verproviantirung von Paris während dieser Zeit, das Recht der Abstimmung bei den Wahlen der Nationalversammlung für die Bürger aller französischen Departements. Es war ein großer Unterschied zwischen diesen Waffenstillstandsbedingungen und denen, welche der Feind uns früher gemacht hatte: 48 Stunden effective Dauer und einige sehr beschränkte Beziehungen mit der Provinz für die Vorbereitung der Wahlen; keine Verproviantirung; einen festen Platz als Pfand; die Nichttheilnahme der Bürger des Elsaßes und Lothringens an der Abstimmung für die nationale Vertretung. An den heute in Vorschlag gebrachten Waffenstillstand knüpfen sich andere Vortheile, von denen sich Paris Rechenschaft ablegen kann, ohne daß es nöthig ist, sie hier aufzuzählen. Und dies wirft man uns als eine Schwäche vor, vielleicht als einen Verrath an der Regierung der nationalen Vertheidigung. Eine winzige Minorität, die nicht den Anspruch erheben kann, die Gefühle der pariser Bevölkerung zu vertreten, hat die öffentliche Erregung benutzt, um zu versuchen, sie auf gewaltsame Weise der Regierung zu unterstellen.“ Freilich konnte Trochu sich keinen Erfolg von seinen Worten versprechen, da sie die Unwahrheit enthielten, der König von

Preußen habe die Verproviantirung von Paris zugestanden. Man begreift kaum, wie Trochu zu einer so unwahren Behauptung kam.

Inzwischen wurden doch die rebellischen Bataillonschefs der Nationalgarde von Paris, voran Flourens, abgesetzt, was Rochefort veranlaßte, sich von der Regierung zurückzuziehen. Ein Dekret vom 2. November drohte jedem Bataillon der Nationalgarde Entwaffnung und Auflösung, wenn es sich wieder ohne rechtmäßige Einberufung versammle. Garnier Pagès, Pelletan und General Tamisier sollen sich unwohl befunden haben in Folge der Gewaltthätigkeiten, die sie hatten erleiden müssen. Man begreift, wie schwach die Regierung auch noch nach diesem neuen Siege war, da sie wieder nicht wagen durfte, Flourens und die andern Gewaltthäter zu verhaften. Sie decretirte vielmehr Vergessenheit des Geschehenen und wußte sich in Bezug auf den Waffenstillstandsvorschlag nicht anders zu helfen, als daß sie in aller Geschwindigkeit ein Plebiscit in Scene setzte. Sämmtliche Pariser Einwohner sollten sich mit Ja und Nein erklären, ob sie den Waffenstillstand wollten oder nicht. Auf diese Weise entzog sich die schwache Regierung der eigenen Verantwortung.

Die Abstimmung wurde am 3. November vorgenommen und ergab 557,976 Nein gegen 62,638 Ja. Die Abweisung des Waffenstillstands erklärt sich sehr natürlich aus dem Unverstand und Trotze des Pöbels, sobald er keine Hoffnung mehr hatte, Paris neu verproviantirt zu sehen. Unter diesen Umständen konnte nun der alte Thiers nichts mehr ausrichten. Da man den Parisern den Fall von Metz verhehlt hatte, machte die Schreckensnachricht, die er davon mitbrachte, keinen ihm günstigen Eindruck. Man hat ihm, hieß es, den starrsten und hohnvollsten, ja beleidigendsten Unglauben entgegengestellt. Thiers kam deshalb sehr gebeugt zurück und seine reizbare Natur war um so erregter und er selbst sprach sich um so bitterer über die Zustände aus, die in Paris herrschten, je tiefer die Wunden gewesen, die man in der belagerten Stadt seiner

persönlichen und staatsmännischen Eitelkeit geschlagen. Ferner hieß es: Seit der Abreise Thiers aus Paris donnern unaufhörlich die Kanonen vom Fort Valerien oder Fort Issy als Antwort auf die Vorschläge wegen einer Waffenruhe. Der arme Thiers hatte Paris so satt bekommen, daß er seinen kurzen Aufenthalt daselbst nur benutzte, um aus seinem Hotel seine besten Habseligkeiten in einer ganzen Reihe von Wagen mitzunehmen. Er war außerordentlich niedergeschlagen. Graf Bismarck vernahm von ihm das Mißlingen seiner Mission, schlug ihm aber noch vor, die Regierung von Paris und Tours möge die Wahlen nach Belieben ausschreiben und den Termin mittheilen. Die deutschen Heere versprächen, auch ohne Waffenstillstand die Wahlen in den ganzen okkupirten Theilen Frankreichs zuzulassen, sie zu fördern und ihre Freiheit zu achten. Thiers hatte darauf eine Besprechung mit Favre und Trochu an der Vorpostenlinie, war aber, als er nach Versailles zurückkehrte, nicht ermächtigt worden, den deutschen Vorschlag anzunehmen, sondern hatte vielmehr Befehl, die Verhandlungen abzubrechen.

Graf Bismarck gab in einem Rundschreiben vom 8. November den klarsten Aufschluß über die mißlungenen Waffenstillstandsverhandlungen. Nachdem er vorausgeschickt, wie nachtheilig der Waffenstillstand überhaupt für die deutschen Armeen gewesen seyn würde, sofern sie zur Unthätigkeit verdammt, die Franzosen aber in den Stand gesetzt worden wären, sich neu zu rüsten, schreibt er: „Ungeachtet dieser Erwägungen ließ Se. Majestät der König den Wunsch, einen ersten entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu thun, vorwiegen, und ich wurde ermächtigt, Herrn Thiers sofort mit der Gewährung eines Waffenstillstandes auf 25, oder auch, wie er später gewünscht, 28 Tage auf dem Grund des einfachen militärischen status quo am Tage der Unterzeichnung entgegenzukommen. Ich schlug ihm vor, durch eine zu bestimmende Demarkationslinie die Stellung der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung seyn würde, abzugränzen, die Feindseligkeiten auf

vier Wochen zu sistiren uud in dieser Zeit die Wahlen und die Constituirung der nationalen Vertretung vorzunehmen. In Bezug auf die Wahlen im Elsaß konnte ich erklären, daß wir auf keiner Stipulation bestehen würden, welche die Zugehörigkeit der deutschen Departements zu Frankreich vor dem Friedensschlusse in Frage stellen könnte, und daß wir keinen Bewohner der letzteren dafür zur Rede stellen würden, daß er als Abgeordneter seiner Landsleute in einer französischen Nationalversammlung erschienen sey. Ich war erstaunt, als der französische Unterhändler diese Vorschläge, bei welchen alle Vortheile auf französischer Seite waren, ablehnte und erklärte, einen Waffenstillstand nur dann annehmen zu können, wenn derselbe die Zulassung einer umfassenden Verproviantirung von Paris einschlösse. Ich erwiderte, daß diese Zulassung eine so weit über den status quo und über jede billige Erwartung hinausgehende militärische Conzession enthalten würde, daß ich ihn frage, ob er ein Aequivalent dafür zu bieten im Stande seyn werde, und welches? Herr Thiers erklärte, zu keinem militärischen Gegenanerbieten ermächtigt zu seyn und die Forderung der Verproviantirung von Paris stellen zu müssen, ohne uns dafür etwas Anderes bieten zu können, als die Bereitwilligkeit der Pariser Regierung, der französischen Nation die Wahl einer Vertretung zu gestatten, aus welcher wahrscheinlich eine Behörde hervorgehen würde, mit welcher uns über den Frieden zu unterhandeln möglich seyn werde. In dieser Lage hatte ich das Ergebniß unserer Verhandlungen dem König und seinen militärischen Rathgebern vorzulegen. Se. Majestät war mit Recht befremdet über so ausschweifende militärische Zumuthungen und enttäuscht in den Erwartungen, welche Allerhöchstderselbe an die Unterhandlungen mit Herrn Thiers geknüpft hatte. Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt werden sollten, auf welchem sie beim Beginn der Einschließung von Paris

gewesen waren, konnte nur von Neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden, der Nation die Wahlen zu versagen, suchte, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieselben ohne Störung zu vollziehen."

Der König von Preußen hatte nun doch seinen guten Willen gezeigt, obgleich man im preußischen Hauptquartier wohl längst überzeugt war, daß den Franzosen mit Güte nicht beizukommen sey und daß sie nicht eher Vernunft annehmen, als bis sie müssen. Denn jedes Entgegenkommen sehen sie nur als Schwäche oder Dummheit an. Doch wurde nicht sogleich zum Bombardement geschritten, weil die Herbeischaffung von Lebensmitteln für das große deutsche Belagerungsheer und der Transport der Gefangenen von Metz die Eisenbahn allzusehr in Anspruch genommen und das vollständige Eintreffen der Munition für die schweren Geschütze verzögert hatte. Zudem fingen die Lebensmittel in Paris wie früher in Metz sich zu verringern an und auch ohne Bombardement mußte Paris wie Metz durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Die Belagerungsarmee begnügte sich daher, die Einschließung von Paris bis zum äußersten Grade zu verschärfen, niemand mehr heraus, niemand mehr hinein zu lassen und sogar die Personen, die mit einem Luftballon gekommen, wenn man ihrer habhaft würde, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Schon vorher hatte Graf Bismarck die Berechtigung auswärtiger Diplomaten, die noch in Paris zurückgeblieben waren, trotz des Belagerungszustandes mit ihren resp. Regierungen frei verkehren zu dürfen, in Frage gestellt und nach dem Völkerrecht zumal unter den hier eingetretenen besondern Umständen nicht für zulässig erachtet. Die fremden Gesandten hatten sich daher schon größtentheils entfernt. Unter anderm hatte sich auch Monsignor Chigi, der päpstliche Nuntius, Paris zu verlassen beeilt, hauptsächlich aus Angst, wie man glaubte, um seine schönen und fetten Rappen, die man ihm wegnehmen und schlachten könnte. Und am 27. Oktober folgten ihnen der russische und nordamerikanische

Gesandte nach, so daß nur noch de Boyen, der belgische, und Kern, der Schweizer Gesandte zurückblieben. In den ersten Tagen des November fielen den preußischen Truppen drei aus Paris kommende Luftballons in die Hände mit sieben Personen, die nach preußischen Festungen geschickt wurden, um dort kriegsrechtlich abgeurtheilt zu werden. Die ihnen abgenommenen Papiere kompromittiren Diplomaten und andere Personen, denen man, mit Rücksicht auf ihre Stellung und ihr Ehrgefühl, den Verkehr von Paris aus gestattet hatte.

Arago übte damals in Paris eine neue feige Bosheit, um sich an den Deutschen zu rächen, indem er befahl, das Eigenthum der vertriebenen Deutschen als steuerpflichtig anzusehen und dasselbe, wenn die Steuer nicht bezahlt werde, in Beschlag zu nehmen.

Von deutscher Seite war Alles geschehen, was möglich war, um Paris das Bombardement zu ersparen. Und doch log Favre noch einmal am 8. November in einem Umlaufschreiben, Preußen sey allein Schuld, daß der so sehnlich gewünschte Waffenstillstand nicht zu Stande gekommen sey. Europa verlange denselben, damit die Constituante einberufen werden könne. Aber Preußen weise es hochmüthig ab, indem es unerträgliche Bedingungen stelle. Alle Verantwortung falle daher auf Preußen, Frankreich aber verzage nicht, sondern ziehe seinen Muth zu Rathe!

Mit diesem Muth ließen sich aber weder die Deutschen vertreiben, noch der Hungersnoth in Paris vorbeugen. Die Maires der verschiedenen Pariser Bezirke hielten eine Sitzung, in welcher constatirt wurde, daß in der ersten Hälfte des November, ungerechnet die regulären Truppen und die Moblots, 2,036,000 Menschen in Paris lebten. Wie sollten diese eine lange Belagerung aushalten? Nach Verwerfung des Waffenstillstands mußte man das Bombardement erwarten. Nachrichten aus Paris meldeten: „Man bereitet sich auf die Beschießung vor, Läden und Magazine sind fest geschlossen, man arbeitet daran, die Fenster gegen das Eindringen der

Geschosse zu verbarrikadiren. Allen Wirthen ist aufgegeben, ihre Häuser mit Sand und Wasser zu versehen, für den Fall, daß bei der Beschießung Feuer ausbrechen sollte. Das Museum von Cluny ist in den ersten Septembertagen außerhalb Paris in Sicherheit gebracht worden, die Sammlungen des Louvre wurden durch Strohlagen und Matratzen gesichert, mit denen man die Fensterlichtungen ausgefüllt hat, einige besonders werthvolle Gemälde und Kunstsachen hatte man in die Keller geflüchtet. Fuhrwerk zeigt sich nur noch wenig auf den Straßen. Die Besitzer fürchten sich aus zweierlei Gründen: einmal weil ihre Pferde von der Regierung requirirt werden, und weil die Menge, sobald sie eine elegante Equipage daherfahren sieht, auf dieselbe losstürzt, die Rosse anhält und die Inhaber beschimpft. Der Terrorismus der Massen zeigt sich darin bereits sehr empfindlich; wer sich mit einem gallonirten Bedienten sehen läßt, ist seines Lebens kaum mehr sicher. Das ist auch die Ursache, warum die elegante Damenwelt unsichtbar geworden ist. Einigen bevorzugten Vertreterinnen des Demi-Monde, die ihre Fürsprecher unter den Patriziern der Republik besitzen, ist zwar der Aufenthalt in Paris gestattet, allein sie müssen sich dem rigoristischen Gesetz der augenblicklichen Volkssitte unterwerfen, die den Frauen eine schwarze Tracht vorschreibt. Das Leben in dem modernen Babel wäre danach zur Zeit ungewöhnlich ehrbar. Selbst die verrufensten Café's des Boulevard de Montmartre bleiben Abends unbesucht. Von 10 Uhr an hört überhaupt jedes Leben auf. Nationalgarden treiben diejenigen, die sich verspäten, nach Hause."

In der Umgegend von Paris dagegen bemerkte man, daß die geflüchteten Bewohner der Dörfer jetzt allmälig zurückkehrten, theils gelockt durch die Hoffnung auf baldigen Waffenstillstand, theils durch den zunehmenden Winterfrost gezwungen, zu ihren verlassenen Häusern zurückzukehren. „Man sieht sie in ganzen Zügen auf den Landstraßen der Seine und Marne, mit hochbepackten Wagen, auf

denen sie ihre häuslichen Habseligkeiten wieder in ihre Dörfer zurück schleppen. Die armen Leute müssen größtentheils in den Wäldern gesteckt und viel gelitten haben. Sie erscheinen jetzt wieder am Tageslicht mit Kesseln und Casserollen, Tischen, Stühlen, Schränken und Betten. Eine Ziege, ein Esel und ein Pferd gehören fast zu jeder Wirthschaft und an der Seite des hochbepackten Wagens hängt wohl ein großer Gitterkasten mit Lapins, den wilden Kaninchen, die ihnen jedenfalls zur Nahrung gedient. Das Aeußere der armen Leute ist oft erbarmenswerth. Ihre Kleidungsstücke starren von Koth, sind oft von einer ganzen Lehmkruste umgeben, da sie dieselben in dem feuchten Obdach der Wälder niemals abgelegt; ihre Füße sind von Lappen umwickelt, ihre vom Wetter gebräunten Gesichter sind zigeunerhaft, und mit wildem, scheuem Blick weichen sie den deutschen Soldaten aus, wenn sie diesen auf der Landstraße begegnen. Man sieht es ihnen an, sie trauen, seit sie wieder unter dem freien Himmel sind, der Nachricht nicht, die man ihnen in des Waldes Dickicht gebracht; sie haben sich vielleicht die Sache ganz anders vorgestellt und begegnen nun den gehaßten Feinden, die sie schon lange abgezogen glaubten. Vielleicht auch hat die Kälte diese Unglücklichen aus ihren Schlupfwinkeln heraus gejagt und mit frostgeschwollenen und aufgebrochenen Gliedern entschließen sie sich, von zwei Feinden den barmherzigsten zu wählen."

Merkwürdig erscheint das Gebahren der rothen Republikaner in Paris. Trochu scheint sie absichtlich geschont zu haben, um Bürgerkrieg im Innern der Stadt zu vermeiden, und weil er erkannt hatte, sie seyen am unschädlichsten, wenn man sie in ihren Clubs schwatzen und prahlen ließ. Blanqui polterte entsetzlich im Style Marats gegen die Priester, Aristokraten und reichen Bürger. Hier eine seiner Proklamationen: „Jeder Bürger, der von Frieden oder Compromiß zu sprechen wagt, muß verhaftet werden. Alle Kirchen müssen für den Gottesdienst geschlossen und müssen als Hallen für die Meetings der Clubs oder zu irgend einem andern

revolutionären Zweck benutzt werden. Alle Ambulanzen müssen von den Priestern gereinigt werden, welche verhaftet, bewaffnet und vor die Patrioten an die gefährlichsten Punkte gestellt werden müssen. Wir reserviren ihnen das schönste Tagewerk: mögen sie Märtyrer seyn, sie kommen in den Himmel, dies wird ihr Leben seyn! Wir, die wir nicht daran glauben, wir verlangen, daß sie vor uns sterben! Sie sollen den Familienvätern als Panzer dienen, dieß wird das einzige Mal seyn, daß sie zu etwas gut gewesen sind! Es müssen Barrikaden errichtet werden. Hieran müssen wir zu allererst denken. Kein Bürger darf unbewaffnet ausgehen; Dolche, Revolver, Bajonette sind alle gut. Alle bonapartistischen Agenten müssen verhaftet werden. Alle Mundvorräthe müssen in gemeinschaftliche Lager zusammengebracht und alle Bürger auf gemessene Rationen strenge beschränkt werden. Jedermann, der um ein Versteck von Gold, Silber oder Werthsachen weiß, hat solches auf der Mairie anzuzeigen. Jedes Haus muß einen Zettel mit Namen, Alter und Geschäft aller seiner Bewohner offen aushängen. Alle Weiber und Kinder müssen an Orte gebracht werden, wo sie vor den Geschossen sicher sind. Ihr Geschrei und ihre Furcht wird einige Männer in ihrer Thatkraft hindern und in ihrem Muthe lähmen."

Elftes Buch.

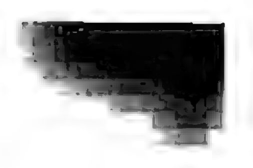
Die Wiedereroberung von Straßburg und Metz.

Begreiflicherweise interessirte man sich von deutscher Seite beim Beginne des großen Krieges vor allem für Straßburg. Schon lange blickte die Sehnsucht patriotischer Dichter nach dem Straßburger Münster hinüber, wovon noch eine Menge schöner Lieder Zeugniß ablegen. Auch patriotischen Staatsmännern und Kriegern hatte von jeher die Wichtigkeit Straßburgs als deutsche Schutzwehr gegen Frankreich eingeleuchtet. Berühmt war Kaiser Karls V. Ausspruch: Wenn zu gleicher Zeit Wien von den Türken und Straßburg von den Franzosen belagert wäre, so würde ich an den Rhein eilen, um zuerst Straßburg zu retten.

Gleichwohl war Straßburg im Kriege von 1870 nicht mehr weder das Thor, durch welches der räuberische Feind in Deutschland einbrechen wollte, noch auch das nächste Ziel, wohin die deutschen Heere strebten. Es blieb den großen Heerströmungen zur Seite liegen.

Während die deutschen Armeen die Franzosen in offenen Schlachten besiegten und durch das Elsaß nach Lothringen und die Champagne vordrangen, blieb in Straßburg nur eine kleine Garnison von 2000 Mann, nebst 10,000 Mobilgarden zurück, deren Commandant General Uhrich aber zu einer tapfern Vertheidigung

entschlossen war, obgleich er auf Entsatz nicht mehr rechnen konnte und die Festung, nach dem alten Vauban'schen System gebaut, früher zwar für uneinnehmbar galt, den verbesserten Geschützen der Neuzeit aber nicht lange mehr widerstehen konnte. Auch erfuhr man, die Stadt sey auf längere Dauer nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen. Jetzt erst in aller Eile wurden noch neue Verschanzungen um die Stadt aufgeworfen, aber schon hatte General Beyer, Oberbefehlshaber der badischen Truppen, die Stadt von allen Seiten einschließen lassen und seine Truppen störten in täglichen Gefechten die Schanzarbeiten. Die Brücke bei Kehl war schon gleich im Beginn des Kriegs durch Sprengung eines Pfeilers unbrauchbar gemacht worden, da man von deutscher Seite anfangs noch besorgt hatte, die Franzosen könnten uns von Straßburg aus überfallen wollen. Schon als der Krieg im Felde bei Weissenburg begann, war Straßburg von den badischen Truppen cernirt und ihm jede Verbindung nach außen abgeschnitten. Da General v. Beyer erkrankte, übernahm General v. Werder die Leitung der Belagerung. Am 16. August machten die Franzosen einen Ausfall, der aber zurückgeschlagen wurde. Hierauf ließ Uhrich die nahe Stadt Kehl bombardiren, obgleich hier gar kein Belagerungsgeschütz aufgestellt worden war. Werder schrieb hierauf an Uhrich: „Euer Hochwohlgeboren haben gegen all und jedes Völkerrecht die unbefestigte und offene Stadt Kehl ohne vorhergegangene Benachrichtigung in Brand geschossen. Eine solche Kriegführung, die unter civilisirten Nationen unerhört ist, muß mich veranlassen, Sie für die Folgen dieses Aktes persönlich verantwortlich zu machen. Außerdem lasse ich den verursachten Schaden abschätzen und durch Contributionen im Elsaß Ersatz suchen. Bei dieser Gelegenheit ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, das nördlich der Citadelle gelegene Militärhospital zu räumen, da dasselbe in den diesseitigen Schußlinien liegt und nicht genügend gesehen werden kann. Wenn dasselbe in der Gegend des Civilhospitals eingerichtet und mit großer Fahne bezeichnet wird, so



hoffe ich demselben keinen Schaden zuzufügen. Der commandirende General des Belagerungscorps."

Der französische Commandant gab aber der Mahnung zur Vernunft und Menschlichkeit kein Gehör, sondern ließ Kehl bis auf wenige Häuser vollends zusammenschießen. Am 21. August schrieb man der A. A. Z. aus Straßburg: „Heute wurden 100 deutsche Soldaten, die in der Fremdenlegion gedient hatten, je zehnweise aus allen Thoren Straßburgs getrieben mit der Androhung, daß, wenn sie sich umwendeten, sie sofort niedergeschossen würden. Die Unglückseligsten standen zwischen zwei Feuern. Sie trugen, theilweise wenigstens, französische Uniformen und mußten von den Unserigen für Franzosen gehalten werden. Als sie sich den Vorposten nahten, wer weiß wie viele davon hüben und drüben niedergeschossen wurden. . . . Ich sah zwei einbringen. Sie waren geborene Pommern und fielen gerade den Pommern in die Hände." — Am 24. begannen nun die badischen Truppen, nachdem genug Belagerungsgeschütz angekommen war, Straßburg zu bombardiren und hatten bald einen Theil der Citadelle und das Arsenal gänzlich zusammengeschossen. Auch brach in der Stadt selbst an verschiedenen Orten Feuer aus.

Am 29. August machte der Bischof von Straßburg einen Vermittlungsversuch. Er kam heraus nach Schiltigheim, wo Namens des Generals Werder der badische Generalstabschef Oberstlieutenant Leszczynki mit ihm conferirte. Der Bischof fand das Bombardement kriegsrechtswidrig, welche Ansicht aber widerlegt wurde. Er bat dann um Gestattung des Abzugs der Bevölkerung, was abgelehnt wurde; schließlich bat er um vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand, was angenommen wurde, falls nach einer Stunde gemeldet würde, daß der Straßburger Gouverneur überhaupt unterhandeln wolle. Auch wurde derselbe eingeladen, herauszukommen und von den Angriffsanstalten Kenntniß zu nehmen, auch könne das durch einen Stellvertreter geschehen. Bei der Rückkehr wurde auf Leszynki, obwohl

er die Parlamentärfahne selbst in der Hand trug, ein förmliches Rottenfeuer eröffnet und die Fahne von Kugeln durchlöchert. Der Vermittlungsversuch war in Folge hievon erfolglos und das Bombardement dauerte mit kurzen Unterbrechungen fort, auch griffen jetzt Geschütze schwersten Kalibers ein. So bewiesen denn auch hier die Franzosen, daß ihnen die soldatische Ehrenhaftigkeit in diesem Kriege abhanden gekommen war. Leszczynki hatte vollkommen recht, wenn er sagte: Hätte Uhrich die Stadt schonen wollen, so hätte er Außenwerke anlegen und diese zum Schwerpunkt der Vertheidigungsfähigkeit machen sollen und nicht jetzt von den Belagerern Schonung verlangen, nachdem er selbst Kehl, von wo aus niemals geschossen wurde, und sein Kaiser zum Vergnügen des jungen Prinzen das ganz wehrlose Saarbrücken habe in Brand stecken lassen. Ueberdies sey das barbarische Verfahren gegen Kehl und die hartnäckige Vertheidigung der Stadt etwas ganz Unnützes, da sich Straßburg doch nicht lange halten könne.

Die von Paris aus verfügte Austreibung der Deutschen wurde auch in Straßburg mit raffinirter Bosheit vollzogen. Familien, die Jahre lang hier heimisch waren, wurden beschimpft und mit Zurücklassung ihrer Habe hinausgestoßen. Diese und die oben schon erwähnten Infamien hatten hauptsächlich den Zweck, die Welt glauben zu machen, man sey nirgends französischer gesinnt als in Straßburg, die Deutschen hätten also kein Recht auf diese Stadt. Würde man sich in Straßburg etwas civilisirter aufgeführt haben, so wäre vielleicht das Bombardement der Stadt unterblieben. Der Commandant hatte es aber darauf abgesehen, seine Außenwerke zu vernachlässigen, um die Belagerer zu nöthigen, auf die Stadt zu schießen, was man dann als Barbarei verschreien konnte. Wenn aber die Stadt geschont wurde, so konnte sich die Besatzung desto länger halten. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Belagerer nicht dennoch das Bombardement der Stadt hätten unterlassen und sich mit der Cernirung begnügen sollen, sofern die Festung doch aus

Mangel an Lebensmitteln früher oder später fallen mußte. Indessen man durfte keine große Zeit versäumen. So lange Straßburg nicht gefallen war, verharrte man in Paris immer noch in Trotz und Uebermuth, wie Jules Favre in seiner Unterredung mit Graf Bismarck bewiesen hat. Auch mußte Straßburg besetzt seyn, ehe man bei den Friedensunterhandlungen das Elsaß reclamiren konnte. Endlich mußte man Straßburg haben, wenn es nöthig werden sollte, gegen Lyon und den Süden Frankreichs zu operiren.

Die Belagerungsarmee vor Straßburg bestand aus der badischen Division, aus der ersten preußischen Reservedivision und aus der preußischen Gardelandwehrdivision unter dem Oberbefehl des General v. Werder. Sobald das schwere Belagerungsgeschütz beigebracht war, begann die regelmäßige Belagerung der Stadt mit Laufgräben und Parallelen, ein wochenlanger, in vieler Beziehung interessanter Kampf. Vier Festungsgräben wurden von den Belagerern mit ebensoviel Kühnheit als Geschick durch Abgraben der Ill und Zerstörung der Inundationsschleusen trocken gelegt. Mittelst der schwersten Geschütze, worunter Mörser, welche Zweicentnergewicht schleuderten, zerstörte man nach und nach zuerst die Citadelle, dann die starken Stadtmauern. Auch aus der Stadt wurde lebhaft gefeuert. Die That eines preußischen Artilleristen erregte Bewunderung: In die Batterie, wo dieser biedere Westphale fungirte, schlug eine feindliche Granate ein; die ganze Batterie befand sich in tödtlichster Gefahr, da ergriff der Brave kaltblütig das gefährliche Sprenggeschoß und warf es über die Brüstung weit in das Feld hinein. Das Geschoß krepirte draußen und die Mannschaft der Batterie war gerettet. — Leider richtete das Bombardement in der Stadt bedeutenden Schaden an. Viele Häuser brannten nieder. Auch die reiche Bibliothek. Der ehrwürdige Münster wurde nur wenig beschädigt, da man es vermied, auf ihn zu schießen. Nur auf die Plattform des zweiten unausgebauten Thurms warf man einige Kugeln, da sie den französischen Offizieren als Observatorium diente.

Während der Belagerung kamen einige merkwürdige Fälle vor. Ein preußischer Sergeant der schlesischen Pioniere von Neiße, Namens Proske machte die Minen der Belagerten unschädlich. Bergmann von Profession, ist es ihm in Straßburg geglückt, die französischerseits gelegten Minen aufzufinden und unter Gefahr seines Lebens während drei Tagen zu entleeren. Man hatte ihn an einem Strick über die Mauer hinuntergelassen, als die Belagerten seiner ansichtig wurden und auf ihn selbst, sowie die Hülfeleistenden schossen. Er verkroch sich in den Gängen und arbeitete sich, nur mit einer Schaufel und einem Faschinenmesser ausgerüstet, durch die Steinwand, welche die Wölbung deckte, durch 9 Fuß Erdschicht über derselben, an's Tageslicht. Seinen eigenen Aussagen nach hat er hierzu von Nachts 1 bis Morgens 9 Uhr angestrengt gearbeitet. Den Schaden, welchen die erfolgreiche Sprengung der Minen uns zugefügt hätte, kann Niemand bemessen. Es bleibt unter allen Umständen eine kühne That, der das eiserne Kreuz mit vollem Recht gebührt.

Noch wurde eine schöne Handlung badischer Soldaten gerühmt: „Gegenüber dem rachsüchtigen Benehmen des größten Theils der französischen Civilbevölkerung gegen die deutschen Truppen verdient nachstehender Zug bekannt zu werden. Er charakterisirt nicht allein den deutschen Charakter im Allgemeinen, sondern auch die edle Art, mit der unsere deutschen Soldaten Böses mit Gutem vergelten. Ein Soldat des badischen 2. Grenadierregiments schreibt an seine Angehörigen in hiesiger Stadt unterm 21. d. Mts.: Gestern wurde uns eine Mission aufgetragen, welche Manchen mit schwerem Herzen erfüllte. Wir mußten nach Neudorf, welches hart an der Festung liegt und ganz unter Wasser steht, um die Einwohner aus ihren Häusern zu vertreiben und nach Grafenstaden zu schaffen. Herzzerreißend war die Klage der Bewohner, sie fluchten Napoleon, der den Krieg veranlaßt habe, nahmen ihr Werthestes zusammen und gingen mit uns. Jedes Haus wurde durchsucht, die Keller waren

mit Wasser gefüllt, die Weinfässer schwammen an der Decke. Besonders ergreifend war die Klage einer Frau, die mit einem zum Tode erkrankten Mann und 5 Kindern, von denen das älteste erst 7 Jahre zählte, ausziehen mußte. Die Leute in der Gegend sind so ungefällig, daß wir 2 Stunden brauchten, einen Wagen zu erhalten, worauf wir die Sachen dieser Familie luden und in Ermanglung eines Pferdes selber fortzogen. Sie dankten uns unter Freudenthränen; da sie gar kein Geld hatten, so gaben wir 10 Badenser ihnen was wir gerade hatten und brachten so 5 fl. für sie zusammen. Sie wurden im nächsten Orte untergebracht. Von Freundschaft gegen einander scheint bei den Bewohnern der Umgegend keine Rede zu seyn, obgleich sie alle Tage die Kirchentreppen abrutschen."

Endlich als die Belagerer in die Hauptmauer eine breite Breche gelegt hatten und in den nächsten 24 Stunden zum Sturme schreiten wollten, war der Commandant, General Uhrich (ein Lothringer) so vernünftig, die weiße Fahne auf dem Münster und auf allen Höhenpunkten der Stadt aufpflanzen zu lassen. Am Abend des 27. September. Sie wurde mit ungeheurem Jubel begrüßt und rings um die Stadt ertönten die Regimentsmusiken der Belagerer. Am folgenden Tage zogen die Deutschen in die Stadt ein.

Bei der Uebergabe kam folgender denkwürdiger Fall vor: In Folge der abgeschlossenen Capitulation mit Straßburg sollten Mittwoch den 28. September früh 8 Uhr einzelne namhaft gemachte Thore durch preußische, resp. badische Compagnien besetzt werden und sollten zu derselben Zeit speciell bezeichnete Regimenter die ihnen angewiesenen Plätze &c. besetzen. Für einen Stabs-Offizier des Königin-Augusta-Regiments (Coblenzer Garde-Landwehr-Bataillon) war befohlen, daß sich derselbe um 8 Uhr in Straßburg bei dem neu ernannten preußischen Commandanten, General v. Mertens, melden sollte. Der letztere Befehl war durch einen noch nicht aufgeklärten Irrthum nicht correct. Die französische Garnison war zur

festgesetzten Zeit noch nicht fertig zum Defiliren rangirt, unsere Regimenter, welche einrücken sollten, warteten vor den Thoren auf das Herunterlassen der Zugbrücken. Der Stabs-Offizier des Garde-Landwehr-Bataillons Coblenz kommt rechtzeitig vor dem Thore an, um sich zu der ihm befohlenen Zeit in Straßburg melden zu können. Derselbe findet die Thore zu, die Brücken aufgezogen. Da derselbe seinem Befehl gemäß um 8 Uhr in Straßburg seyn soll, nimmt er vier Infanteristen zur Bedeckung, klettert mit diesen mittelst einer Leiter über das Thor und will nun seinen Weg zur Citadelle nehmen. Er kommt in den Zug der zum Ausmarsch sich formirenden 17,000 französischen Soldaten, wird verschiedentlich mit dem Tode bedroht, kommt aber schließlich nach überstandener hundertfacher Lebensgefahr glücklich an sein Ziel. Um ein Beispiel seiner Gefahren anzuführen, Folgendes: Ein französischer Infanterist legt bei dieser Gelegenheit auf den preußischen Major an und droht, ihn unter verschiedenen Verwünschungen zu erschießen; der Major sagt: „Ein Braver, welcher tapfer gekämpft hat, mordet nicht meuchlings seinen eben so braven Feind;" der Franzose setzt ab und zerschlägt unter Fluchen sein Gewehr; hundert seiner Kameraden folgen diesem Beispiele. Der Major geht über die Trümmer von Hunderten zerbrochener Gewehre mit seinen vier Mann weiter. Er kommt in die Citadelle und läßt mit seinen vier Mann das Thor besetzen; er fragt nach dem General und wird vor den General Uhrich geführt. Nachdem der General das Nähere über das Hierseyn des Majors sich hat erzählen lassen, beglückwünscht derselbe den Major, daß er lebend hieher gekommen. Der General fährt fort: „An dem für mich traurigsten Tage meines Lebens ist es für mich ein Trost, ein solches Helden-Beispiel eines meiner Feinde vor Augen zu haben; mit solchen Offizieren und Leuten ist das Unmögliche möglich." Der General Uhrich behält den preußischen Stabs-Offizier bei sich, und es tritt um 10 Uhr der komische Zwischenfall ein, daß die zum General befohlenen Generale und Stabs-Offiziere der Garnison

nicht eintreten können, weil die von dem preußischen Major aufgestellten vier Posten die Instruktion hatten, Niemanden ohne seinen Befehl passiren zu lassen, und diesen kritischen Befehl stricte zur Ausführung brachten." Der stramme preußische Offizier, der dieses Abenteuer bestand und den ihm gegebenen Befehl so pünktlich ausführte, war zufolge der Schlesischen Zeitung der schlesische Landwehrmajor Freiherr v. Witzleben.

Der Einzug der Sieger in Straßburg wurde von einem Augenzeugen folgendermaßen geschildert: „Bald nach 11 Uhr sahen wir in langsamer Bewegung aus dem Sortir des Nationalthores die Besatzung herausziehen. Der Stab ging zu Fuß an der Spitze, und General=Lieutenant v. Werder sprang vom Pferde, um den Offizieren entgegen zu gehen. Wuth und Schmerz lagen in den Gesichtern, manchem alten Helden standen die Thränen in den Augen, und gebeugt unter dem Bewußtseyn dieser schweren Stunde, vermochte der Blick nicht, vom Boden sich zu erheben, der Fuß zögerte bei jedem Schritte, sich zu entfernen von der lange vertheidigten Stadt. Die Offiziere des Stabes blieben auf dem Glacis stehen, und zwischen jenen und dem diesseitigen Stabe defilirte nun in langem Zuge die Garnison. Aber wie ganz anders, als man erwartet hatte, war der Anblick! Hatte man doch schon vor sechs Wochen vom Aushungern gesprochen, vom Elend und der Verkommenheit der Besatzung; und nun ziehen sie da vor unseren Augen vorbei, neu, ganz neu bekleidet vom Kopf bis zu Fuß, den Tornister mit Zeltstange und Lagerdecke, mit Mantel und Kochgeschirr, Alles neu und complet, und — jeder Mann mit seinem Brod; die Betrunkenheit vieler Leute beweist auch hinreichend, daß an geistigen Getränken kein Mangel gewesen ist.

Freilich haben sie wenig mehr gehabt, als dies; aber mit Brod und Wein ist eine Festung doch am Ende gegen Aushungern geschützt. Was aber fehlte, fast bei allen Regimentern, das war Disciplin und Ordnung. Die da an uns vorbeizogen, waren noch die besten

Truppen und doch ging kaum eine Compagnie einmal geschlossen und zusammen; andere Waffengattungen mischten sich dazwischen, besonders Turcos und Zuaven, scheußliche Kerle; die Leute blieben zurück, versuchten schon hier, ihr Gepäck wegzuwerfen, äußerten aber hauptsächlich ihre Wuth über die Capitulation: „nous sommes vendus!“ schrieen sie, „Uhrich est un coquin!“ und schwangen die zerbrochenen Waffen, die sie noch bei sich trugen, um mit aller Kraft sie auf der Chaussee noch mehr zu zerstückeln. Die Säbelscheiden und Klingen verbogen und zerbrachen sie, die Gewehre hatten sie in der Stadt bereits an den Ecksteinen zerschlagen, theilweise in den Festungsgraben geschleudert, wo sie aus dem Wasser in Haufen heraussahen. Am besten sah die Artillerie aus, von welcher Waffe übrigens eine ungemein große Anzahl defilirte; die Mobilgarde, trotz der Uniform ganz ohne militärische Haltung, war ruhig und bescheiden; sie sind meist aus der Umgegend und herzlich froh, daß sie aus der Festung herauskommen. Es kommen auch einzelne Karren und Wagen mit, meist Marketenderwagen, die uniformirten Frauenzimmer ein widerlicher Anblick. Und immer verwirrter und immer bunter zieht die Masse vorüber, dann reißt sie einmal ganz ab, dann drängt sich wieder ein Haufe schreiend heran. Nein! Mit solchen Truppen konnte der beste Commandant sich nicht halten.

Aber es ist unmöglich, den ganzen Zug abzuwarten; hat doch der Abend noch die Straße bedeckt gesehen mit Nachzüglern, mit Betrunkenen, die in den Graben gefallen und eingeschlafen sind, mit Karren, hier einer umgefallen, alle Sachen heraus, dort einer mit seiner rothgehos'ten Insassin von Zuaven umdrängt.

Hinein in die Stadt! Welcher Anblick! Keine Häuser — Trümmerhaufen treten uns entgegen, wie wir durch die malerischen Ruinen der Thorthürme eintreten. Hier hat Feuer und Kugelregen entsetzlich gehaust und bis zur Ill (falscher Wall-Canal) ist fast Alles zerstört. Dicht an der Thorwache liegt ein Berg von Pflaster-

steinen, darauf lag ein Franzose wie todt, die Fliegen umschwirrten ihn wie eine Leiche; ein altes Weib saß daneben, die fragten wir, ob der Mann todt sey; sie gab keine Antwort, sah uns nur mit ihren häßlichen Augen feindselig und wüthend an. Ein häßliches, schauerliches Bild zwischen Trümmern der Gebäude! Weiter hin wird's nachher besser, auch belebter, und auf das Geräusch unserer Pferde trieb doch die Neugierde viele aus den Thüren, die noch geschlossenen Fensterläden öffneten sich hier und da, um ein paar coquette Augen durchblicken zu lassen. Die Parterregeschosse sind in vielen Straßen zum Schutz gegen die Sprengstücke mit schräg angelehnten Brettern geblendet, im Innern der Stadt aber nur einzelne große Gebäude zerstört, viele Straßen noch ganz wohl erhalten. Der erste Ritt war natürlich nach dem Münster, wie viele verirrte Geschosse hatten ihn trotz alles Verbotes doch getroffen; aber er sieht besser aus, als man erwarten konnte, aus den schlanken Säulen sind hier und da einzelne Steine herausgeschossen und der obere Theil hängt an seinem Capitäl, auch ein Rundfenster ist stärker lädirt, das Maßwerk hat da gelitten; aber im Allgemeinen wird es nicht vieler Reparaturen bedürfen. Vor der Artillerieschule fanden wir zu unserem Erstaunen eine lange Reihe neue intacte Geschützrohre schweren Kalibers, 59 glatte Kanonen, dagegen auf dem Walle alle Geschütze vernagelt."

Während der Belagerung kamen in Straßburg 261 Personen vom Civil- und 661 Mann von der Garnison um's Leben. Auf deutscher Seite betrug der Verlust 906 Todte und Verwundete, worunter 43 Offiziere. Gefangen wurden 17,111 Gemeine und Unteroffiziere und 451 Offiziere, außerdem 2100 Verwundete und Kranke. Unter der Besatzung befanden sich 700 Nationalgarden, die nicht gefangen, sondern nur entwaffnet wurden. Erbeutet wurden 1843 Pferde, 1070 schwere Geschütze, 12,000 Chassepots, 50 Eisenbahnlocomotiven, 6000 Centner Munition.

Unmittelbar nach der Uebergabe strömten aus Deutschland eine

Menge Gäste nach Straßburg, theils um die Zerstörungen in der Stadt zu betrachten, theils um sich ihres Wiedergewinns für Deutschland zu freuen. Von vielen Seiten her wurden den Bewohnern Lebensmittel und Unterstützungen aller Art zugebracht. Von der Universität Jena aus ging ein Aufruf, der Stadt Straßburg die während der Belagerung verbrannte reiche Bibliothek durch freiwillige Beiträge von werthvollen Büchern zu ersetzen. Man hätte die Bibliothek retten können, wenn man wenigstens ihre wichtigsten Bücherschätze in bombenfesten Kellern untergebracht hätte. Als ein Unterbeamter dies vorschlug, wurde er vom französischen Oberbeamten angeschnauzt und so gingen die Bücher in Feuer auf. Der berühmte Straßburger Münster, von so vielen deutschen Dichtern besungen, lag auch vielen Deutschen so sehr am Herzen, daß sie sogleich Anstalt trafen, die zum Glück nur geringen Beschädigungen desselben auszubessern. Ein Elsäßer bemerkte, es wäre wohl praktischer, wenn man den Straßburgern fortan erlaubte, ihre Stadt, nach Schleifung der Festungswerke, unmittelbar an den Rhein zu bauen. Dadurch würden sie besser entschädigt werden, als durch die Restauration des Münsters und würden sich bei Deutschland zu bedanken haben, von der Einkerkerung in Festungswerke, zu der sie von Frankreich gezwungen worden seyen, frei zu werden.

Die Straßburger waren in überwiegender Mehrheit erbost darüber, daß ihnen ihre schöne Stadt von den badischen Nachbarn so arg zusammengeschossen war, von Kleinstaatlern, auf welche sie in ihrem französischen Uebermuth nur stolz herabzusehen gewohnt gewesen waren. Viele von ihnen ärgerten sich sogar über die Hülfeleistungen, die sie jetzt von Deutschland aus erfuhren. Auch unter dem niedern Volke, dem eigentlichen Stadtpöbel, waltete der Deutschenhaß vor, während man bei den Bauern auf dem Lande und beim Bürgerstande noch gar viel deutsche Gesinnung fand.

Die Daily News enthielten einen vom 4. October datirten Artikel aus dem Elsaß, welcher geeignet ist, die undeutsche Ge-

sinnung und Verwilderung des Straßburger Pöbels und andern elsaßischen Gesindels, aus welchen sich die Franctireurs rekrutirten, zu erklären. Der Verfasser frug einen schlichten Mann, wer an der Verwilderung Schuld sey? „Das sind die katholischen Priester,“ sagte er ohne Zögern und mit größter Entschiedenheit. — „Wie soll ich das verstehen; sie gehen doch nicht auf die Straßen und kämpfen da?“ — Nein, aber sie im Verein mit der Armee tragen die Schuld an den ‚Wacken‘.“ — „Ich muß gestehen, daß ich das noch nicht einsehe.“ — „Sie müssen wissen, daß die Wacken fast sämmtlich uneheliche Kinder sind. — „Straßburg,“ fügte der Schulmeister hinzu, „besitzt die meisten in ganz Frankreich.“ „Ja, und sie sind sämmtlich als Katholiken getauft, weil die Taufe in der katholischen Kirche unentgeltlich vollzogen wird und weil das Mädchen in solcher Weise dafür getröstet wird, daß sie den Vater des Kindes nicht gesetzlich feststellen kann. Die Väter sind katholische Soldaten, denen es verboten ist, protestantische elsässische oder deutsche Mädchen zu heirathen.“

General Uhrich, der Straßburg durchaus correct vertheidigt hatte, bis es nicht mehr möglich war, die Festung zu halten, wurde von der republikanischen Regierung anfangs sowohl in Paris als in Tours deshalb hoch gefeiert. Als er aber in Tours, wohin er sich zu seiner Rechtfertigung einige Tage begab, sein dem deutschen Sieger gegebenes Ehrenwort nicht brechen und kein neues Commando annehmen wollte, bekam auch er den republikanischen Fußtritt und wurde ein Verräther genannt. Der alte General, welcher Frankreich 52 Jahre lang treu gedient hatte, wies von Basel aus die unwürdige Verleumdung zurück.

Die preußische Verwaltung sorgte alsbald, nicht nur Straßburg vom Schutt zu reinigen, sondern auch im eroberten Lande zunächst die Verkehrsanstalten rasch und zweckmäßig zu organisiren. Man schrieb schon im Anfang September aus Köln: Soeben trifft ein großer Extrazug mit zwei Maschinen von Berlin auf der Route

nach Frankreich hier ein. Der Zug führte ein vollständiges Personal für die in Frankreich, in Elsaß und Lothringen, vorläufig als Feldpost einzurichtenden Postanstalten; eine große Anzahl Postwagen, darunter einige vierzig Güterpostwagen nebst Postillonen waren dabei. — Die französische Administration war nicht sehr gewissenhaft mit dem Eigenthum des Elsaßes umgegangen. Man las in der Straßburger Zeitung: Die Civilverwaltung hat bei der Feststellung des Statuts der hiesigen französischen Regierungshauptkasse die Thatsache constatirt, daß sämmtliche Depositen der Communen, der Sparkassen, der frommen Stiftungen, des Frauenhauses (Domkasse), der Altersversorgungskassen u. s. w., deren Verwaltung nach dem französischen Reglement nicht jenen Corporationen, sondern dem »Trésor public« des Departements überwiesen war, von dem letzteren für Zwecke der französischen Staatsadministration verausgabt worden. Da die deutsche Civilverwaltung nicht in der Lage ist, aus eigenen Mitteln diese Fonds ihren Eigenthümern zu ersetzen, so wird nichts übrig bleiben, als den französischen Staat beim Friedensschlusse zum Ersatze jener Summen anzuhalten.

Während Straßburg belagert wurde und die großen deutschen Armeen über Lothringen gegen Paris vordrangen, blieb das obere Elsaß ziemlich lange unbesetzt. Sogar das württembergische Regiment, welches vom Schwarzwald aus gegen Breisach und Basel recognoscirt hatte, wurde wieder zurückgezogen. In der reichen Fabrikstadt Mühlhausen war wegen des Kriegs mehrfach die Arbeit eingestellt worden und hegte man größere Besorgnisse vor den Arbeitern, als vor dem Feinde, der sich nirgends blicken ließ. Viele reiche Leute flüchteten schon im Beginne des Kriegs nach dem nahen Basel.

Weil nun aber keine deutschen Truppen am Oberrhein erschienen, setzten am 31. August 60—70 französische Mobilgardisten bei Bellingen über den Rhein und zerstörten den Telegraphen auf der deutschen Seite. Dadurch noch kühner gemacht, kamen in der

Nacht des 4. September noch mehr solche Freischärler und schossen bei Klein Käms auf die Bahnzüge der badischen Eisenbahn, welche hier nahe am Rhein vorüber führt. Endlich setzte sich die Brigade Keller in Bewegung, um dem Unfuge zu steuern. Die kleine Festung Schlettstadt wurde cernirt, Markirch bombardirt, weil hier Widerstand geleistet wurde und viele Mobilgarden gefangen. Am 15. September wurde nach kurzem Gefecht mit der Mobilgarde Colmar und am 16. auch Mühlhausen besetzt.

Aus Mühlhausen floh nun bei der Annäherung der deutschen Truppen Alles, was fliehen konnte. Man schrieb aus Basel: Da kamen Wagen an Wagen, Zug an Zug, groß und klein, hohe Frachtfuhrwerke und niedrige Karren zum St. Johannesthor hinein, mit einer fieberhaften Hast, als ob den Leuten die Preußen schon auf dem Nacken säßen. Was im Elsaß nur irgend eines Pferdes oder eines Karrens habhaft werden konnte, schaffte seine Habe nach der Schweiz. Man konnte den Leuten die Angst ordentlich von dem Gesicht ablesen. Unterdeß kamen 5000 Mann badischer Truppen nach Mühlhausen, erhoben eine Contribution von 1 Million Francs, erbeuteten 4000 Gewehre, forderten auch den Bürgern die Waffen ab und sprengten die Brücke gegen Belfort. Mittlerweile sollen angesehene Familien sich nach Belfort gewendet und die dort stehenden französischen Truppen aufgefordert haben, zu kommen und die badische Mannschaft (5000 Mann) zu überfallen. Ein badisches Dienstmädchen habe die Sache jedoch ihren Landsleuten verrathen, so daß diese rechtzeitig abzogen, denn alsbald seyen wirklich 10,000 Mann reguläre Truppen und Mobilgarden von Belfort hermarschirt. Nach dem Abzug der Badenser, schreibt man der Frankfurter Zeitung, sey nun die Volkswuth gegen die Deutschen ausgebrochen. Die Beamten leisteten diesen keinen Schutz. Es begannen unerhörte Brutalitäten. Da die deutschen Familien ihre Thüren verrammelt hatten, drang man durch die Fenster in's Innere, raubte und zertrümmerte was man fand und riß die Frauen auf die Straße, wo sie unter

dem Geschrei: „Nieder mit den Schwaben, fort mit euch Schwabenh....!" mit Koth und Steinen beworfen wurden. Besonders abscheulich ging man mit dem Mädchen um, welches jene angebliche Correspondenz mit Belfort verrathen haben soll. Unter den furchtbarsten Mißhandlungen und Schmähungen wurde sie in's Gefängniß geschleppt. Was von den Deutschen fliehen konnte, entfloh auf Umwegen an und über den Rhein, bei den fanatisirten Landleuten sich für Schweizer ausgebend, um nicht mit Dreschflegeln und Mistgabeln angefallen zu werden, wie dieß einzelnen Dragonern geschah. Man hörte, unter andern seyen damals in Mühlhausen auch zwei deutsche Kinder grausam verstümmelt und getödtet worden, und das Frankfurter Journal beschuldigt insbesondere die Jesuiten in Rixheim, das gemeine Volk gegen die Deutschen aufgehetzt zu haben.

Bei Munzenheim wurden 21 badische Soldaten überfallen, ein Mann getödtet, ein anderer verwundet. Viele Strolche machten sich ein Vergnügen daraus, als sog. Franctireurs hinterrücks auf deutsche und verwundete Soldaten zu schießen, weshalb folgender Befehl erlassen werden mußte: „Der Oberbefehlshaber bringt zur Kenntniß der Bewohner des Arrondissements, daß jeder Gefangene, um als Kriegsgefangener behandelt zu werden, seine Eigenschaft als französischer Soldat nachweisen muß, indem er belegt, daß durch eine von der gesetzlichen Behörde ausgehende und an seine Person gerichtete Verfügung er unter die Fahne gerufen und in die Stammliste eines durch die französische Regierung militärisch organisirten Corps eingetragen worden ist; gleichzeitig muß seine Eigenschaft als eines zur aktiven Armee gehörigen Militärs durch militärische Abzeichen und Uniform kennbar seyn, welche von seiner Kleidung nicht abgenommen werden können und auf Schußweite mit bloßem Auge unterscheidbar sind. Diejenigen, welche Waffen ergriffen haben, ohne daß die oben bezeichneten Bestimmungen auf sie Anwendung finden, werden nicht als Kriegsgefangene betrachtet. Sie werden von einem Kriegsgericht abgeurtheilt, und wenn sie sich nicht einer

mit schwereren Strafen bedrohten Handlung schuldig gemacht haben, zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt und bis zum Ablauf ihrer Strafe in Deutschland zurückgehalten. Vorstehende Verfügung wird hierdurch für das Generalgouvernement nochmals besonders veröffentlicht. Hagenau, den 13. September 1870. Der General-Gouverneur."

Unterdeß hielt sich Marschall Bazaine mit seiner noch immer starken in Metz eingeschlossenen Armee länger, als man erwartet hatte, weil er noch mit Lebensmitteln reichlicher versehen war, als anfangs vorausgesetzt wurde. Zu nochmaligen starken Ausfällen und Durchbruchsversuchen hatte er keine Lust mehr, da sie gleich den früheren doch nur vergeblich gewesen wären. Auch auf Entsatz konnte er nicht rechnen, obgleich es hieß, in Lyon werde sich ein Volksheer sammeln und ihm zu Hülfe kommen. Wie es scheint, wollte er so lange aushalten, als ihn der Hunger nicht zur Uebergabe nöthigen würde, denn Metz war außerordentlich fest, eine Festung ersten Ranges und noch niemals erobert worden. Kaiser Karl V., der sie lange belagerte, mußte von ihr wie von Magdeburg unverrichteter Dinge wieder abziehen, daher der nun schon mehr als 300jährige Spottvers: „Die Metz und die Magd haben Kaiser Karle den Tanz versagt." Es mußte Bazaine wohl kitzeln, der Jungfrau Metz ihren Kranz zu bewahren.

Nach der Schlacht bei Sedan schickte Prinz Friedrich Karl von den dort gemachten französischen Gefangenen für die früher ihm aus Metz zugeschickten preußischen Gefangenen eine gleiche Anzahl Offiziere und Gemeine nach Metz hinein. Noch mehr Kostgänger konnten dem Marschall Bazaine freilich nicht lieb seyn. Er suchte daher wenigstens einen Theil seiner Verwundeten los zu werden. Die Nordd. A. Zeitung schrieb damals: „Er hat eine kurze Strecke 3 Eisenbahnen zur Disposition. Nun hat er einen Wagenzug mit Verwundeten beladen, hinten eine Lokomotive drangeschoben und so unsern Vorposten den seltsamen Besuch geschickt.

Es sind deßhalb in den Nächten unsere Pionniere so weit als möglich vorgegangen, haben eine Schiene aufgerissen und so die ferneren Liebessendungen Bazaine's unmöglich gemacht. Auf die zugeschickten Bummler und Armen aus Metz wird von den Vorposten in die Luft angelegt, damit der Schreck sie wieder dem eingeschlossenen Commandanten zutreibt, dem natürlich jede Verminderung der Bevölkerung ein Gewinn seyn muß. Die rothweißen Fahnen, also die Lazarethe, mehren sich in Metz massenhaft."

Sehr eigenthümlich war auch die in Metz improvisirte Post mittelst kleiner Luftballons. Es mußten schon mehrere derselben aufgeflogen seyn, als der siebente mit Briefen vom 9. September im Badischen bei Oberwittstadt im Amte Boxberg niederfiel. Es war ein kleiner Luftballon, stark 3 Fuß hoch, aus wasserdichtem leichtem Stoff gefertigt und mit der Inschrift versehen: »Poste aërostatique. Ballon de pharmacien. Ville de Metz, 9 Septembre. 7me Ballon.« Ferner war in französischer Sprache ungefähr Folgendes zu lesen: „Man bittet den Finder dieses Ballons die an dem Ballon angehefteten Briefe auf der nächsten Post aufzugeben."

Die Preußen hatten schweres Geschütz in Menge herbeigebracht und beschossen die Vorwerke von Metz, nicht die Stadt selbst, die auf steiler Höhe noch unerreichbar war. Während der Beschießung am 9. September wüthete ein Sturm mit so heftigem Regen, daß das Wasser in der Umgegend die nur leicht zugedeckten Gräber der Gefallenen aufwühlte und einen unerträglichen Gestank verbreitete.

Am 12. September wurde der alte verdiente General v. Steinmetz von seinem Commando abberufen und zum Gouverneur des Großherzogthums Posen ernannt, weil ein doppeltes Commando vor Metz nicht länger zweckmäßig schien. Prinz Friedrich Karl behielt fortan allein den Oberbefehl der Truppen, welche Metz einschlossen. Steinmetz nahm von seiner tapfern Armee einen würdevollen Abschied.

Bald nachher wurde ein preußischer Proviantransport von 192 Wagen, welcher den vor Metz stehenden Truppen zugeführt werden sollte, unterwegs bei dem Dorfe Königsmacher von Franzosen überfallen, die aus der Festung Thionville zu diesem Zweck hervorgebrochen und wahrscheinlich unterrichtet waren, daß der ganze lange Zug unvorsichtigerweise nur von 6 Mann Landwehr escortirt war. Sie nahmen 120 Wagen weg und brachten sie nach ihrer Festung.

Prinz Friedrich Karl hatte Bazaine schon mehrmals zur Uebergabe von Metz aufgefordert, dieser aber freien Abzug verlangt, was einer so großen Armee, wie die in Metz eingeschlossene, nicht bewilligt werden konnte. Jetzt zog Bazaine schon gelindere Saiten auf und verlangte nur noch freien Abzug ohne Waffen. Aber auch das wurde ihm abgeschlagen. Man glaubte, Bazaine habe wohl gewußt, daß er nicht durchbrechen könne, aber seine Truppen wenigstens beschäftigen müssen. Es wurde sogar vermuthet, er suche sich nur so lange noch zu halten, bis Paris von den Deutschen eingenommen seyn und Friedensverhandlungen beginnen würden, damit er seine noch vorhandene Armee in die Wagschale Napoleons III. legen könne, wenn derselbe möglicherweise auf den französischen Thron zurückgerufen würde.

Am 27. September unternahm Bazaine den ersten Ausfall, der ihm einmal glückte, aber nicht mehr einen Durchbruch, sondern nur eine kleine Razzia bezweckte. „Der Ausfall galt den bedeutenden Vorräthen, welche in Courcelles aufgestapelt lagen und den Heerden von Ochsen, welche auf den Triften in der Umgegend weideten. — Die meisten Franzosen waren jeder mit einem großen leeren Sack und mit Stricken versehen. — Gut angelegt war dieser Plan wieder, die französischen Einwohner von Peltre versahen dabei den Spionendienst durch ausgesteckte Fahnen; es kam ihnen theuer zu stehen, denn Peltre ist für seinen Verrath gestraft und in Brand gesteckt worden. — Der Ausfall geschah rasch und unerwartet, mit

kräftigem Vorstoß (es waren 10,000 Mann); nur der außerordentlichen Bravour unserer 13er, 15er, 53er, 55er, 74er und 7er Jäger haben wir es zu verdanken, daß sie ihren Zweck nicht erreicht haben; sie wurden blutig zurückgejagt. Der Feind kam in drei Abtheilungen hinter den Forts herum, mehrere Ausfall-Batterien mit sich führend; von der Festung aus kam ein ganzer Eisenbahnzug bis nach Peltre herangebraust, dort seine Mannschaften entladend. — Auf der Höhe zwischen Mercy le Haut und Ars-Laquenexy hat unsere dort in langer Linie haltende Artillerie durch ihr Schnellfeuer dem Feinde große Verluste beigebracht; einzelne Granaten sollen ganze Reihen niedergeschmettert haben. — Mercy le Haut war von den Franzosen genommen und von den Unsrigen wieder gestürmt worden; vor dem Abzuge steckten die Franzosen das Schloß in Brand. — Leider konnte von unserer Seite nicht verhindert werden, daß ein großer Theil eines allzukühn vordringenden und ausschwärmenden Schützenzuges des 55. Infanterieregiments vom Feinde umzingelt und gefangen genommen wurde. Auch ist es den Franzosen gelungen, den größten Theil einer Heerde Ochsen (circa 40 Stück) mit in die Festung zu nehmen. — (Der Wahrheit die Ehre.) Unsere Verluste an Todten sind gering; dagegen haben wir mehr Leichtverwundete; der Verlust des Feindes war ungleich bedeutender!"

Man bemerkte einige Bewegung unter der französischen Landbevölkerung, die zum Zweck hatte, die deutsche Belagerungsarmee zu chikaniren. Aber es war nur eine schwache Bewegung, welche grade bewies, daß trotz aller Aufreizungen das Landvolk zu einer Massenerhebung keine Lust hatte. Die Weserzeitung berichtete: „Der Hauptherd des Widerstandes war das große Fabrikdorf Moyeuvre, ungefähr in der Mitte zwischen Metz und Thionville, 1½ Meile westlich von der Mosel, an der Orne gelegen. Unterhalb Moyeuvre befindet sich ein bedeutendes Eisenwerk, welches mehrere Tausend Arbeiter beschäftigt. Moyeuvre allein hat gegen 3000 Einwohner. Ungefähr eben so viel Bewohner kommen auf die benachbarten Orte. Das

Werk gehört in Gesellschaft mit Anderen einem Herrn v. Wendel. Diese Gesellschaft besitzt außerdem in dem in gerader Linie 1¼ Meile nördlich von Moyeuvre gelegenen Orte Hayange ein ähnliches Etablissement mit einer noch zahlreicheren Arbeiterschaft. Beide Werke stehen in Folge des Krieges still. Unter der Arbeiterschaft ist daher Noth eingetreten und es liegt nahe, daß hieraus allein schon Erbitterung gegen die deutschen Truppen entstanden ist. Der Fabrikbesitzer v. Wendel hat aber, wie in der eingeleiteten militärgerichtlichen Untersuchung erwiesen ist, mit der Garnison in Thionville, bei welcher sich ein Verwandter von ihm als Offizier befindet, in fortdauernder Verbindung gestanden. Zu statten kam den Anstiftern der Umstand, daß den Bewohnern der Orte gestattet worden ist, den deutschen Truppen in den Lagern vor Metz und Thionville Lebensmittel zuzuführen, wodurch sich Gelegenheit geboten hat, über die Verhältnisse unserer Armee genaue Kundschaften einzuziehen. Zu unserem Glück ist die Sache noch rechtzeitig entdeckt. Herr v. Wendel und sein Inspektor sind in Sicherheit gebracht, die Ortschaften mit Truppen belegt. Auch rechts von der Mosel haben sich Feindseligkeiten von Landbewohnern gezeigt. In dem Dorfe Chailly, 1½ Meilen nordöstlich von Metz (mit 260 Einwohnern), welches mit der Feldgensdarmerie und der Feldpost vom 10. Armeecorps bequartirt worden ist, und in welchem auch für den Großherzog von Oldenburg Quartier gemacht wurde, zeigten sich die Bewohner der feindlichen Einquartirung gegenüber sehr unfreundlich. Davon hat man jedoch keine Notiz genommen. In der Nähe des Dorfes wurden von Civilisten mehrere Schüsse auf unsere Posten abgefeuert und sofort sämmtliche männlichen Bewohner des Orts verhaftet."

Am 2. Oktober machte die Besatzung von Metz abermals einen großen Ausfall und zwar diesmal auf dem linken Moselufer in nördlicher Richtung. Die Belagerer waren darauf vorbereitet, da sie den Feind unterhalb Metz zwei Brücken über den Fluß schlagen

sahen. Die Landwehrdivision des General von Kummer, die schon früher bei den meisten Ausfällen thätig gewesen war, nahm den Kampf auf und schlug den Feind zurück. Man bemerkte: „sicherlich ist es kein Zufall, daß die Hauptausfälle früher auf dem rechten Moselufer stattgefunden haben. Sämmtliche Hauptstraßen auf dem linken Ufer führen theils in geringer, theils in etwas weiterer Entfernung von Metz durch bewaldete Gebirgsschluchten. Auf dem rechten Moselufer ist das Terrain zwar ebenfalls bergig, die Anhöhen sind aber nicht schroff und meist unbewaldet. Außerdem sind auf dieser Seite des Flusses die Hauptstraßen an verschiedenen Stellen durch chaussirte Nebenstraßen verbunden und bei trockener Witterung gestattet das Terrain fast überall die ungehinderte Bewegung größerer Militärmassen. Wenn man diese natürlichen Verhältnisse in Anschlag bringt, so kommt man zu dem Schlusse, daß die neuerdings auf dem linken Moselufer unternommenen Ausfälle als letzte Versuche dieser Art zu betrachten sind. Was aber auf dem günstigeren Terrain nicht gelungen war, konnte und kann auf dem ungünstigeren noch viel weniger ausgeführt werden.“

Vor Metz befand sich auch die hessische Division, aus deren Hauptquartier in jenen Tagen dem Mannheimer Journal geschrieben wurde: „Wie wir aus deutschen uns zugesendeten Zeitungen erfahren müssen, hat das hessische Kriegsministerium die Verpflegung der hessischen Division als eine der zufriedenstellendsten auf dem Kriegsschauplatze bezeichnet. Ach, wenn es in Wirklichkeit sich nur so verhielte, wir wären glückliche Menschen. Wir schlugen die Franzosen bei einem der letzten Ausfälle nicht allein wegen der Ehre so kräftig zurück, nein, es hatte unser rasches Vordringen noch eine weitere und sehr tröstliche Perspektive. Die Franzosen hatten eine Anzahl Fourgons hinter sich. Daß die Franzmänner ganz ausgezeichneten Zwieback besitzen, wußten wir, und da ruhten wir mit dem Geschwindschritt nicht, bis Fourgons und Zwieback unser waren.

Der letztere hat uns nach viertägigem Darben den Hunger, den wir trotz Kriegsministerial=Ansicht in Wahrheit hatten, gestillt."

Aus dem rings umschlossenen Metz erfuhr man nur wenig. Die frühere Voraussetzung, es seyen für so viele Truppen nicht Lebensmittel genug vorhanden, bestätigte sich nicht, denn die Belagerung zog sich in die Länge. Uebrigens wollte man wissen, die Bürgerschaft sey für die Republik, die Generale dagegen halten fest am Kaiser, so vor allen Bazaine, Bourbaki, der Befehlshaber der Garde, die sich noch immer die kaiserliche Garde nennt, und so Canrobert. Die Truppen lagerten nicht in der Stadt, sondern zwischen dieser und den Außenforts. In der Stadt lag nur Mobilgarde.

Von dem in Metz eingeschlossenen Bourbaki, General des Gardecorps, ging eine abenteuerliche Sage um, er sey heimlich aus Metz entführt worden, habe die Kaiserin Eugenie in England gesprochen und sey mit Erlaubniß des Königs von Preußen nach Metz zurückgekehrt. Die Independance belge vermuthete, „daß eine Wiederherstellung der napoleonischen Dynastie nach erfolgter Verständigung mit Preußen durch Bazaine und die Armee in Aussicht stände." Ein an die Independance eingesandtes längeres Schreiben malt unter dem Titel ‚Die Zeichen der Zeit' und mit Hinzuziehung einiger anderer Umstände und der angeblichen Note Napoleons, welche die ‚Situation' veröffentlichte, diese Idee noch weiter und in sehr phantastischer Weise aus. Der Verfasser des Schreibens unterstellt sogar, „daß Bazaine in Metz absichtlich geschont werde, um seine Armee als Mittel einer Restauration Napoleons zu benutzen, sobald Frankreich, oder vielmehr Paris, einmal mürbe geworden seyen." Das ging von der bonapartistischen Emigration in England und Belgien aus und sollte beim französischen Publikum die Meinung erwecken, die Dynastie Napoleons habe noch nicht alle Aussicht verloren. Ganz dieselbe Tendenz hatte auch das angebliche Manifest Napoleons von Kassel, welches die bekanntlich ganz bonapartistische „Situation" veröffentlichte. Auch hielt dieses Journal

Digitized by Google

trotz allen Widerspruchs die Echtheit jenes kaiserlichen Manifestes aufrecht und träumte bereits, wie die in demselben entwickelten Ideen zur Ausführung kommen würden. Der König von Preußen würde die Friedensbedingungen vorschlagen, die Kaiserin mit ihren Ministern und ad hoc gewählten Delegirten des Senats und des gesetzgebenden Körpers würden diesen Frieden annehmen, der Kaiser würde dann frei gelassen und der ganzen Verhandlung seine höchste Sanktion ertheilen. In dieser Idee begegnete sich die „Situation" mit dem in London erscheinenden „International", der, mit den einflußreichsten Mitgliedern der Regierung in Tours in naher Beziehung stehen sollte. Dieser „International", eines der unzuverlässigsten und verlogensten Blätter der ganzen französisch schreibenden Presse, stimmte in einem langen Artikel plötzlich seinen Ton um, wurde weich und rührend und wendete sich an den König von Preußen mit ungefähr denselben Anträgen wie die „Situation". Bisher hatte der „International" kaum böse Worte genug gehabt, um Preußen, dem Könige und dem Grafen Bismarck seinen ganzen Haß zu bezeigen.

Am 7. Oktober machten die Franzosen des Nachmittags wieder einen Ausfall bei Woippy und zugleich auch auf dem rechten Moselufer, wurden aber dort von der Division Kummer und hier vom 10. Armeecorps mit großem Verlust zurückgeschlagen. Auffallenderweise begann aber noch um 9 Uhr Nachts ein neuer Ausfall. „Ob Bazaine seinen Truppen in dem heutigen Ausfalle außergewöhnliche Erfolge versprochen und er die Mondnacht zur Flucht auf's neutrale luxemburgische Gebiet nicht gern daran geben, ob er den Preußen eine größere Concentrirungspause über Nacht nicht gönnen wollte oder ob die Flucht der Ausfalltruppen eine gar zu panische gewesen: — gegen 9 Uhr Abends war das Artilleriefeuer des Feindes noch viel toller entbrannt, als während des Tages. Namentlich hatte jetzt auch, unter Aufbietung aller seiner Schußmittel, Fort Plappeville sich losgelassen und warf zahllos die Granaten in das un-

klare und unbestimmte Schußfeld hinaus, natürlich ohne jeden Erfolg."

Nachher erklärte sich die Sache dadurch, daß es die Deutschen selbst waren, die den Kampf noch bei Nacht erneuert hatten. Die Weserzeitung berichtete aus Metz vom 8. Oktober: „Gestern Mittag zwischen 1 und 2 Uhr wurden unsere Truppen allarmirt. Die feindliche Armee hatte wieder einmal einen Ausfall unternommen. Das lebhafte Kanonen-, Mitrailleusen- und Kleingewehrfeuer, welches sich bald entwickelte, zeigte aber, daß es sich diesmal um kein Kartoffeln- oder Vorpostengefecht handelte. Starke feindliche Colonnen waren über Maxe, dem in der Nacht vom 27. bis 28. September niedergebrannten Dorfe vorgegangen und hatten, wie dies bei solchen Ausfällen ganz natürlich ist, unsere Vorposten beim ersten Anlaufe mit Uebermacht zurückgedrängt. Das Geschützfeuer wurde immer lebhafter und lebhafter und erfüllte bald die ganze nördlich von Metz sich erstreckende Moselebene. Diese Ebene war bekanntlich bis zum 27. September bei den feindlichen Ausfällen vermieden worden, ist aber seitdem zum Hauptkampfplatze ausersehen worden. Es war den feindlichen Truppen gelungen, unsere Vorposten, welche theils in, theils vor und zwischen den, die Scheide zwischen der ersten und zweiten Abtheilung der Ebene bildenden Ortschaften aufgestellt waren, aus ihrer Stellung in die offene Ebene zu verdrängen. Es galt also unsererseits, die frühere Stellung wieder zu erlangen. Der feindliche Vorstoß war mit großer Truppenzahl und mit Heftigkeit unternommen. Von besonderem Vortheil bei solchen Anlässen zeigt sich für den Feind das Chassepotgewehr wegen seiner großen Tragweite (bis 2000 Schritt). Gegen 2¾ Uhr zeigte ein lebhaftes Kanonen-, Mitrailleusen- und Kleingewehrfeuer, daß der Kampf auf der ganzen Linie von der Mosel bis zum Orte Bellevue entbrannt war. Um diese Zeit begannen auch auf dem rechten Moselufer feindliche Batterien, welche unterhalb des Forts St. Julien im Gehölz von Grimont aufgestellt waren, unsere Lager zu beunruhigen.

Die Gefechtslinie war über eine Meile lang. Rechts und links der Mosel eiferten die Geschütze, sich gegenseitig zu überbieten. Obwohl ich gleich nach dem Allarm auf eine Anhöhe bei dem Dorfe Argancy geritten war, von welcher man den ganzen Kampfplatz überblicken konnte, so war es mir wegen der durch nebeliges Wetter und den Pulverdampf verursachten dicken Luft nicht möglich, die einzelnen Bewegungen genau zu beobachten. Der ganz vorbezeichnete Theil der Moselebene wurde von einer einzigen Dampfnebelwolke bedeckt. Nur hier und da machte sich das Aufblitzen einer Kanone und der dadurch verursachte heftigere Dampf bemerkbar. Um 3¼ Uhr stiegen zwei Rauchwolken als Zeichen brennender Ortschaften (wahrscheinlich Ladonchamps und Bellevue) auf. Die Heftigkeit des Kampfes erinnerte an den 18. August. Bald war der Kanonendonner, bald das Kleingewehrfeuer überwiegend, immer fort und fort dauerte Beides. Die Richtung des Kleingewehrfeuers, welches sich von 3¾ Uhr an südöstlich hinzog, bewies den Rückzug des Feindes. Kaum aber war der Kampf an irgend einer Stelle ruhiger geworden, so begann er an einer andern desto lebhafter. Soviel sich in dem Gewühl beobachten ließ, war von feindlicher Seite das Kleingewehrfeuer, von unserer Seite das Kanonenfeuer am wirksamsten. Unsere Batterien waren wieder in dem Halbkreis, der sich von dem Dorfe Norroy über Feves, Semécourt, Maizières, Argancy, Olgy, Malroy und Charly hinzieht, aufgestellt und wirkten mit abwechselnder Heftigkeit, theils einzelne Schüsse, theils ganze Salven in die feindlichen Colonnen sendend. Im Ganzen mögen etwa 120—150 Kanonen auf unserer Seite thätig gewesen seyn. Besonders wirksam sollen sich in Folge ihrer Aufstellung die Batterien in der Nähe der Dörfer Agancy und Olgy gezeigt haben. Die Position südlich vom Dorfe Olgy wurde gegen 5 Uhr durch zwei frisch herangefahrene Batterien verstärkt. Von feindlicher Seite machten sich auch diesmal wieder neben den Mitrailleusen die Kanonen des Forts St. Julien bemerkbar. Dieselben senden ihre Geschosse fast ¾ Meilen weit, so

daß sie verschiedene der von uns besetzten Orte, namentlich Failly, Charly, Malroy und Olgy nicht nur erreichen, sondern darüber hinweg gehen. Eine große Anzahl ihrer Granaten schlug gestern auf der nördlich von den Dörfern Argancy und Antilly, südlich von den Dörfern Olgy, Malroy und Charly begrenzten Höhe ein; einzelne im Dorfe Olgy, welches wie die übrigen auch während des Kampfes von unseren Truppen besetzt ward. Glücklicherweise verfehlten die meisten dieser fürchterlichen Geschosse ihr Ziel, welches augenscheinlich unsere in der Gegend aufgestellten Batterien bildeten. Auch die im Dorfe Olgy niedergefallenen Geschosse hatten keinen erheblichen Schaden angerichtet. Zwischen 5 und 6 Uhr bei beginnender Dunkelheit entbrannte der Kampf noch einmal besonders heftig. Der Feind ließ auch die Mitrailleuse mit ihrem eigenthümlichen Gerassel wieder hören. Gegen 6 Uhr schien der Kampf beendet zu seyn und deshalb begab ich mich in's Quartier zurück. Kaum hier angekommen hörte ich (6½ Uhr) von Neuem andauernde Gewehrsalven. Darauf Ruhe bis 7 Uhr, um welche Zeit der Kampf von Neuem aufgenommen wurde. Wiederholte und lange anhaltende Gewehrsalven, untermischt mit dem Donner der Kanonen, währten bei dem eingetretenen Mondenscheine bis gegen 9 Uhr. Der späte Kampf war von unserer Seite unternommen, um den Feind aus den von ihm im ersten Anlauf eroberten und demnächst kräftig vertheidigten Positionen, namentlich in und bei den Orten St. Remy und Ladonchamps völlig wieder hinauszudrängen, was denn auch gelungen ist. Leider ist das Resultat des Kampfes, des bedeutendsten und heftigsten, welcher seit dem 1. September vor Metz stattgefunden hat, für beide Theile ein rein negatives gewesen. Beide haben eine Anzahl Menschen verloren, ohne irgend welche Vortheile. Bei der eigenthümlichen Lage, in welcher sich unsere Armee hier befindet, ist ein Verfolgen des Sieges bis in die Umgebung der Festung ganz unmöglich. So tapfer daher auch die feindlichen Ausfälle zurückgewiesen werden mögen, die errungenen Siege vermögen den siegenden

Theil nicht zu befriedigen. Wie groß die Verluste sind, habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können. Der unserige allein wird auf mehrere Hundert geschätzt. Den Hauptantheil am Kampfe hatten unsererseits das zehnte Armeecorps, und die jetzt ebenfalls unter dem Oberbefehl des Generals v. Voigts-Rhetz stehende Landwehrdivision von Kummer."

Der offizielle Bericht der preußischen Staatszeitung bemerkte: „Der Zweck, welchen der Feind durch dieses überraschend eingeleitete und mit starken Kräften hartnäckig durchgeführte Gefecht hat erreichen wollen, mag ein Vorschieben seiner Vorposten in die von uns behaupteten Oertlichkeiten und eine Fouragirung gewesen seyn. Für letztere Annahme spricht der Umstand, daß eine größere Anzahl von zwei- und einspännigen Fahrzeugen (etwa 400) über die feindlichen Verschanzungen hinaus gefolgt waren. Die Absicht des Feindes ist vollkommen verhindert, die Anfangs erreichten Erfolge sind durch energische Offensive dem Feinde entrissen worden, und auf keinem Punkte hat derselbe Terrain gewonnen. Seine Verluste sind sehr bedeutend."

Daily News gab einen trefflichen Bericht über die Schlacht und hob darin besonders die außerordentlichen Leistungen der preußischen Landwehr hervor. „Von Metz nach Maizières — so schreibt der Berichterstatter — zieht sich wie eine lange Mulde mit flachem Boden, die durch die Anschwellung der Mosel sich gebildet hat, das Terrain hier in einer Breite von etwa 4 englischen Meilen. Westlich und östlich laufen Höhenzüge, aber zwischen den östlichen Hügeln und der eigentlichen Thalebene fließt die Mosel, die stellenweise, besonders Olgy gegenüber, weit in die Ebene einschneidet. Quer durch das Thal hindurch, wo es sich am meisten verengt, zieht sich eine Reihe von Dörfern, die beiden Tapes und St. Remy, während Maxe und Ladonchamps etwas mehr gegen die östliche und westliche Front zu liegen. Alle diese Punkte waren von den Preußen mehr oder weniger stark besetzt. Bazaine hatte seine Dispositionen mit

großer Umsicht getroffen. Unter dem Schutze des Nebels hatte er so prompt operirt, daß, als es kurz nach 1 Uhr hell wurde, seine Anordnungen beinahe vollendet waren. Zunächst führte er einen heftigen Stoß gegen Ladonchamps, aber die Landwehr-Vorposten hielten das Dorf, als ob sie nicht 100, sondern 10,000 Mann stark wären. Die Franzosen sendeten ihre Infanterie in Schaaren hinein, während gleichzeitig ihre Artillerie zu spielen begann. Nur ein Versuch, Ladonchamps wieder zu nehmen, meinte man beim Stabe, den unsere Artillerie dem Feinde schon einträuken soll. In der That arbeiteten die preußischen Geschütze wacker genug, allein die Annahme war nicht richtig, denn der Angriff auf Ladonchamps war nur eine Diversion. Plötzlich ergoß sich auf die Dörfer Grandes und Petites Tapes, St. Remy und Maxe ein wahrer Strom von Franzosen. Die 59er Landwehr wollte nicht weichen, obschon sie es kluger Weise hätte thun sollen. Sie stand, bis die Franzosen nach einem mörderischen Geschützfeuer und einem Regen von Chassepot- und Mitrailleusenkugeln den zusammengeschossenen Rest durch rein überwältigende Massen gegen die Chaussee drängten. Das Füsilier-bataillon vom 58. Regiment stand in Grandes Tapes, und es steht auch jetzt noch dort, aber die Besatzung besteht aus Todten und Verwundeten. Das Bataillon wollte nicht vom Platze und man kann sagen, es wurde vernichtet, wie es dastand, die Männer mit dem Rücken gegen die Mauer, die Stirne dem Feinde zugewendet. Auch die anderen Bataillone desselben Regiments erlitten schreckliche Verluste, und bis dahin war Bazaine's Vorhaben gelungen. Er hatte die Dörfer zurückerobert und einige Batterien vorgeschoben, um das Feuer der Preußen zu beantworten; sich hier jedoch zu behaupten, war er nicht im Stande. Die preußische Artillerie schleuderte mittlerweile ihre Geschosse von drei Seiten des Parallelogramms und machte es ihm in der Stellung sauer. Ohne Zweifel hätte er auch diesen ersten Angriff nicht gemacht, wenn er nicht etwas mehr, nämlich die Anknüpfung von Verbindungen mit Thionville beab-

sichtigt hätte. Von St. Remy und den beiden Tapes aus hielt er das Feuer der Preußen gehörig in Anspruch und ließ aus Grandes Tapes Schaaren von Tirailleurs ausschwärmen, denen es übrigens unter den Händen der Landwehr äußerst übel erging. Außerdem aber häufte er unter der Deckung des Dorfes Maxe Massen von Infanterie, mindestens 30,000 Mann, an, um die Preußen, wo ihre Linie am schwächsten war, dicht am Flusse zu durchbrechen. Der Moment war kritisch. Bis auf eine Brigade, die in Reserve stand, war die Landwehr sämmtlich im Feuer. Da erhielten indessen mehrere Regimenter vom 10. Armeecorps, die unterdessen auf der Pontonbrücke die Mosel überschritten hatten, Befehl zum Vorgehen. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Voran kamen in raschem Laufe und aufgelöster Gefechtsordnung die Füsiliere und bedeckten mit ihrer Linie die ganze Ebene; dahinter in dichten Compagnie-Colonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Grenadiere, dazu nahm die Artillerie einstweilen von den Dörfern Abstand und concentrirte ihr Feuer auf die an der Mosel entlang vordringenden Colonnen der Franzosen. Bazaine ist auffallend schwach an Feldartillerie und nur St. Julien und St. Eloy arbeiteten, aber die Mitrailleuse ließ ihr zorniges Rasseln erschallen, erschütterte die Linie der vorrückenden Schützen, die nun in die Feuerlinie kamen, und riß weite Lücken in die nachpressenden Colonnen. Die Artillerie und der Schützenangriff waren übrigens für die Franzosen hinreichend. Ihre dichten Massen schwankten und dann brachen sie auseinander, und mittelst des Feldglases konnte man sehen, wie Alles sauve qui peut in das Dorf Maxe hineinstürzte. Als die Franzosen aber wieder steinerne Mauern zwischen sich und den Preußen hatten, wurden sie wieder hartnäckig und wollten nicht weiter zurück. Vergebens feuerte die preußische Artillerie auf die Dörfer, vergebens rückten die Batterien in Echelons mit einer Präcision wie auf dem Schießplatze näher und näher. Die hartnäckige Batterie in Grandes Tapes wollte nicht schweigen und die französischen Tirailleure hielten noch die

Linie der davor liegenden Chaussee fest. Mittlerweile war es ungefähr 4 Uhr geworden, als ein Stabsoffizier der Linie entlang galoppirte und den Befehl zu einem allgemeinen Angriff überbrachte. Es galt, die Dörfer mit stürmender Hand zu nehmen, und vier Brigaden Landwehr, unterstützt von zwei Linienbrigaden vom 10. Armeecorps, sollten diese Aufgabe ausführen. Einige Minuten später erscholl das Commando und die Mannschaften sprangen auf hinter ihrer Deckung und marschirten vor mit dem gemessenen schnellen Schritt, der so charakteristisch für die Preußen ist. Die Granaten der Batterie in Grandes Tapes schlugen in die Linie, Mitrailleuse und Chassepot begrüßten sie mit einem Hagel von Blei, aber die Landwehr drang schweigsam und ernst unaufhaltsam vor. Ich bin oft im Feuer gewesen, aber ein wüthenderes Feuer, wie das gegen den Mittelpunkt der Linie gerichtete, ist mir nie vorgekommen. General v. Brandenstein, der die dritte Landwehrbrigade führte, fiel in meiner Nähe und mehrere Offiziere seines Stabes wurden verwundet; endlich erreichte man die Erdwerke und Verschanzungen, hinter denen die zerschmetterten Reste der 59er und 58er Landwehr lagen. „Hurrah Preußen!" scholl es den Andringenden entgegen, „vorwärts, immer vorwärts!" war die Antwort, und die braven hartnäckigen französischen Kanoniere hatten kaum Zeit, um die Ecke zu rennen, als die Landwehr ihnen schon auf dem Nacken war. Die Landwehr gibt nicht so leicht Pardon wie die Linie und mancher Franzose sank dort zusammen, von einem Bajonnetstoß durchbohrt. Noch in den engen Dorfgassen fochten sie wie die Teufel und bedienten sich der Mitrailleuse mit seltener Klugheit und Wirksamkeit. Dann aber kam der lange, unerbittliche Schritt der Landwehr. Die mächtigen Schenkel und Schultern, die charakteristischen Züge in der Erscheinung des preußischen Soldaten, liehen dem Bajonnet ihre Kraft und bald waren die Dörfer von Allen, mit Ausnahme der Sieger, der Todten und Verwundeten, gesäubert. Der Landwehr gebührt die Ehre des Tages. Sie war es, die den französischen Angriff aufhielt, bis kein Mann

mehr stand, der ein Zündnadelgewehr halten konnte. Sie führte auch den großen allgemeinen Schlag, der die Franzosen aus den Dörfern fegte. Ich habe die preußische Linie vor dem heutigen Tage im Kampfe gesehen. Ich sah sie auf Hand und Fuß die Höhe von Spicheren erklettern, ich sah sie deployiren vor Colombey und Montoy in der Schlacht vom 14. August, ich sah sie Stand halten vor der Mitrailleuse auf den Abhängen vor Gravelotte und ich sah, wie sie die Franzosen am 1. September in die Festung Sedan hineinwarf. Ich habe glauben gelernt, daß die Männer der preußischen Linie vermögen, was nur irgend einem Heere der Welt möglich ist. Aber gestern habe ich das Kaliber der Landwehr kennen gelernt. Ruhig in den Verschanzungen, wo sie, gelassen am Boden liegend, die in ihrer Nähe niederfallenden Kugeln auflasen, entschlossen und unaufhaltsam in ihrem Vordringen, unwiderstehlich in dem Bajonnetangriffe, mit dem sie die Dörfer säuberte, stellt sie eine Truppe dar, die das Herz eines Mannes mit soldatischem Instinkte erfreuen muß. Nichts war bemerkenswerther, als die Ruhe, mit welcher die Verwundeten, die nur irgend gehen konnten, sich auf sich selbst verlassend und jede Unterstützung ablehnend, hinter die Front gingen. Und es waren keine leichten Wunden, mit denen die Wackeren zurückkehrten. Ich selbst begegnete Einem, der durch die Lunge geschossen war und dem der Athem röchelnd durch die Wunde drang. Es geht dem Zuschauer zu Herzen, wenn er diese Tapferen sterben sieht. Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen, wie der Soldat von der Linie, der Niemand hungernd zurückläßt, wenn er auf dem Schlachtfelde bleibt. Für jeden zweiten Landwehrmann, der da gefallen, gibt es eine Wittwe nun daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder schwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waisen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutschlands vorstelle, welche noch nicht wissen, daß ihnen der gestrige Tag den Vater geraubt. Nicht daß es schien, als ob die Landwehrmänner lange bei

dem Gedanken an Frau und Kinder verweilten. Der haarige Kerl, der schon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viel junge Vögel daheim im Neste hat, ging gerade so kühn auf den Feind, wie der muntere junge Freiwillige, dem nur die Liebste nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutschen beten gern, und mir schien, daß Mancher im Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wäre er in der Kirche. Und was die Religion anbetrifft, wer war das, glaubt ihr wohl, der dort mit in den Kampf hineinstürzte, im weißen Haar mit fliegenden Rockschößen? Das war der Divisionsgeistliche, ihr guten geistlichen Herren von England — eine mächtige Flasche in der einen und ein Gebetbuch in der anderen Hand. Der gute Mann, der da im Kugelregen dahineilte, war ganz außer Athem und über und über mit Schmutz bespritzt, denn, wie er mir keuchend erzählte, sein Pferd war ihm schon unter dem Leibe erschossen worden. Als ich ihn wiedersah, da saß er hinter einer Mauer in Grandes Tapes unter einer Gruppe hingestreckter Krieger und erhob unter dem Brüllen der Geschütze seine Stimme im Gebete zu Gott."

Von dieser Zeit an kamen vor Metz keine ernsten Kämpfe mehr vor. Bazaine hoffte noch irgend einen Erfolg von den geheimen Unterhandlungen, die er durch seinen Adjutanten, General Boyer, im Hauptquartier des Königs von Preußen in Versailles anknüpfen ließ. Nach der Capitulation von Sedan und der plötzlichen Gründung einer französischen Republik, welche blos vom Pöbel in Paris improvisirt war und keineswegs in der Gesinnung der Mehrheit der Nation wurzelte, mußte es dem Marschall wohl nahe liegen, an die Möglichkeit einer Restauration des Kaiserthums durch den König von Preußen selbst zu glauben, denn mit einer auf so schwachen Füßen stehenden und so demoralisirten Republik konnte Preußen nicht wohl Frieden schließen, wohl aber, wenn nicht mit dem gefangenen Kaiser, doch mit der Kaiserin Regentin. Bazaine blieb daher dieser treu, erkannte die Republik nicht an und hielt es für

möglich, Preußen werde ihm erlauben, mit seiner Armee Metz verlassen und die Regentschaft der Kaiserin herstellen zu dürfen. Wirklich erlaubte ihm Prinz Friedrich Karl, seinen Adjutanten, General Boyer, in's Hauptquartier des Königs von Preußen nach Versailles und nach England zur Kaiserin zu schicken. Auch behaupteten später französische Offiziere, Bazaine habe sie in Reden darauf vorbereitet, sie würden die Ordnung in Frankreich wieder herstellen. Nichts ist natürlicher, als daß die Anhänger des Kaiserthums in der Stunde der Noth solche Hoffnungen hegten.

Die Kaiserin behauptete später, Graf Bismarck habe Bazaine's Anträge unterstützt und ihrer Regentschaft einen Frieden angeboten, welcher Frankreich nur Straßburg und einen Theil des Elsaßes gekostet haben würde, sie aber habe gar nichts von Frankreich abtreten wollen und so hätten sich die Unterhandlungen zerschlagen. Es liegt auf der Hand, daß sie damit nur dem französischen Nationalstolz schmeicheln und der Bazaine'schen Intrigue, nachdem sie mißlungen war, eine dem Napoleonismus günstigste Auslegung geben wollte. Die Beschuldigung, Graf Bismarck sey mit dem Bazaine'schen Plan im Ernst einverstanden gewesen, gehört zu den vielen Gehässigkeiten, die auf ihn gehäuft wurden. Nach Umständen *) wäre

---

*) Nach dem Indépendant des Basses Pyrenées sollte der Frieden unter folgenden Bedingungen geschlossen werden: „Cession von Straßburg und eines Theiles von Deutsch-Lothringen; Abtragung der Festungswerke von Metz; Abdankung Napoleon's III. und Regentschaft der Kaiserin. Der Vertrag sollte vom Senat und dem gesetzgebenden Körper, der in Amiens zusammentreten sollte, ratificirt werden. Die Rheinarmee sollte Metz mit ihren Waffen verlassen, jedoch unter der Bedingung, während dreier Monate nicht gegen Deutschland zu dienen, da, was aber nicht wahrscheinlich, die Kammern dem Vertrag ihre Zustimmung verweigern könnten. Bazaine und seine Armee sollten die Kammern beschützen und die Ordnung in Toulouse, Lyon, Marseille ꝛc. herstellen. Endlich sollte die deutsche Armee Paris einschließen und die Bevölkerung durch Hungersnoth zur Uebergabe zwingen. Dieser vom Kaiser gebilligte Vertrag wurde Bazaine mitgetheilt, der seine

der Plan nicht so übel gewesen und wenn die Umstände wirklich darnach gewesen wären, würde es Graf Bismarck auch nicht bei unfruchtbaren Besprechungen haben bewenden lassen. Aber er wußte wohl, daß er nicht einmal dem Kaiser, geschweige der Armee Bazaine's trauen könne, welche letztere eher mit den Republikanern fraternisirt hätte, als mit den Preußen vor Paris gezogen wäre. Also ist nur so viel richtig, daß man sich von preußischer Seite eine bonapartistische Intrigue, wie sie hier vorlag, wohl gefallen lassen konnte, um Bazaine hinzuhalten und seine Thätigkeit zu lähmen, bis die Lebensmittel in Metz ausgingen.

Bazaine selbst schrieb seine Vertheidigung, die am Ende des Jahres in der Straßburger Zeitung abgedruckt wurde. Darin sagt er, er habe, nachdem ihm die Katastrophe von Sedan und die Einsetzung einer Regierung der Nationalvertheidigung bekannt geworden war, diese Nachrichten in folgender Proklamation der Armee von Metz mitgetheilt: „Generale, Offiziere und Soldaten der Rhein-Armee! Unsere militärischen Verpflichtungen gegen das Vaterland in Gefahr bleiben dieselben. Fahren wir fort, ihm zu dienen,

---

Zustimmung gab, jedoch für sich selbst so ausgedehnte Gewalten stipulirte, daß die Dictatur eher ihm, als der Kaiserin angehört hätte. Die provisorische Zustimmung Bazaine's wurde vom General Boyer nach Versailles gebracht und dort angenommen. General Boyer begab sich nun nach England, um die Zustimmung der Kaiserin zu erlangen. Die Kaiserin verweigerte während 36 Stunden ihre Unterschrift; endlich gab sie aber nach und unterschrieb den Vertrag. Es überkam sie aber alsdann Reue; sie ließ den General Boyer zurückrufen, und unter dem Vorwand, daß sie auf ihrer Abschrift einen Irrthum verbessern wollte, verlangte sie den Vertrag nochmals zu sehen. Der General Boyer händigte ihn der Kaiserin ein und sie zerriß ihn. Der General Boyer kehrte nach Metz zurück und zwei Tage später fand die Capitulation statt. Man behauptet, daß die Kaiserin gesagt habe: ‚Ich habe alle Unehre ohne irgend einen Nutzen für mich übernommen, denn Bazaine wird mich mit meinem Sohn bald wieder verjagen und alle Gewalt für sich allein nehmen'."

indem wir mit Hingebung und derselben Energie sein Territorium gegen die Fremden und die sociale Ordnung gegen die bösen Leidenschaften vertheidigen." Darin lag noch keine Anerkennung der Republik; der Marschall übernahm keine politische Verantwortung, sondern war sich nur einer militärischen bewußt. Weiter sagt er von der Sendung Boyers: „Der Zweck der Mission des Generals Boyer war kein anderer, als die Rhein-Armee aus der schrecklichen Lage, in der sie sich befand, zu befreien und sie für Frankreich zu erhalten. Ich erhielt keine direkte Nachricht mehr von dieser Mission, aber ich erfuhr später, daß diese loyalen Versuche zu keinem Resultat geführt hätten, da die von der deutschen Militär-Autorität verlangten Garantien unannehmbar erschienen waren und ihre Annahme oder Nichtannahme überdieß nicht von den Befehlshabern der Armee abhing." Wenn auch der Marschall die „loyalen Versuche" nicht bestimmter kennzeichnet, so erkennt man doch deutlich, daß er unabhängig von der neuen republikanischen Regierung Frankreich retten wollte.

Erst viel später veröffentlichte der Brüsseler Gaulois einen angeblichen Brief Bazaines vom 12. Oktober an den Prinzen Karl, des Inhalts: „Im Augenblick, wo die Gesellschaft durch die Haltung bedroht ist, welche in Paris eine gewaltsame Partei angenommen, deren Tendenzen nicht mit einer Lösung enden können, welche die guten Geister aufsuchen, befragt der Marschall-Obercommandant der Rhein-Armee, sich mit dem Wunsch beseelend, seinem Lande zu dienen und es vor seinen eigenen Excessen zu bewahren, sein Gewissen und stellt sich die Frage, ob die unter seinen Befehl gestellte Armee nicht bestimmt ist, das Palladium Frankreichs (der Gesellschaft) zu werden. Ueber die militärische Frage ist abgeurtheilt. Die deutschen Armeen sind siegreich und Seine Majestät der König von Preußen kann keinen Werth auf den unfruchtbaren Triumph legen, welchen er durch die Auflösung der einzigen Macht erlangen würde, die heute in unserem unglücklichen Lande sich der

Anarchie bemeistern und Frankreich und Europa eine Ruhe sichern kann, welche nach den gewaltsamen Erschütterungen, die sie in Erregung versetzte, so nothwendig geworden ist. — Die Intervention einer fremden, selbst siegreichen Armee in die Angelegenheiten eines so leicht erregbaren Landes, wie Frankreich, in eine so nervöse Hauptstadt, wie Paris, könnte den Zweck verfehlen, über die Maßen die Gemüther aufreizen und unberechenbares Unglück herbeiführen. Die Action einer noch gut organisirten französischen Armee, deren moralischer Zustand trefflich ist, und die, nachdem sie die deutschen Armeen auf loyale Weise bekämpft, das Bewußtseyn hat, sich die Achtung ihrer Gegner erworben zu haben, würde unter gegenwärtigen Verhältnissen immenses Gewicht haben. Sie würde die Ordnung herstellen und die Gesellschaft beschützen, deren Interessen die von ganz Europa sind. Sie würde Preußen durch die Wirkung dieser Action selbst eine Garantie und Pfänder geben, indem sie zur Wiederherstellung einer regelmäßigen Regierung beitragen würde, mit welcher die Beziehungen jeder Art ohne Erschütterung und auf ganz natürliche Weise wieder aufgenommen werden könnten." Dies entsprach ganz dem Standpunkt Bazaines, aber nicht dem preußischen.

Erst als seine Bemühungen mißlungen waren, er gar nichts von der Regierung weder in Paris noch Tours erfuhr und die Lebensmittel in Metz auf die Neige gingen, schrieb er nach Tours am 21. Oktober: „Mehrere Male habe ich Männer, die sich freiwillig dazu erboten, fortgesandt, um Nachricht von der Armee in Metz zu geben. Seitdem hat sich unsere Lage von Tag zu Tag verschlechtert und ich habe nie die geringste Mittheilung, weder von Paris noch von Tours, erhalten. Es ist dringend, daß ich erfahre, was im Innern des Landes und in der Hauptstadt vorgehe, denn in wenigen Tagen wird der Hunger mich zwingen, einen Entschluß im Interesse Frankreichs und dieser Armee zu fassen."

Aber Gambetta antwortete ihm gar nicht, sondern benutzte die Mittheilung Bazaine's einzig, um im vollen Widerspruch mit derselben am 28. Oktober einen lügenhaften Bericht ausgehen zu lassen: „Die Nachrichten aus Metz, welche ein Abgesandter Bazaine's (de Valcouri) überbringt, sind ausgezeichnet und bestätigen auf das Ausdrücklichste die, welche man früher auf anderem Wege erhalten hat. Die Armee Bazaine's ist im Ueberfluß mit Allem versehen und mit einem unbesiegbaren Vertrauen beseelt; jeder seiner Ausfälle ist ein Sieg, welcher dem Feinde die beträchtlichsten Verluste verursacht. Der Adjutant Bazaine's ist heute von Herrn Gambetta empfangen worden, mit dem er lange Zeit conferirt hat. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch hervorheben, daß die Gegenwart des Abgesandten Bazaine's in Tours die beste Widerlegung der Gerüchte ist, welche dem Marschall den Entschluß aufbürdeten, der Regierung der nationalen Vertheidigung nicht beizustehen."

Wenn nun auch die französischen Republikaner Recht hatten, Bazaine zu hassen, weil er dem Kaiser treu blieb, so war seine Intrigue doch kein Verrath an Frankreich, denn der Kaiser hatte mehr Beruf, Frankreich zu repräsentiren, als Favre und Gambetta. Wenn Bazaine aber auch, wie die Republikaner verlangten, mit seiner noch starken Armee um jeden Preis aus Metz durchgebrochen wäre, so hätte es einen theuren Preis gekostet. Auf welcher Seite er auch ausgebrochen wäre, würden ihm die Preußen mit überlegener Macht rechtzeitig in beide Flanken haben kommen können, und hätte er sich mit dem Rest seiner dadurch zerrütteten Armee auch noch gegen Paris gewendet, so würde ihm dort der Sieger von Sedan den Weg verlegt haben. Es war also natürlich, daß er noch mehr von einem Verständniß mit Preußen, als von einem verzweifelten Kampfe hoffte. Prinz Friedrich Karl aber begnügte sich mit vollem Recht, Metz wie bisher cernirt zu halten, ohne eine Belagerung der Festung zu beginnen, da der Hunger sie doch in nicht zu langer Zeit zur Uebergabe zwingen würde. Die Cernirungs-

Armee war aus dem 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10. Armeecorps, so wie der großherzoglich hessischen (25.) Division und der Landwehr-Division von Kummer zusammengesetzt, demnach, außer der hessischen Division, aus Truppentheilen der Provinzen Preußen, Pommern, Brandenburg, Westfalen, Rheinland, Schleswig-Holstein und Hannover, zu welchen letzteren beiden Corpsbezirken die innerhalb derselben gelegenen norddeutschen Bundesstaaten zu zählen sind.

Da inzwischen die Mission Boyer's gänzlich mißlang und nun auch Mangel an Lebensmitteln in Metz eintrat, und man bereits alle Pferde schlachten mußte, bot Bazaine dem Prinzen Friedrich Karl an, sich mit seiner ganzen Armee zu ergeben, nicht aber die Festung Metz, welche von 20,000 Franzosen besetzt bleiben und sich ferner vertheidigen sollte. Dadurch wären nämlich die Lebensmittel gespart und die Festuug in den Stand gesetzt worden, sich länger zu halten. Der preußische Feldherr ging aber nicht darauf ein, sondern wollte beides, die Armee und die Festung zugleich bekommen.

Man schrieb am 21. Oktober aus dem Lager von Metz: „Zur Charakterisirung der scheußlichen Zustände in Frankreich möge dienen, daß in den letzten Tagen über 60 französische Offiziere aller Grade und Waffengattungen, die als Gefangene auf Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, in ihre Heimath entlassen waren, sich freiwillig bei unseren Truppen meldeten, um in die Gefangenschaft nach Deutschland zu gehen. Der Grund davon ist, daß die anarchischen Republikaner sie geradezu zwingen wollten, ihr Ehrenwort, das für diese Art von Menschen gar nicht existirt, zu brechen und ohne Weiteres auf's Neue gegen uns zu dienen, was sie als anständige Männer natürlich verweigern müssen. Einen französischen Obersten, der es verweigerte, sein Ehrenwort zu brechen und abermals zu dienen, soll der Pöbel in Lyon ermordet haben. Da es faktisch erwiesen ist, daß manche französische Offiziere, welche auf Ehrenwort, nicht ferner gegen uns zu dienen, wieder entlassen wurden, unter Zustimmung der provisorischen Regierung zu Tours

auf's Neue die Waffen gegen uns ergriffen haben, da gegen ein so barbarisches Volk, wie wir Deutschen sind, kein Ehrenwort gehalten zu werden brauche, so hat der König von Preußen jetzt befohlen, daß künftighin alle gefangenen französischen Offiziere sogleich nach Deutschland gebracht werden."

Man hörte von Zerwürfnissen im Kriegsrath zu Metz. Bazaine und Marschall Canrobert sollen zu einer Capitulation geneigt gewesen seyn. Ebenso General Changarnier. Nur Marschall Leboeuf wollte den Kampf bis zum äußersten fortsetzen. Indessen nahm der Mangel in der Stadt wie im Lager vor derselben zu und mit ihr die Zahl der Deserteure, die zu den preußischen Wachten hinüberliefen, um ihren Hunger zu stillen. Mitleidig erlaubte man den französischen Soldaten, welche waffenlos herauskamen, auf den Aeckern nach Kartoffeln zu suchen, und schoß nicht auf sie. Als aber größere Massen von Deserteuren sich gefangen geben wollten, wurden sie von den preußischen Vorposten zurückgewiesen, da ihr Vorgehen nur darauf berechnet schien, den Plan Bazaine's durch Entfernung der Esser und Sparung der letzten Lebensmittel durchzusetzen.

So wurde denn Bazaine genöthigt, am 25. Oktober neue Unterhandlungen mit dem Prinzen Friedrich Karl anzuknüpfen. Man kam noch nicht überein. Erst am 26. bat Bazaine den Prinzen, dem alten General Changarnier eine Audienz zu bewilligen. „Prinz Friedrich Karl gewährte diese Audienz und bestimmte, daß der General von zwei Ordonnanzoffizieren sofort um 11 Uhr bei den Vorposten abgeholt werden sollte. Diese trafen den General noch nicht dort. Das zwischen unseren Vorposten und dem Feinde liegende, etwa 2000 Schritt breite Terrain wimmelte von unbewaffneten Franzosen, die sich bis auf 100 Schritt den Unsrigen näherten, um Kartoffeln, Trauben und Pferdefutter zu suchen, eine Scene, die sich alle Morgen wiederholte. Die Franzosen nehmen vor unseren Doppelposten die Mütze ab, zeigen auf den Bauch und machen die

Geberde, daß sie großen Hunger haben. Unsere Soldaten winken dann, die Franzosen beginnen mit ihrer Arbeit und kehren zurück, sobald sie einen Sack voll haben. Hiedurch sind die Rothhosen bereits so dreist geworden, daß wir sie gestern aus einem Orte, den sie besetzt hatten und durchaus nicht räumen wollten, mit Stöcken vertreiben mußten. Als der General nicht kam, nahmen unsere Ordonnanzoffiziere eine Parlamentärflagge und gingen, von Hunderten von unbewaffneten Feinden umschwärmt, bis zum französischen Verhau, wo die Wache sie mit Gewehr bei Fuß empfing. Als sie sagten, daß sie den General erwarteten, zeigte der Wachthabende auf einen eben sich heranbewegenden Wagen. Changarnier, ein Greis von 80 Jahren, noch ziemlich rüstig, bat, so weit als möglich fahren zu dürfen, da er nicht lange gehen könne. Unsere Offiziere schickten nach ihrem Wagen und ließen denselben so nahe herankommen, daß der General nur über einen kleinen Graben zu klettern brauchte. Changarnier ist Republikaner, lebte seit dem Staatsstreiche im Exil zu Brüssel, stellte sich nach der Schlacht bei Wörth dem Kaiser zur Disposition und befindet sich seit dem 8. August in Metz, wo er Adlatus von Bazaine ist, ohne ein eigenes Kommando zu haben. Die Augen wurden ihm verbunden, und hier angekommen, wurde er vom General v. Stiele empfangen und zum Prinzen geführt. Die Konferenz dauerte 1½ Stunde, worauf er wieder bis zum Wagen begleitet wurde. Der General Changarnier war gebrochen, und das Letzte, was er sagte, war: ‚Wir werden fallen, aber mit Ehren. Ich wünsche Ihnen, m. H., daß Sie und kein braver Soldat so etwas erleben mögen.‘ Damit brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Mit verbundenen Augen führte man ihn bis über die Vorposten zurück. Hier, nachdem ihm die Binde abgenommen, sah er die Kartoffelsucher und hielt eine Lobrede auf unsere Soldaten. Schließlich sagte er, daß er wünsche, die am Abend Statt findenden Unterhandlungen möchten zum Resultate führen. Das mit dem Prinzen Karl verabredete

Rendezvous fand auf dem Schlosse Frescaty Statt. Ein französischer Divisionsgeneral und General v. Stiele fanden sich dort ein. Wir stellten unsere Bedingungen auf Grundlage der Capitulation von Sedan und Straßburg. Der Franzose soll darüber zuerst wüthend gewesen seyn, schließlich nahm er die Bedingungen aber doch mit nach Metz."

Es waren verhängnißvolle Tage. In der Nacht des 25. Oktober zeigte sich ein prachtvolles Nordlicht, welches seine Strahlen bis zum Zenith des Nachthimmels hinaufwarf und um denselben die sog. Nordlichtskrone bildete. Waren die Soldaten in beiden Lagern durch dieses Zeichen am Himmel lebhaft aufgeregt, so noch mehr am andern Tage durch den furchtbaren Sturmwind, der dem Nordlicht folgte und im ganzen mittlern Europa Verheerungen anrichtete. Am gleichen Tage, dem 26. Oktober, feierten die Truppen in Versailles den 70. Geburtstag des General Moltke, den man mit Recht, wenn man das ungeheure deutsche Heer mit einem einzigen Leibe verglich, den Kopf desselben nannte. Am folgenden Tage, dem 27. früh, wurde die Capitulation von Metz unterzeichnet, und Frankreichs größte Armee, die hier eingeschlossen gewesen war und mit Einschluß von etwa 37,000 Kranken und Verwundeten damals noch über 175,000 Mann stark war, gab sich gefangen. Die Capitulation glich völlig der von Sedan.

Man hatte im preußischen Lager schon seit drei Tagen die Uebergabe vorausgesehen und sogleich Befehl nach Saarbrücken gegeben, aus dem ganzen Lande durch Bäcker und Metzger so viel als möglich Brod, Mehl und Fleisch zusammenbringen und nach Metz fahren zu lassen, für die halbverhungerten Franzosen, zugleich wurde für Salz gesorgt, welches in Metz ausgegangen war, und Bergleute wurden berufen, um schleunigst die rings um Metz zerstörten Eisenbahnen wieder herzustellen.

Wie es scheint, waren die Truppen und Nationalgarden, die nicht draußen vor den Thoren campirt, sondern innerhalb der Stadt

Metz zugebracht hatten, und denen man auch republikanische Sympathien zuschrieb, der Capitulation abgeneigt. Eine freilich etwas zweifelhafte Correspondenz der Daily News berichtete darüber: „Die Nationalgarden weigerten sich, die Waffen zu strecken, ein Dragonerkapitän ritt am 29. Nachmittags an der Spitze einer kleinen Truppe durch die Stadt, welche schwuren, eher sterben als sich ergeben zu wollen, und ein Frauenzimmer, welches allenthalben die Marseillaise sang, rief grenzenlose Aufregung hervor. Die Thore der Kathedrale wurden gesprengt, und die Sturm- und Begräbnißglocken die ganze Nacht über geläutet, und als der Kommandant der Festung, General Coffinières, erschien, um die Leute zu beruhigen, wurden drei Pistolenschüsse auf ihn gefeuert. Schließlich gelang es ihm, die Straßen durch zwei Linienregimenter zu säubern (?). Als man dann aber am nächsten Morgen hörte, daß 1000 Waggons in Courcelles bereit ständen, um ihnen Lebensmittel zu bringen, und als die ganze Belagerungsarmee ihre Brodportionen freiwillig an die Gefangenen abtrat, zeigte sich vielfach eine tiefe Rührung, und die Bevölkerung sah sich von ihrer übertriebenen Furcht zum großen Theil befreit."

Nachdem Alles verabredet und vorbereitet war, wurden am 29. Oktober sämmtliche Forts um Metz von den Preußen besetzt und erfolgte der Ausmarsch der Gefangenen. „Prinz Friedrich Karl hatte sich mit seinem Stabe und sämmtlichen Offizieren mit Schärpen in großer Uniform hinter Jouy an der Chaussee von Frescaty aufgestellt; jedes unserer Corps blieb in seiner Stellung, die hessische Division war zur Uebernahme der Gefangenen kommandirt. Bazaine erschien zuerst, allen voran, ritt an der Spitze seiner Offiziere auf den Prinzen los und redete diesen mit den Worten an: »Monseigneur, j'ai l'honneur de me présenter!« (Hoheit, ich habe die Ehre mich vorzustellen.) Der Prinz winkte ihn an seine Seite, und danach begann der Vorbeimarsch der gefangenen Offiziere und der Armee selbst, zum Theil nach den Waffen geordnet, zum Theil

pêle-mêle. Die Offiziere, welche ein Kommando hatten, waren zu Pferde, die übrigen hatten ihre Waffen, da ihnen gestattet war, erst später in der Stadt dieselben abzulegen. Mann und Pferd sahen in der That nicht aus, als habe die äußerste Noth in der Festung geherrscht. Die Uniform der Mannschaften, namentlich der Garde, erschien fast neu, besonders das Schuhzeug; die Pferde waren größtentheils in gutem Zustande, doch hatten sie sich gegenseitig die Schweife abgefressen. Sämmtliche Gefangene wurden auf die Wiesen nächst der von Jouy nach Metz führenden Chaussee gebracht und durch Kommando's aller Waffen in Empfang genommen und bewacht. Bazaine wurde von dem Prinzen Friedrich Karl mit der größten Auszeichnung behandelt. Manche Gefangene wurden nicht durch die Eisenbahn transportirt, sondern marschirten bis zur Grenze auf Saarbrücken, Saarlouis und Trier."

Außer Bazaine wurden noch die Marschälle Canrobert und Leboeuf kriegsgefangen. Auf die Frage des Generals de Cissey, ob in den Bedingungen der Capitulation eben so wie bei Sedan stipulirt werden würde, daß unter gewissen Vorbehalten die Offiziere gegen Ehrenwort frei blieben, antwortete Prinz Friedrich Karl: Nein, von Sedan sind zwei Generale und 300 Offiziere auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, frei geblieben und sind dessen ungeachtet wieder in die Armee getreten und haben uns von Neuem bekämpft. Deshalb müssen sich die Offiziere der Armee von Metz ohne Bedingung ergeben.

Auf dem Domplatz von Metz steht eines frühern tapfern Kommandanten, Faberts, eiserne Bildsäule mit seiner Devise in eisernen Worten: „Ehe ich die Stadt übergebe, die mir der König anvertraut, müßte man mich und meine ganze Familie in die Bresche stellen, und selbst dann würde ich nicht zum Verräther werden!" Die Bewohner von Metz verhüllten die schwarze Statue mit einem großen Trauerflor, als die „jungfräuliche" Veste sich dem Feinde übergab, und die neuesten Historiker aus dem Volke schrieben an

die Mauern der Straßen: »Traître Bazaine!« Die Einwohner von Metz wollten durchaus nicht glauben, daß ihre jungfräuliche Veste je von einem äußeren Feind bezwungen werden könnte und schrieen daher über Verrath. Viele Soldaten thaten dasselbe und gehorchten den Offizieren nicht mehr. Wachenhusen hörte, „daß die Soldaten während der letzten vier Wochen in die Magazine, in die Häuser, sogar in die Keller eingedrungen sind, weggenommen haben, was sie fanden, und den Bürgern allenfalls das Geld dafür vor die Füße geworfen haben. Endlich bestätigen sich auch die Zwistigkeiten des Kommandanten der Festung mit Bazaine, und wenn hier also von Verrath gesprochen werden kann, trifft die Schuld ganz denselben Leichtsinn, der die Nation überhaupt in's Verderben geführt hat."

Der Erfolg der Eroberung war nicht blos für den Ausgang des großen Krieges entscheidend, sondern trug auch unmittelbar reiche Trophäen ein. Man erbeutete in Metz 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, das Material für mehr als 85 Batterien, gegen 800 Festungsgeschütze, 66 Mitrailleusen. Den Armeelisten zufolge hätten 103 Adler und Standarten, 690 Feldgeschütze und 102 Mitrailleusen gefunden werden sollen, viele waren aber theils verbrannt, theils in die Mosel versenkt oder vergraben worden, theils vielleicht noch von den Einwohnern verborgen. Außerdem fand man noch 300,000 Gewehre, ferner Cuirasse, Säbel &c. in größter Anzahl; gegen 2000 Militär-Fahrzeuge so wie nicht verarbeitetes Holz, Blei, Bronce in großen Massen; eine vollständig eingerichtete werthvolle Pulverfabrik &c.

Kommandant der Festung Metz wurde der preußische General v. Zastrow, etwas später Gouverneur der Stadt und des Landes Lothringen der General v. Löwenfeld. In der Prov.-Correspondenz wurde gemeldet: „Von den bisher vor Metz verwandten Truppen wird das 7. Corps in Metz bleiben und zugleich zu weiteren Operationen gegen Thionville verwandt werden. Die Division

Kummer bringt gefangene Franzosen nach Deutschland und bleibt dann in der Heimath. Der größere Theil der Armee von Metz bleibt unter dem Oberbefehl Prinz Friedrich Karls, vermuthlich zu Operationen gegen den Süden und die Mitte Frankreichs. Die von der früheren ersten Armee verfügbar gewordenen Corps werden voraussichtlich unsere Herrschaft im Norden ausbreiten und befestigen." Das Nähere ergab folgender Tagesbefehl: „Das 1., 7. und 8. Corps bildet die erste Armee, marschirt auf Lille, und okkupirt die Provinzen Picardie, Normandie und die Bretagne, hart an die belgische Grenze gelehnt und mit dem linken Flügel Fühlung suchend mit dem rechten des Kronprinzen von Sachsen." Den Befehl über diese erste Armee erhielt der General v. Manteuffel. „Die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl wird bestehen aus dem halben 2. Corps, der hessischen Division, dem 3., 9. und 10. Corps und erhält ihr Hauptquartier in Troyes. Die 4. Division des 2. Armeecorps geht schon seit dem 26. Oktober per Eisenbahn täglich in 4 Zügen nach Paris. Die General-Etappen-Inspektion der 2. Armee wird fortab Nanzig seyn. Sonach wird also Prinz Friedrich Karl mit der 2. Armee im Centrum stehen, links von ihm der General v. Werder mit dem 14. Corps, rechts v. d. Tann. Diese drei Armeen operiren gegen die Loirearmee und gegen die Freischaaren Garibaldi's, auf welche man eine förmliche Hasenhetze veranstalten wird. Der ganze Süden Frankreichs wird mithin von den deutschen Truppen überschwemmt."

Nach den Daily News soll Marschall Bazaine, als er am 29. in einem geschlossenen Wagen durch Ars fuhr, von den Weibern daselbst gröblich beschimpft worden seyn. Gambetta erließ von Tours aus ein Manifest,. worin er Bazaine des schändlichsten Verraths bezichtigte, was überall in den republikanischen Blättern ein Echo fand. Man las Zeitungsartikel, angeblich von Offizieren seiner Armee verfaßt, die ihn mit Vorwürfen überhäuften. Daß er sich nach Cassel zum gefangenen Kaiser begab, schien die Verdächtigung

der Republikaner zu bestätigen. Auf ihn selbst aber scheinen die Wuthartikel, mit denen ihn die französischen Blätter verfolgten, einen schmerzlichen Eindruck gemacht zu haben, denn Leute, die ihn bei seiner Ankunft in Cassel sahen, glaubten Verzweiflung in seinen Mienen zu lesen. Es dauerte indeß nicht lange, so wurden in der französischen Presse Stimmen laut, welche Bazaine entschuldigten und Gambetta sein voreiliges Verdammungsurtheil vorwarfen. Der Marschall selbst rechtfertigte sich in einem offenen Schreiben, dem man Billigung zollen mußte. In einem zweiten Schreiben vom 1. Dezember kündigte er an, er werde sich eine glänzende Rechtfertigung von Seite der künftigen französischen Volksvertretung verschaffen.

In dem schönen Armeebefehl, in welchem der Kronprinz von Preußen seinen tapferen Truppen für die ruhmwürdige Eroberung von Metz dankte, welches nie vorher erobert worden war, bemerkte man mit Freude, daß er den Ausdruck brauchte, Metz sey nunmehr Deutschland zurückgegeben.

Von den vielen gefangenen Franzosen, die nach Deutschland gebracht wurden, erfuhr man, eine Partie, welche nach Stettin bestimmt war, habe unterwegs dem Transport-Commando viel zu schaffen gemacht. In Genthin bei Magdeburg plünderten sie die Bahnhofs-Restauration und die ziemlich zahlreichen Begleitmannschaften mußten ihre ganze Energie anwenden, größeres Unheil abzuwenden. In Stettin wurden die ankommenden Gefangenen genau untersucht und diejenigen, bei denen man noch entwendete Gegenstände vorfand, sofort in's Gefängniß transportirt.

In Metz selbst war kaum das preußische Commando eingerichtet, als auch schon damit begonnen wurde, die Festungswerke zu revidiren, durch Neubauten zu ergänzen und auszudehnen, denn sie sollte „eine preußische Festung ersten Ranges“ werden.

Die alte Bischofsstadt Toul zählte zwar nur 7000 Einwohner, war aber eine Festung und beherrschte die Eisenbahnverbindung

zwischen Straßburg und Paris. Da die Festung nicht gleich eingenommen werden konnte, ehe man schwereres Belagerungsgeschütz herbeigeschafft hatte, mußten die deutschen Truppen in der Geschwindigkeit eine Eisenbahn auf einem Umweg um die Festung herum anlegen. Nachdem aber das schwere Geschütz angekommen war, ergab sich Toul nach einer achtstündigen Beschießung am 23. September. Der Commandant, Major Huc, wurde mit nur 300 Mann Linientruppen, 1900 Mobilgarden und 300 Nationalgarden kriegsgefangen und in der Festung eroberte man 75 Geschütze. Der Großherzog von Mecklenburg zog an der Spitze der Belagerungstruppen in Toul ein und man bemerkte, die Einwohner der Stadt seyen sehr froh, nunmehr die ausgestandene Angst losgeworden zu seyn. — Die kleinen Bergfestungen in den Vogesen, Pfalzburg und Bitsch hielten sich noch auf ihren Felsenhöhen. Die Besatzung der letztern machte am 30. September einen glücklichen Ausfall, um zu fouragiren, während unter den Belagerungstruppen gerade ein Wechsel stattfand.

Dagegen fiel die größere Festung Verdun, welche sich lange und gut vertheidigt hatte, nachdem schwereres Belagerungsgeschütz angekommen war, endlich am 8. November. Man nahm hier 138 Kanonen, 23,000 Gewehre, viel Kriegsmaterial, 4000 Gefangene mit 2 Generalen und 161 Offizieren. Die Stadt war hauptsächlich wegen der Eisenbahn wichtig, welche sie verschlossen hatte. Die Wegräumung der Hindernisse, welche den Eisenbahnverkehr zwischen Deutschland und Paris noch aufhielten, war eine schwere Arbeit für unsere Krieger. So namentlich die Tunnelbauten von Nanteuil, wovon man schrieb: „Die Station Nanteuil sur Marne ist augenblicklich Endstation der großen Eisenbahn-Route Deutschland-Paris. Der Bahnhof Nanteuil wird in der Richtung nach Paris durch die Marne begrenzt, die von der Eisenbahn durch eine schöne, hochgelegene Brücke überschritten wird. Jenseits derselben erhebt sich ein hoher, breiter weinbewachsener Bergrücken, den

die Bahn mittelst eines $\frac{1}{2}$ Stunde langen Tunnels durchbricht. Dieser Tunnel, von den Franzosen am westlichen Ende gesprengt, bildet das Hinderniß der weiteren Fortführung der Bahn. Die Sprengung ist durch mehrere in den Seitenmauern des Tunnels angebrachte Minen erfolgt, und die Wirkung ist, zumal die Sprengung am Ende des Tunnels erfolgte, eine entsetzliche gewesen. Nicht nur ist das Mauerwerk des Gewölbes, der Seitenmauern und des Portales auf eine Länge von 100 Fuß vollständig zerstört und weit fortgeschleudert, auch der darüber liegende 2—300 Fuß hohe Berg ist in seiner Struktur gelockert und theils in den zerstörten Tunnel nachgestürzt, theils über denselben fortgerutscht. Eine Sektion der Feld-Eisenbahn-Abtheilung Nr. 2 unter der Leitung des Premier-Lieutenants und Baumeisters Lent und des Baumeisters Bode führt diese Arbeiten aus. Dieselbe hat sich durch sofortige telegraphische Einberufung von deutschen Bergleuten und Erdarbeitern und durch Annahme einheimischer, französischer Arbeiter gehörig verstärkt." Doch mitten in der Arbeit erfolgte ein neuer Einsturz und man mußte, um die Bahnzüge fortzubringen, so schnell als möglich Schienen um den Berg herumlegen.

Die Festung Thionville ergab sich nach einem heftigen Bombardement den Deutschen am 24. November. Diese Stadt mit französischem Namen liegt in einem noch ganz gut deutschen Gebiet und heißt bei den Einwohnern selbst Dietenhofen. Die Deutschen nahmen hier 200 Geschütze und machten 4000 Gefangene.

Am 12. Dezember ergab sich die kleine Festung Pfalzburg, ein Felsennest, jedoch insofern wichtig, als es die Vogesenstraße nach Zabern beherrscht. Man fand darin 65 Geschütze und machte 52 Offiziere und 1839 Mann zu Gefangenen.

Am 14. Dezember capitulirte die Festung Montmedy, unfern von Sedan an der belgischen Grenze. Man machte hier 3000 Gefangene, befreite 237 deutsche Gefangene und nahm 65 Geschütze.

Die kleine Festung Hamm, in welcher Napoleon III. unter

Ludwig Philipp sechs Jahre lang gefangen gesessen hatte, ergab sich am 10. Dezember.

Mezières, unfern von Sedan, ergab sich am 2. Januar 1871. Es wurden über 2000 Gefangene gemacht, darunter 98 Offiziere, 106 Geschütze erbeutet und viele Vorräthe an Lebensmitteln. Der Platz war wichtig. Jetzt erst konnte eine zweite Eisenbahnlinie über hier von Saarbrücken nach Paris gezogen werden.

Die kleine Festung Rocroy wurde durch einen Handstreich am 6. Januar genommen. Hier fand man 72 Geschütze und machte 300 Gefangene.

Zwölftes Buch.

Gambetta in Tours.

Da Paris von den deutschen Heeren eng eingeschlossen war, konnte die dort ernannte republikanische Regierung den Provinzen keine Befehle zukommen lassen, hatte daher noch bei Zeiten vor der Cernirung durch den Feind einige ihrer Mitglieder (Cremieux, Fourichon, Glais-Bizoin) als ihre Delegirten nach Tours im noch vom Feinde unberührten Süden Frankreichs abgehen lassen, um hier in ihrem Namen und Auftrag das Land zu regieren und vor allem ein Massenaufgebot zu organisiren, und durch gewaltige Volksheere wie 1792 den äußern Feind zu vertreiben. Dieser letztern Aufgabe sollte sich Admiral Fourichon als Kriegsminister unterziehen, während der alte Cremieux als Justizminister in Tours den Vorsitz führte. Diese Herren in Tours waren, wenigstens im Anfange, mit denen in Paris ganz einverstanden und machten in ihren Edikten und Zeitungen einen gewaltigen Lärm, als sey Frankreich noch ungeheuer stark. Sie verfügten am 27. September: „die energischesten Maßregeln im Interesse der Nationalvertheidigung," eine Massenaushebung aller jungen Leute bis zum 25. Jahre unter Vorbehalt einer weiteren Massenaushebung der älteren Klassen, sobald Waffen genug vorhanden seyn würden.

Um trotz der Einschließung der Stadt Paris den Verkehr zwischen diesem Centralpunkt der Regierung und der Delegation in Tours zu unterhalten, wurde ein Luftpostdienst organisirt. „Nadar, der bekannte Luftschiffer, der einmal vor Jahren unsanft auf hannover'schem Boden niederschwebte, ist von der Regierung mit der ‚Organisirung dieses Dienstes' betraut und versieht somit gleichsam den Dienst eines Generalpostmeisters der französischen Republik. Sein Hauptquartier befindet sich am Petersplatz auf dem Montmartre, und von da hat er am 23. September seinen ersten Ballon steigen lassen, versehen nicht blos mit einem Paket Briefe und Depeschen, sondern auch mit einem Conducteur, der das Fahrzeug kunstreich über die Häupter des Feindes hinweg leitete. Angeblich feuerte die feindliche Artillerie auf das verdächtige Meteor und verfolgte es bis in die Gegend von Mantes, auf welchem Wege es ihm vergönnt war, ein Gefecht in der Gegend vom Mont Valerien mit aller Genauigkeit zu überblicken, von dem auf anderem Wege noch keine Kunde zu den Sterblichen gedrungen ist. Bei seiner Landung wurde der Ballon von dem Präfecten des Departements Eure empfangen, worauf sein Inhalt, bestehend in drei Säcken voll Depeschen, nach Tours befördert wurde. Mit derselben Gelegenheit wurden auch Correspondenzen befördert, die für die Times und die Independance belge bestimmt, von Herrn Nadar selbst angefertigt waren, offenbar zu dem Zweck, um 1) für sein sinnreiches Unternehmen, und 2) für die französische Republik Reklame zu machen."

Auch schon in der ersten Revolution hatten sich die Republikaner einigemal bei Schlachten der Luftballons bedient, um die Stellungen des Feindes besser übersehen zu können, diese Neuerung indessen bald nicht mehr der Mühe werth gefunden. Jetzt spielte man wieder damit Komödie, um die Phantasie des Publikums aufzuregen. Sicher war diese neue Posteinrichtung nicht, da man die Kunst, den Ballon zu lenken, noch nicht erfunden hatte. Der Wind trieb ihn häufig anderswohin, als wo man ihn haben wollte. Fiel

er aber nur auf Terrain, was vom Feinde nicht besetzt war, so gelangten Personen und Briefe immerhin an ihr Ziel. Auch verbreitete man von Paris aus ausdrücklich falsche Nachrichten mit solchen Ballons, die man dem Feind wollte in die Hände fallen lassen.

Mit der Delegation waren auch manche Pariser schon vor der Cernirung geflüchtet, um ihre Person in Sicherheit zu bringen unter dem Vorwand, die Delegirten zu unterstützen. Mehrere Pariser Blätter wanderten mit ihren Redakteuren nach Tours aus oder ließen dort wenigstens ein Nebenblatt erscheinen.

Der neuen Regierung kam es vor Allem darauf an, der Republik Anerkennung zu verschaffen, denn mit ihr mußte sie selber stehen oder fallen. Da die bisherigen Anhänger der Republik in Frankreich weder durch ihre Zahl, noch durch die Persönlichkeiten ihrer Führer Achtung genug eingeflößt hatten, suchte die neue Regierung eine republikanische Begeisterung zu forciren. Sie handelte unter dem Einfluß persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Eitelkeit in einem Augenblick, in welchem der Pöbel von Paris ihr eine Macht verliehen hatte, die mehr überraschte, als Nachhaltigkeit versprach. Bei mehr Besinnung hätte sie sich sagen müssen, sie werde sich unmöglich behaupten können, sie hätte sich also auch nicht der schweren Verantwortung aussetzen sollen, einen sieglosen Krieg fortzusetzen, neue Niederlagen den alten hinzuzufügen und Frankreich vollends zu Grunde zu richten. Das republikanische Princip selber konnte dabei nicht gewinnen. Indem die neue Regierung das Wohl Frankreichs diesem Princip zum Opfer brachte, verdarb sie die Republik und Frankreich zugleich.

Genauere Nachrichten von den einzelnen Departements und Städten im Süden fehlten, doch erfuhr man, fast überall herrsche Anarchie! „Heillose Verwirrung in Stadt und Land, Competenz-Conflicte zwischen den Spitzen der bürgerlichen und der militärischen Gewalt, Zuchtlosigkeit in den Trümmern der regulären Armee,

ultra=socialistische Anarchie im Süden, ultramontane Agitation im Westen, Legitimisten, Orleanisten, Republikaner, entlarvte Mouchards und verkappte Bonapartisten, überall in verderblicher Gährung und in lähmendem Gegensatz. In Orleans schreibt der General Communiqués für die Zeitungen und der Präfect stellt die Vorposten aus; in Lyon arretirt der Regierungs=Commissär den General, in Besançon der General den Regierungs=Commissär. In Toulouse bedroht man Jeden mit dem Standrecht, der nicht sofort zu den Waffen greift, in Savoyen untersagt man polizeilich die schon vorgeschrittene Bildung eines Freicorps. In Rochefort schickt man die Pompiers in Arrest, die den kaiserlichen Adler vom Helm abnehmen, in Marseille steckt man den Seecapitän ein, der noch keine Zeit gefunden, die imperialistischen Uniformknöpfe durch republikanische zu ersetzen. In Macon blöcken die Mobilgarden in fatalistischer Selbstverhöhnung ihren Chant du départ: „Nous partons, comme des moutons“; im Gers=Departement organisirt sich nach den Musterbildern eines Ponson du Temail'schen Schauerromans eine Bande von schwarzvermummten Jägern, die kein Wort sprechen und keinen Pardon geben.“

Der Kriegsminister Fourichon wollte die Generale geschont und im Dienst der Republik verwendet wissen, mittelst ihrer der Anarchie steuern, Zucht und Ordnung halten, die rasch improvisirten Volksheere gründlich discipliniren lassen, versetzte daher die Provinzen in Belagerungszustand und verlangte, die Civilbehörden sollten den Militärbehörden, die Präfecten den Generalen gehorchen. Das wollten nun aber die strikten Republikaner nicht, aus Furcht, die Generale könnten zu viele Gewalt bekommen. Auch weigerten sich die Präfecten und Magistrate, den oft sehr zweideutigen Generalen und Freischaaren Contributionen zu bezahlen. So war auch schon in der ersten französischen Revolution der Haß gegen die Generale bei allen Jakobinern genährt worden. Nach Fourichon's Rücktritt geschah nun das Unerhörte, daß der alte Cremieux, der als

Civilist gar nichts vom Militärwesen verstand, das Kriegsministerium übernahm, jedoch nicht auf lange, denn er trat es bald an eine Commission und nachher an Gambetta ab.

Da die republikanische Regierung nur durch Akklamation des Pariser Pöbels eingesetzt war, glaubte der größere Theil der neuen Regenten, sie müßten sich durch eine constituirende Versammlung legitimiren lassen. Die Republik würde dadurch Bestand erhalten und auch bei den neutralen Mächten mehr in Ansehen kommen. Eine Minderheit der Regenten fürchtete dagegen, die Wahlen zu einer constituirenden Versammlung möchten zu conservativ und monarchisch ausfallen und es sey besser für sie, die sich einmal im Besitz der Macht befanden, gleich dem Wohlfahrtsausschuß der ersten Revolution, ohne das Volk zu befragen, terroristisch fortzuregieren. Namentlich war Gambetta dieser Ansicht. Bevor er aber damit durchdrang, traf die republikanische Regierung Vorkehrungen, die Wahlen zur Constituante in ihrem Sinne zu lenken. Um nämlich den größtentheils republikanisch gesinnten Städtern das Uebergewicht über das mehr monarchisch gesinnte Landvolk zu sichern, wurde vorgeschrieben, die Wahlurnen sollten nur in den Departementsstädten aufgestellt werden. Dahin würden viele weit entfernt wohnende Bauern nicht kommen, andere aber sich von den Republikanern in der Stadt beschwatzen lassen. Die Vorsicht war zunächst unnöthig, denn es kam zu gar keinen Wahlen.

Sollte sich die Republik behaupten können, so mußte sie sich bis an die Zähne bewaffnen. Im Allgemeinen hatte das Volk keineswegs Lust zu einem Kriege bis auf's Messer. Die schon dem Kaiser seine Kriegserklärung vorgeworfen hatten, als derselbe noch über große Armeen befahl, wollten sich noch viel weniger für die Republik aufopfern, die den Krieg auch ohne Soldaten fortsetzen wollte. Die allgemeine Bewaffnung behielt also große Lücken, wenn es den Terroristen auch gelang, Aushebungen des Volks zu erzwingen, oder den Racenhaß gegen die Deutschen und den Nationalstolz zu ent-

flammen. Die Regenten gaben sich alle Mühe, das katholische Landvolk zu gewinnen. Einen guten Parteigänger fanden sie dabei an dem bekannten Elsäßer Abgeordneten Keller, der obgleich selbst ein Deutscher, den Krieg für einen heiligen erklärte und jeden Schuß auf einen Deutschen eine oeuvre sainte nannte und der, obgleich bisher der bigotteste Ultramontane, sich jetzt den gottlosen Republikanern anschloß und sich zum Führer des katholischen Volks anbot, um dasselbe an der Seite der neuen Jakobiner kämpfen zu lassen. Doch ließ sich das Landvolk nicht so in's Feuer bringen, wie Keller wollte. Unter den Moblots oder den gepreßten Bauern zeigte sich eher Friedensliebe als Kriegsbegierde. Es kam vor, daß ganze Gemeinden die Franctireurs vertrieben. In Mantes und in der Loiregegend hatten sich die Bauern und die kleinen Städte gegen die Franctireurs bewaffnet, gaben ihnen keine Lebensmittel, wollten überhaupt nichts von ihnen wissen und sagten: Schützen könnt ihr uns doch nicht, sondern seyd blos die Ursache, weshalb der Feind unsere Dörfer niederbrennt. — Auch war es nicht möglich, ein Dekret aus Tours vom 4. November vollständig in Vollzug zu setzen, wonach je 100,000 Einwohner auf ihre Kosten eine Batterie zur Armee stellen sollten.

Um die Verwirrung noch ärger zu machen, fingen die Regierungsmitglieder in Paris an, sich mit denen in Tours zu überwerfen. Paris galt noch immer als Hauptsitz der Regierung, Tours nur als Sitz einer Delegation. Nun hatten aber die Herren in Tours die schon einmal vertagten Wahlen zur Constituante auf den 16. Oktober ausgeschrieben im richtigen Gefühle, daß man es der Nation schuldig sey, ihr eine ordnungsmäßige Vertretung zu geben und eine legitime Regierung zu bestellen. Auch glaubten sie persönlich an Ansehen zu gewinnen, wenn sie sich mit einem Parlament umgäben und vielleicht hofften sie auch, dadurch ein Uebergewicht über die Herren in Paris zu gewinnen, jedenfalls aber dem Vorwurf zu begegnen, als seyen sie zu unthätig.

Als nun die Herren in Tours eigenmächtig die Wahlen ausschrieben, fürchteten die Herren in Paris, die Wähler in den Provinzen würden eine Mehrheit in die Constituante wählen, welche friedlich, monarchisch, klerikal gesinnt, die Republik umwerfen würde. Sie beeilten sich also, in ihrem persönlichen Interesse und im Namen des republikanischen Princips das Ausschreiben von Tours für nichtig zu erklären und die Wahlen bis auf eine Zeit hinauszuschieben, in welcher Frankreich vom Feinde völlig gereinigt seyn würde. Gambetta übernahm es, selber diesen Beschluß nach Tours zu bringen und persönlich dafür einzustehen, daß er befolgt werde. Dieser Gambetta, ein erst 32 Jahre alter Advokat (Israelit), hatte seine Kühnheit schon in der gesetzgebenden Versammlung bei jeder Gelegenheit zur Schau getragen und bestieg jetzt, da er auf keine andere Weise über den eisernen Ring, mit welchem die deutschen Heere Paris umgürtet hatten, hinauskommen konnte, einen Luftballon, der ihn bis in die Gegend von Amiens trug, von wo aus er glücklich nach Tours kam.

Im Nouvelliste de Rouen ist diese Luftreise beschrieben: „Er stieg am Freitag den 7. Oktober, Morgens 11 Uhr, in Paris vom Petersplatze auf den Höhen des Montmartre mit dem Ballon ‚Armand Barbès' in Gesellschaft eines Sekretärs Spuller und des Luftschiffers Trichet auf; mit einem zweiten Ballon stiegen auf die Herren v. Revillod, Reynolds (Newyork), May (gleichfalls ein Amerikaner), Cuzon (Unterpräfekt in Redon) und ein Luftschiffer. Anfangs gingen die Ballons nahe aneinander; über den preußischen Linien schossen die Preußen fortwährend nach den Schiffchen und die Kugeln pfiffen den Insassen um die Ohren. Bis 3 Uhr Nachmittags hielten sich die beiden Ballons einander ziemlich nahe und in gleicher Richtung, dann trennten sie sich, waren aber dem Ziele schon nahe gerückt. Um 4 Uhr stieg der Ballon Georges Sand bei Ruy im Departement der Saone ohne Unbequemlichkeiten nieder, während der Armand Barbès an einem Baume unweit Montdidier

hängen blieb und das Herabklettern Gambettas nicht ganz ungefährlich war und mit Hülfe von anwesenden Bauern bewerkstelligt werden mußte."

Gambetta benahm sich in Tours ziemlich wie ein Dictator und kanzelte den alten Cremieux ein wenig ab, ohne daß es jedoch zu einem offenen Bruche zwischen ihnen kam. Es war wohl kein Zufall, daß noch an dem nämlichen Tage, am 9. Oktober, auch die beiden berühmten Häupter der republikanischen Partei Italiens und Spaniens in Tours eintrafen. Sie waren ohne Zweifel bestellt worden, um den Grund zu einer republikanischen Conföderation des ganzen romanischen Südwestens von Europa zu begründen. Die französischen Republikaner trauten, wie Gambetta's Luftreise bewies, dem französischen Volke allein nicht, und suchten ein Plebiscit desselben zu verhindern, weil es schwerlich zu ihren Gunsten ausgefallen wäre, hofften aber eine Stärkung ihrer Partei in Frankreich durch die Republikaner Italiens und Spaniens. Namentlich scheint der alte Garibaldi, obgleich er in Caprera krank lag, beschworen worden zu seyn, er möge nach Frankreich kommen und den Oberbefehl über ein republikanisches Volksheer übernehmen oder, wenn ihm seine Kräfte das nicht mehr erlaubten, die französische Republik wenigstens durch seine Anwesenheit und durch den Glanz seines Namens moralisch unterstützen.

Er hatte sich heimlich von Caprera fortgestohlen, war über Corsika und Marseille herbeigeeilt und sehr ermüdet. Es war nicht möglich, ihm einen feierlichen Empfang auf der Eisenbahn zu bereiten. Der Infanterie-Offizier, welcher sich am Eisenbahnhof auf Wache befand, bot ihm eine Escorte an. Garibaldi antwortete, daß er nicht die Gewohnheit habe, escortirt zu werden, und fügte hinzu, daß er auf dem Schlachtfelde wieder mit ihm zusammentreffen werde, um das Territorium der französischen Republik zu befreien. Sie gingen zusammen nach der Präfektur. Garibaldi, obgleich sehr ermüdet, empfing die Mitglieder der Regierung und den Präfekten.

Während dieser Zeit kam das Bataillon der Franctireurs, welches die Ankunft Garibaldis erfahren, in dem Garten der Präfektur an und verlangte, daß Garibaldi Revue über es abnehme und rief zugleich: „Es lebe die Republik! Es lebe Garibaldi!“ Garibaldi erschien, Cremieux und Glais-Bizoin an einem der Fenster. Da er leidend war, so konnte er nicht hinunterkommen. Cremieux und Glais-Bizoin kamen herab und musterten die Franctireurs. Auf das Verlangen der Franctireurs umarmte Glais-Bizoin Garibaldi im Namen des Bataillons. Garibaldi und Cremieux richteten einige Worte an die Franctireurs, worauf diese unter dem Rufe: „Es lebe Garibaldi! Es lebe die Republik! Es lebe Cremieux!“ aus einander gingen.

Am gleichen Tage kam noch der berühmte Castelar von Madrid an, um der Regierung in Tours die Sympathieen der republikanischen Partei in Spanien auszudrücken und eventuell deren Hülfe anzubieten. Die Rede, die er vom Balkon des Stadthauses herab hielt, lautete: „Meine Herren ... Bürger! Ich danke Ihnen für die sympathische, mir zu Theil gewordene Aufnahme. Ich bin ebenfalls Republikaner, und wir werden, wie 1792, Frankreich über seine Feinde triumphiren sehen. Es wird die Feudalität, die Fürsten und ihre Nachkommen niederschmettern. Und wenn wir die preußischen Horden über den Rhein gejagt haben, so werden wir die französische Republik akklamiren, welche die Ideen der universellen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit repräsentirt. Sie allein kann uns den wahren Frieden geben, während die Bonapartisten und die Tyrannen für uns nur eine fortwährende Drohung im Auslande und die Urheber der Unruhen im Innern waren. Es lebe die französische Republik! Wenn wir die Preußen verjagt haben, so werden Spanien, Italien und Portugal mit Frankreich in der nämlichen republikanischen Brüderlichkeit vereinigt, die wahren Ideen der Freiheit, der Brüderlichkeit und der Gleichheit repräsentiren und die sichersten Bürgen des universellen Friedens seyn. Es leben die

romanischen Republiken!" Hohle Phrasen, die den Franzosen von Spanien her so wenig reelle Hülfe sicherten, als der Name Garibaldi von Italien her. Im Gegentheil mußten die neutralen Mächte, wenn sie geneigt waren, Frankreich zu helfen, scheu werden vor der Aussicht einer republikanischen Verbindung der romanischen Reiche.

In Tours kamen damals noch eine Menge Notabilitäten zusammen. Der General Bourbaki, der Napoleons Garde befehligt hatte, in Metz eingeschlossen, aber von dort auf eine mysteriöse Weise entkommen war und angeblich für die kaiserliche Dynastie intriguirt hatte, kam nach Tours. Da er aber Anspruch auf den Oberbefehl des Heeres machte, welchen Gambetta vielmehr seinem Garibaldi zugedacht hatte, mußte er wieder zurückreisen. Da man ihn indeß doch für einen guten General hielt und benutzen wollte, überließ man ihm das Commando einer erst noch zu bildenden Nordarmee in Lille. Auch General Uhrich fand sich ein und wurde damals noch wegen seiner guten Vertheidigung Straßburgs gelobt. Da er aber das Kriegsministerium, welches man ihm anbot, nicht annahm, weil er sein Ehrenwort als Gefangener nicht brechen wollte, ließ man ihn gehen und verleumdete ihn hinterdrein als Verräther. Auch Keratry, Chef der Pariser Polizei, dort aber wegen seiner Antecedentien in Mexico verdächtigt, ließ sich von Favre einen Auftrag für Spanien geben und floh auf einem Luftballon aus Paris heraus. Nachdem er bei Bar le duc niedergefallen war und sich dabei am Kopf verletzt hatte, ging er nach Tours und von da nach Madrid. Hier verlangte er vergeblich Hülfe für Frankreich und kam nach Tours zurück, um ein Commando über eine erst noch zu bildende Armee in der Bretagne zu übernehmen.

Das Siècle vom 25. Oktober denuncirte eine angebliche Friedensliga zu Tours, angeregt durch Thiers, Grevy, Guyot-Montpairoux, Wilson, Lefebvre und Pontalis. Auch machte sich der

Prinz von Joinville, der im Departement Charente inferieure zur Wahl in die Constituante empfohlen worden war, wieder durch einen chauvinistischen Brief bemerklich.

Aus der großen republikanischen Bewegung der gesammten romanischen Race im westlichen Europa wurde nichts. Garibaldi brachte nur eine kleine Schaar zusammen, welche den Kern einer Ostarmee bilden sollte. Die Nizzaner wollten sich sogar von Frankreich trennen. Aus Spanien fanden sich noch viel weniger Streiter ein, nur viele Zigeuner schlichen sich durch die Pyrenäen, um bei der zunehmenden Anarchie plündern zu helfen. Die spanische Regierung beantwortete die republikanische Demonstration in Tours mit rascher Vornahme einer Königswahl. Eine schwache Hülfe erhielt Gambetta von den Slaven, den alten Feinden der Deutschen. Viel Rühmens machte man von einer polnischen Legion, die ein gewisser Dombrowsky führen sollte. Dieser trug zwar den Namen des berühmten polnischen Generals, welcher Frankreich zur Zeit der Revolution und Napoleons des Großen gute Dienste geleistet hatte, war aber eine andere Persönlichkeit, da er schon einmal wegen Verbreitung falscher russischer Banknoten gestraft worden war. Auch fehlte es an Polen und wenn auch junge Polen verführt wurden, über die russische Grenze nach Wien zu entfliehen und sich von dort durch die französische Gesandtschaft weiter nach Frankreich spediren zu lassen, so waren das doch nur wenige und ungeübte Leute. Auch einige wenige Czechen und sogar eine kleine Zahl Neugriechen zogen dem Garibaldi zu. Auch eine irische Legion wurde erwartet. Ein gewisser Mac-Donald warb Iren unter dem Vorwand unschuldiger Sanitätszüge. Junge Leute, die sich dadurch betrogen sahen, wurden klagbar und die englische Regierung unterdrückte den Unfug. Reiner Humbug war die Ankündigung von 10,000 Nordamerikanern, die den Franzosen helfen sollten. Statt ihrer kamen nur ein paar Hundert wirkliche Franzosen, die sich in Amerika aufgehalten hatten.

Die Regierung in Tours sah sich daher auf die Streitkräfte Frankreichs allein beschränkt. Gambetta jedoch, der das Kriegsministerium und damit eigentlich die Dictatur übernommen hatte, trug die festeste Zuversicht zur Schau, das Massenaufgebot werde ausreichen, um die Deutschen bald über den Rhein zurückzujagen. Er bewies große Energie. Sein Plan war, in allen noch nicht vom Feinde besetzten Provinzen mittelst des Massenaufgebots vier große Volksheere zu sammeln, welche sich concentrisch nach Paris aufmachen sollten, um diese Hauptstadt zu entsetzen. Für jedes dieser Heere ernannte er einen General: für die Ostarmee, sofern sie sich unter Garibaldi nicht fügen wollte, Cambriels, für die Südarmee Polhes, für die Westarmee Fiereck, für die Nordarmee Bourbaki. Mannschaften waren genug da, nur an Waffen fehlte es. Kanonen wurden in Toulon und Lyon gegossen. Chassepots aber oder andere entsprechende Hinterlader waren viel zu wenig vorhanden. Man nahm also, was man von alten Gewehren fand und machte geschwind bei einem Bankhause in England eine Anleihe von 250 Mill. Franken zu 85 und 6 Prozent auf 34 Jahre. Davon kaufte man theils in England, theils in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungeheuere Mengen von Waffen und Munition auf, die ihnen auch mit möglichster Schnelligkeit und rücksichtsloser Nichtachtung der Neutralität in die nördlichen und westlichen Häfen Frankreichs zugeführt und mit denen die Volksheere wirklich bewaffnet worden sind.

Den Kern dieser Volksheere bildete nur der kleine Rest, der von den gefangenen Linientruppen übrig war, nur noch wenige Regimenter und Ersatzmannschaften aus den Depots, die großen Massen der Armeen mußte aus unexercirten Leuten zusammengerafft werden. Da unter diesen wenig Sympathien für die Republik und für ein voraussichtlich vergebliches Blutvergießen herrschte, bediente sich Gambetta des in der ersten Revolution bewährten Mittels des Terrorismus. Ohne diesmal die Republik alle Phasen

von der Mäßigung bis zum entsetzlichsten Terrorismus erst durchspielen zu lassen, fing Gambetta gleich mit dem letztern an, erhitzte in allen seinen Kundgebungen seinen republikanischen Anhang zu den kühnsten Wagnissen und erließ die grausamsten Befehle. Den ganzen Gemeinderath von Droix ließ er einkerkern, weil derselbe die Bürger abgehalten hatte, sich gegen die einrückenden Deutschen zu wehren. Allen Präfekten und Gemeinderäthen des Landes drohte er in einem Dekret vom 24. Oktober mit dem Tode, wenn sie, um etwa ihre Stadt zu schonen, die Vertheidigung vernachlässigen würden. Er duldete und veranlaßte, daß die republikanischen Blätter jeden General, Kommandanten, jede Civilbehörde verdächtigten, denuncirten und auf den Tod anklagten, der ihnen nicht auf der Höhe der Revolution zu stehen schien. So wurde der arme Kommandant zu Soissons, der diese Stadt übergeben hatte, mit Untersuchung und Tod bedroht und General Uhrich, der tapfere Vertheidiger Straßburgs, öffentlich als Feiger und Verräther gebrandmarkt.

Gambetta schrieb Kriegssteuern aus. Man bemerkte, daß die von den deutschen Generalen in französischen Städten ausgeschriebenen Contributionen in einem so reichen Lande viel zu gering seyen und daß man das Geld nicht dem Herrn Gambetta lassen solle. Vom Maire zu Dijon wurde bekannt, er werde alle Reichen, die aus der Stadt entflohen, am Vermögen strafen. Eine etwas verspätete Maßregel, welche die Regierung in Paris gleich anfangs hätte treffen sollen. Endlich gebot Gambetta auch unumschränkt über die Aushebungen und schreckte die Säumigen oder Widerspenstigen, welche die Waffen nicht ergreifen wollten, durch die Drohung des Erschießens. Nur von Mobilgarden konnte man eine größere Zahl zusammenbringen, aber diese waren unzuverläßig. Man hatte schon die Erfahrung gemacht, daß die Mobilgarden von Paris, als sie noch unter der kaiserlichen Regierung nach Chalons marschiren mußten, die Republik leben ließen und argen Unfug trieben, und daß umgekehrt, als die Republik schon proklamirt war, 6000 Mann

Mobilgarden aus den Provinzen von Paris wieder wegzogen, weil sie die Republik nicht anerkannten. Ohne Zweifel gehörte ein großer Theil der Mobilgarden im südlichen Frankreich den Männern des letzten Plebiscits für das Kaiserthum oder der klerikalen Partei an, so daß sich die republikanische Regierung schwerlich auf sie stützen konnte.

Auch Nationalgarden, die Bürgerwehr, verheirathete Männer, die eigentlich nur innerhalb ihrer Gemeinden hätten den Dienst versehen sollen, wurden in großer Zahl einberufen. Sie waren aber noch weniger zum blutigen Kampf entschlossen, als die Mobilgarden, wie folgender aufgefangene Brief eines Maire an seinen Unterpräfecten beweist: „Voller Freude hatte ich die Aufgabe übernommen, die Nationalgarde von Lagny zu commandiren. Das Bataillon war vollauf gut organisirt, aber jetzt, wo es gebraucht werden soll, löst es sich auf in ein Nichts. Die ganze waffenfähige Mannschaft zieht ab und bringt die Waffen, welche sie vorher selber enthusiastisch gefordert hatte, auf die Mairie zurück, weil der Besitz derselben sie dem Feinde gegenüber compromittiren würde und weil sie überhaupt die Waffen nicht zu führen verstände." So hatte, nach einem andern Bericht, die Stadt Etampes Waffen verlangt und sie bekommen. Sobald aber die Kunde einlief, daß einige Ulanen in der Nähe seyen, warf man 50,000 Patronen in's Wasser und die Waffen wurden auf dem Stadthausplatze im Voraus zusammengebracht, um den Preußen die Mühe zu sparen, die Bevölkerung entwaffnen zu müssen. Die Preußen kamen und zerstörten die Waffen. In Artenay gingen 12 Ulanen drei Tage lang ein und aus und zogen Contributionen ein, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, die Stadt zu vertheidigen, und an mehreren anderen Orten ist es sogar vorgekommen, daß die eingeschüchterte Bevölkerung die Freischützenschaaren ersucht hat, wegzurücken, weil ihre Anwesenheit zu sehr die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehe.

Gambetta erlaubte sich, das französische Volk, das sich so einen

Regenten, wie er war, gefallen ließ, auch darnach zu behandeln und Spott und Hohn mit ihm zu treiben, indem er es fortwährend auf's kolossalste belog, um ihm Muth zu machen. So verkündigte er eine amtliche Depesche über einen großen Sieg des Generals Ducrot, der am 7. Oktober errungen sey, worin es wörtlich heißt: „Die Preußen wurden vollständig geschlagen; sie verließen ihre Positionen, um sich auf Versailles zurückzuziehen.“ Diese amtliche Bekanntmachung über einen Sieg vom 7. ist die Mutter der spätern Telegramme und Proklamationen Gambetta's, worin die Sätze stehend sind: »Les Prussiens ont été complétement battus; ils ont abondonné leurs positions pour se replier sur Versailles.« Neben diesen Gerüchten wird der „Tod“ des Generals Moltke sehr gepflegt, zu dem am 13. noch der des Prinzen Friedrich Karl hinzugefügt wurde.

Aber es gereichte der französischen Lügenpresse zur Entschuldigung, daß die Independance belge, daß Londoner und Wiener Blätter die Lügen nachdruckten und Beifall dazu klatschten. Der Kölner Zeitung wurde aus London geschrieben: „Seit die provisorische Regierung Frankreichs zur Hälfte in Tours, zur andern Hälfte in Paris Haus hält, werden wir durch Lügentelegramme gradezu ersäuft, sie nehmen täglich jetzt schon mehrere Spalten unserer Blätter ein. Dagegen waren die Lügen Palikao's wahres Kinderspiel. In ihnen lag, wenn nicht immer Bescheidenheit, doch der centralistische Gedanke, daß wie mit allem Andern so auch mit Schlachten-Bulletins die Provinz lediglich von Paris aus versorgt werden müsse. Demgemäß wurde damals blos von Paris aus gelogen. Jetzt ist die Lüge Gemeingut, und wenn nichts Anderes, ist sie jedenfalls gründlich decentralisirt worden. Jeder Präfect, jeder Maire, jede einzelne Provinzstadt leistet in diesem Fache Unglaubliches, das Unglaublichste aber Herr Gambetta, dem man bisher größere Republikanertugend nachgerühmt hatte, der aber leider das lasterhafte Kaiserreich gewaltig überbietet. Die Sache wäre

lächerlich, wenn sie nicht ihre traurigen Seiten hätte. Dadurch, daß Nord und Süd und Ost und West einander betrügen, wird der Widerstand nur in die Länge gezogen. Nutzen kann dem hart gestraften Lande dadurch unmöglich erwachsen."

Pariser Blätter rühmten, die Kabylen in Afrika würden nächstens 20,000 Reiter nach Frankreich zu Hülfe schicken. Nun sind aber die Kabylen gar keine Reiter, sondern im Gegensatz gegen die berittenen und umherstreifenden Araber nur Ackerbauer. Ferner meldeten die Blätter, in Havre seyen aus Amerika 10,000 Löwen- und Tigerjäger gelandet, um sich den französischen Heeren anzuschließen. Garibaldi sey in Marseille gelandet mit einem Heere, das gleich einer Lawine täglich anschwelle.

In Paris, schrieben die Blätter von Tours, stehe Alles gut. Der Constitutionnel versicherte von dort: In den Steinbrüchen des Fort Mont Valérien vor Paris seyen 100,000 Deutsche in die Luft gesprengt worden. Bei Sceaux sollten die Preußen 30,000 Mann und 35 Kanonen, bei Ivry am 26. September sogar 130,000 Mann und 40 Kanonen verloren haben. Die letztere Nachricht trug die Unterschrift Favres. Nach einer weitern von Gambetta unterzeichneten Nachricht hatten die Pariser Versailles wieder genommen, den ganzen preußischen Generalstab gefangen, eine Menge Artillerieparks erbeutet und die preußische Armee gänzlich in die Flucht geschlagen. Keratry hielt, nachdem er aus Paris entwichen war, zu Bordeaux eine Rede: „Paris ist heute uneinnehmbar. Es erwartet die Unterstützung der Provinz. Bazaine ist nicht mehr cernirt. Er steht in direkter und freier Verbindung mit Thionville; er hat drei ungeheure Züge mit Lebensmitteln und Munition nach Metz hineingeschafft. Er bereitet sich vor, und im gegenwärtigen Augenblick ist dieses bereits geschehen, die preußische Armee unter den Mauern von Metz zu cerniren. Ehe sechs Wochen vergehen, werden die Preußen vernichtet seyn. Vor einem Monat wollte Bismarck die Regierung der Republick nicht anerkennen und

heute sandte er den amerikanischen General Burnside nach Paris, um den Frieden anzubieten." — Die Correspondance Havas Bullins schrieb aus Tours: General Bourbaki organisire die Nordarmee und werde nächstens Bazaine in Metz entsetzen. Einige französische Blätter gingen noch weiter im Lügen und verlegten den Kriegsschauplatz aus Frankreich nach Deutschland. Das Journal de Macon schrieb, die französische Flotte sey am Nordseeufer gelandet, habe 40,000 Mann ausgeschickt, die französischen Gefangenen hätten sich unterdeß der für die Hannoveraner bestimmten Waffen bemächtigt, seyen mit den Landungstruppen vereinigt bis Berlin vorgedrungen und hätten diese Stadt in Asche gelegt. Von Bazaine hieß es, auch er sey aus Metz hervorgebrochen und über den Rhein gegangen und schon habe er den ganzen Schwarzwald niedergebrannt.

Um die deutschen Zeitungen Lügen zu strafen, die von so vielen französischen Gefangenen erzählen, überredeten die französischen Blätter ihre Leser, die Deutschen hätten nur ein paar tausend Franzosen gefangen, die sie aber auf den Eisenbahnen überall herum führten, um glauben zu machen, die man heute hier sehe, gestern dort gesehen und morgen wieder anderswo sehen werde, seyen nicht die nämlichen, wie man auf dem Theater eine kleine Schaar wiederholt vorüberziehen läßt, daß man eine große gesehen zu haben glaubt. Die „Union" berichtete aus Berlin, daß hier 3000 Frauen in langen Trauerkleidern unter die Fenster der Königin gezogen wären und hinauf geschrieen hätten: „Frieden! Frieden!" Denn der Krieg hätte in Berlin allein 14,000 Eheweiber zu Wittwen und 29,000 Kinder zu Waisen gemacht, sowie Handel und Wandel im ganzen Preußenlande vernichtet. Die Union garantirt die Richtigkeit obigen Berichtes und der Constitutionnel macht dazu die Bemerkung, das könne nur dazu beitragen, Frankreich in der résistance à outrance, dem Kriege bis auf den letzten Mann, zu bestärken.

Gambetta ließ sich auch durch den Fall von Metz nicht irre machen, sondern benutzte denselben als einen gleichsam sonnenklaren

Beweis, daß Frankreichs ganzes Unglück durch seine monarchische Staatsform verschuldet sey, und daß nur die republikanische Staatsform die Nation retten könne. Republikanische Heere würden alles wiedergewinnen, was die kaiserlichen verloren hatten. Seine Proklamation vom 30. Oktober beschuldigte den Marschall Bazaine einfach des Verraths: „Bazaine hat Verrath geübt, er hat sich zum Werkzeuge des Mannes von Sedan gemacht und zum Mitschuldigen der Eroberer', und mit Verachtung der Ehre der Armee, über welche er die Obhut hatte, hat er, selbst ohne eine letzte Anstrengung zu versuchen, 120,000 Kämpfer, 20,000 Verwundete, seine Gewehre, seine Kanonen, seine Fahnen, und die stärkste Citadelle Frankreichs, Metz, jungfräulich bis auf ihn von aller Befleckung, den Fremden überliefert. Ein solches Verbrechen steht selbst über den Strafen der Gerechtigkeit, und jetzt, Franzosen, messet die Tiefe des Abgrundes, in welchen euch das Kaiserthum gestürzt hat. Unheilvolles Nachspiel zu dem militärischen Handstreiche vom Dezember! Es ist Zeit, uns wieder zu erheben unter der Aegide der Republik, welche wir weder im Innern noch im Aeußern kapituliren zu lassen entschlossen sind."

Wenn auch Bazaine sich auf eine Restauration der kaiserlichen Dynastie Hoffnung gemacht hätte, so wäre das noch kein Verrath an Frankreich gewesen, denn eine solche hätte Frankreich weniger geschadet, als das wahnsinnige Treiben Gambettas, der nicht französisches Nationalinteresse, sondern nur weltrepublikanischen Schwindel vertrat, und das französische Volk mit dem grausamen und doch unhaltbaren Terrorismus der Conventszeiten beglückte. In wiederholten Proklamationen verkündete er, der Soldatenkrieg habe jetzt aufgehört und der Volkskrieg beginne. Was die Soldaten verdorben, würde das Volk wieder gut machen, Frankreich retten, die Welt retten.

Alle diese Manöver Gambettas, das Massenaufgebot und die Prahlereien mit französischen Siegen und deutschen Niederlagen

weckten doch die Begeisterung und Kriegslust im Volke nicht, wie er es wünschte. Ueberall in den Provinzen erschraken die Reichen, stutzten die Bauern und nur der Pöbel gab sich anarchischen Gelüsten hin. Anstatt Volksheere zu bilden, die Paris hätten entsetzen können, amusirte man sich in den größern Hauptstädten des Südens, die rothe Republik auszurufen, oder Sonderbünde zu bilden. Von Lyon aus hätte wohl ein Versuch gemacht werden können, aber es geschah nicht. In Mühlhausen waren viele tausend Fabrik-Arbeiter wegen Stockung der Geschäfte entlassen worden, aber sie hatten keine Lust, sich in Regimenter einreihen zu lassen und gegen den Feind zu marschiren. Gambetta sagte zu dem reichen Fabrikanten Dollfus, der sich bemühte, entlassenen hungernden Arbeitern wieder Arbeit zu verschaffen: Jetzt sey keine Zeit zum arbeiten, sondern zum fechten! und befahl alle Fabriken und Werkstätten zu schließen.

Wir wenden uns nun zum Osten und Süden Frankreichs, um theils die Operationen der Deutschen, nach der Eroberung von Straßburg, theils den Versuch Garibaldis, im Süden der Vogesen eine größere Macht zu concentriren, theils die Vorgänge im äußersten Süden Frankreichs zu verfolgen.

Nachdem Straßburg erobert und Paris von der deutschen Hauptmacht cernirt war, nahm die Oberleitung der Operation im preußischen Hauptquartier darauf Bedacht, einen Vorstoß der im Süden sich sammelnden französischen Volksheere zum etwaigen Entsatz von Metz und Paris, oder wenigstens zum Unterbrechen der Etappenstraße, auf welcher die deutsche Armee vor Paris ihre Verbindung mit Deutschland unterhielt, zu verhindern. Zu diesem Zweck wurde einerseits das 14. Armeecorps, welches unter General von Werder bisher Straßburg belagert hatte, südwärts vorgeschoben und von der vor Paris stehenden dritten oder Südarmee des Kronprinzen von Preußen das bayrische Armeecorps v. d. Tann, durch Preußen verstärkt, gleichfalls zu einem Vormarsch nach Süden commandirt.

Unterdeß wurden auch im obern Rheinthal einige deutsche Truppen vorgezogen, um die kleinen Festungen Schlettstadt und Neubreisach zu belagern und noch einmal Mühlhausen zu recognosciren. In letzterer Stadt waren nach dem Abzug der ersten deutschen Truppen, die sich nur auf einen Tag dort eingefunden hatten, die zahlreichen Arbeiter wieder sehr unruhig geworden. Als nun von Neuem 6000 Mann deutsche Truppen einrückten, requirirten sie „50,000 Fr. baar, 30,000 Rationen, 60,000 Flanellhemden, 60 Proviantwagen mit je 2 Pferden bespannt. Sollten diese Requisitionen im Verlaufe des Nachmittags nicht geleistet werden, so werde die Stadt unverzüglich bombardirt werden. Die städtischen Abgeordneten konnten sich zur Genüge überzeugen, daß die Kanonen aufgepflanzt, gegen das Arbeiterquartier gerichtet waren und die Geschützbedienung zum Schießen bereit stand. Natürlich war es nur eine Drohung. Die Arbeiter flüchteten aber bereits aus dem bedrohten Quartier. Der Stadtrath versammelte sich sofort und sandte eine Delegation, worunter den in Deutschland und Frankreich bekannten greisen Fabrikanten Jean Dollfus, an das Generalquartier ab, mit dem Auftrage, in Betreff der Requisitionen zu unterhandeln. Eine solche Unterhandlung kam denn auch zu Stande: 25,000 Fr. wurden baar erlegt, für den Rest, sowie für die Lieferung der übrigen Requisitionen ist Aufschub gegeben." Das geschah am 2. Oktober. Am folgenden Tage warnte eine Proklamation des Magistrats die Arbeiter dringend und unter Androhung strenger Strafen vor jeder Zusammenrottung. Die Geringfügigkeit der Requisition in einer so reichen Stadt erklärt sich wohl aus der Voraussicht, daß die Stadt bei Deutschland bleiben sollte.

Die kleine Festung Schlettstadt vertheidigte sich nach Kräften, aber nicht lange. „Bereits am 24. des Morgens gegen 9 Uhr wurde auf den Wällen und auf dem imposanten alten Münsterthurme Schlettstadts die weiße Fahne aufgezogen und in Folge dessen vom General v. Schmeling der Generalstabs-Offizier der

Division, Major v. Kretschmann, zum Abschlusse der Capitulation ermächtigt. In Erwiderung auf den Wunsch des Gouverneurs, welcher zum Zwecke der Verhandlung einen 24stündigen Waffenstillstand begehrte, wurde diese Frist nur bis 2 Uhr Nachmittags bewilligt, und der Erfolg rechtfertigte vollständig die Zweckdienlichkeit dieser Beschränkung. Denn als Major v. Kretschmann sich bald darauf zur Beschleunigung der Verhandlung in Begleitung eines Ordonnanz-Offiziers, Premier-Lieutenants Jordan, in das Commandanturgebäude der Festung begab, bot das Innere der Stadt bereits ein grelles Bild der Unordnung. Die Besatzung, größtentheils betrunken, plünderte gemeinsam mit dem Pöbel die Magazine, steckte Häuser in Brand und legte sogar Leitungen und Feuer an die Pulvermagazine. Während französische Offiziere dies zu verhindern bemüht waren, ohne jedoch Autorität erlangen zu können, begab sich der Gouverneur Comte de Reinach mit den genannten preußischen Offizieren in den Bereich unserer, bereits unmittelbar vor dem Thore befindlichen Truppen, woselbst die Capitulation alsbald zum Abschlusse geführt wurde. Noch bevor die Genehmigung des Generals v. Schmeling zu derselben eingeholt werden konnte, wurden auf Wunsch des französischen Gouverneurs drei preußische Bataillone in die Festung geführt, welche sofort die von dem französischen Artillerie-Commandanten bezeichneten Pulvermagazine absperrten und weiteren Excessen vorbeugten. Nach erfolgter Genehmigung der Capitulation wurde den Bedingungen derselben gemäß die Festung von ihrer gesammten, in Kriegsgefangenschaft eintretenden Garnison um 4 Uhr Nachmittags geräumt. Die Stärke derselben erwies sich auf nahe an 100 Offiziere, welchen zufolge der neuerdings aus dem königlichen Hauptquartier ergangenen Bestimmung die bei den bisherigen Capitulationen gewährte Bedingung der Freilassung auf Ehrenwort nicht zugestanden war, und auf rund 2000 Mann verschiedener Waffen einschließlich der Mobilgarden. Erbeutet wurden 120 Geschütze, darunter 49 gezogene,

und nicht unerhebliche Vorräthe an Tabak, Proviant und sonstigen Beständen."

Am 10. November capitulirte auch Neubreisach, nachdem vorher durch die preußischen Belagerungstruppen unter General v. Schmeling das Fort Mortier durch heftige Beschießung zur Uebergabe gezwungen worden war. Die 240 Mann der französischen Besatzung waren größtentheils bei der Gefangennehmung betrunken, so daß man etliche 40 derselben in völlig berauschtem Zustande in den Kassematen des Forts liegen lassen mußte und auf dem Transport nach Riegel französische Soldaten und Offiziere in Streit geriethen, der bis zu Thätlichkeiten kam, so daß die preußische Begleitungsmannschaft mit Gewalt einschreiten mußte. — In der Festung selbst wurden 5000 Gefangene gemacht.

Gegen Ende November brachen in Mühlhausen wieder Arbeiter-Unruhen aus, wegen herabgesetzter Löhne und großer Noth. Man fing die Fabriken zu stürmen an. Der preußische Etappencommandant Major v. Bodmer stellte jedoch die Ordnung wieder her und gestattete, um größeres Unheil zu verhüten, die Auswanderung der ärgsten Schreier, denen die französische Direktion der Schweizer Ostbahn einen Extrazug bis nach Basel zur Verfügung stellte.

Werder entsandte eine badische Infanteriebrigade unter General von Degenfeld auf die Westseite der Vogesen. Der General berichtet: „Die Ueberschreitung des Gebirges war dadurch theilweise sehr mühsam gemacht, daß auf den meisten Paßhöhen in größerer Ausdehnung angelegte Verhaue und Wegabgrabungen zuerst beseitigt und für Fuhrwerke practikabel gemacht werden mußten. Eine direkte Vertheidigung dieser lokal angelegten Hindernisse erfolgte nur bei Champenay (auf der Route St. Blaise-Plaine nach Belval) am 4. Oktober; schon die Teteabtheilung genügte jedoch zur Versprengung des Gegners.

Am 6. Oktober sollte St. Dié besetzt werden. Während des Vormarsches wurde jedoch die Colonne durch eine in Eilmärschen

aus dem Süden und der ganzen Umgegend zusammengezogene reguläre französische Colonne, welche von Bruyères und theilweise Rambervillers anrückte, in der rechten Flanke angegriffen. Das sich in Folge dessen entspinnende blutige Gefecht bei Etival endete mit vollständiger Zurückwerfung und theilweiser Auflösung des Gegners.

Weiter berichtete General v. Werder: „Der vor mir befindliche Feind zog sich bei Annäherung der diesseitigen Truppen fluchtartig auf Belfort und per Bahn auf Dijon zurück. Die Eisenbahn Vesoul-Belfort ist diesseits unterbrochen. Die Einwohner, vom Terrorismus befreit, zeigen sich sehr entgegenkommend. Circa 500 gefangenen Mobilgarden gelang es, in der Gegend von Château Thierry am 16. während eines Angriffes von Franctireurs zu entkommen.“ Vesoul, die Hauptstadt des Departement Haute-Saone, wurde genommen.

Die französische sog. Ostarmee und General Cambriels wollte sich dem Werder'schen Corps entgegenstellen, wurde aber zurückgeworfen. Der preußische Staatsanzeiger meldete: „Auf dem Marsche von Vesoul, der Hauptstadt des Departements Haute-Saone, bis in die Gegend des Oignon, von welchem Vesoul kaum 4 Meilen nördlich liegt, hatte die badische Division unter General v. Beyer fast Schritt für Schritt dem Feinde das hügelige Terrain in mehreren Zusammenstößen abgewinnen müssen. In der Gegend der Dörfer Rioz und Etuz hatte General Cambriels sich dem weiteren Vordringen des 14. Corps energischer zu widersetzen begonnen. Die Avantgarde-Brigade von Degenfeld hielt das Gefecht hin, bis die beiden Infanterie-Brigaden Prinz Wilhelm von Baden und v. Keller zu ihrer Unterstützung herankamen; der Kampf entbrannte dann in Folge des feindlichen Widerstandes immer heftiger, bis endlich trotz des letztern General Cambriels über den Oignon-Fluß zurückgeworfen, aus dem Dorfe Auxon-Dessus vertrieben und auf Besançon zurückgedrängt wurde, wobei schließlich 2 Bataillone des 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30, aus der Reserve

vorgezogen, die Verfolgung übernahmen. — Am 25. Oktober, also zwei Tage vor dem Gefechte bei Talmay, war das Hauptquartier Werder's in Gray gewesen (etwas über die Hälfte Wegs von Vesoul nach Dijon). Am 27. schlug Werder den Feind bei Gray und nahm ihm 15 Offiziere und 500 Mann Gefangene ab. Von hier aus aber setzte er den Marsch nach Besançon nicht fort, denn er hätte vor dieser sehr festen Stadt Halt machen und jedenfalls einen längern Aufenthalt nehmen müssen, was dem Zweck der Expedition, der Säuberung eines größtmöglichen Terrains von organisirten und nicht organisirten feindlichen Banden und der Operation gegen die Mitte des feindlichen Landes zu, widersprochen hätte. Das Armeecorps schlug vielmehr jetzt den Weg gegen Westen (Südwesten) ein. Werder schickte den General Beyer voran gegen Dijon und meldete, daß derselbe am 30. Oktober vor Dijon hartnäckigen Widerstand fand. Prinz Wilhelm von Baden nahm die Höhen von St. Apollinari und die Vorstädte, worauf der Feind abzog. Am 31. Oktober früh wurde die Stadt von der Mairie übergeben. Diesseits 5 Offiziere verwundet, 250 Mann todt und verwundet. Feindlicher Verlust 38 Todte und Verwundete, 1100 Gefangene. Der Kampf dauerte 8 Stunden lang, die Wegnahme der Stadt war aber auch ein bedeutender Gewinn. Dijon, die alte Hauptstadt des Herzogthums Burgund, jetzt Hauptstadt des Departements Cote-d'Or, zählt etwa 40,000 Einwohner. Sie ist in weiter, fruchtbarer Ebene, an der großen Straße von Paris nach Genf und an der Eisenbahn von Paris nach Lyon."

Der französische Consul in Basel, ein berüchtigter Lügenfabrikant, schrieb in das Journal de Geneve, Werder habe vor Besançon eine große Niederlage erlitten. Nicht weniger als 1200 Badener seyen gefallen, 2—300 in die Schweiz geflüchtet, wo man sie entwaffnet hätte. Diese grobe Lüge hatte zunächst den Zweck, den niederschlagenden Eindruck abzuschwächen, den die Capitulation von Metz auf die Franzosen gemacht hatte.

Um die Ansammlung von Moblots und Franctireurs, welche

die französische Ostarmee verstärken sollten, zu hemmen, wurde ein fliegendes Corps Badener, von 1800—2000 Mann aller Waffen von Colmar aus am 24. Oktober in's Münsterthal entsendet und kamen durch das Ofenbachthal zurück. Sie zogen immer hin und her, wie die Württemberger im Anfang des August am Oberrhein gethan hatten, mit großen Lärmen, um glauben zu machen, es seyen ihrer viel mehr.

In der alten Freigrafschaft Burgund fanden die deutschen Truppen eine bessere Aufnahme, als in der Regel im Elsaß geschehen war. Man schrieb aus ihrer Mitte: „Mit dem Eintritt in die Franche comté, überhaupt in das südlichere Frankreich, mit seinen reichen Rebengeländen, den schweren ergiebigen Aeckern, den reichen alten Städten und den vielen burgartigen Dörfern, werden die diesseitigen Truppen mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen, und bis auf wenige Orte ist an der Verpflegung kein Mangel."

Nach mehreren kleinen, für die deutschen Truppen siegreichen Gefechten drangen dieselben unter General von Treskow in die Nähe der Festung Belfort vor und cernirten dieselbe am 3. Novbr. Belfort ist, wie wir hier aus dem preußischen Staatsanzeiger entnehmen, „einer der wichtigsten Communicationssperrpunkte des südlichen Frankreich und hat dadurch, daß es Knotenpunkt dreier Eisenbahnlinien geworden, in neuerer Zeit noch erhöhten Werth erhalten; gegenwärtig aber wird es noch von um so größerer Bedeutung, als der südlichste Theil des Elsaßes erst durch den Besitz dieses Platzes völlig für Deutschland gesichert erscheint. Es kreuzen sich an diesem Punkte die Bahnen, welche östlich über Altkirch und Mühlhausen nach Basel, westlich über Vesoul nach Paris und südwestlich in das Thal des Doubs nach Besançon führen, drei Linien, durch welche also die Verbindung mit der Schweiz, dem mittleren, wie dem südöstlichen Frankreich hergestellt wird. Die Festung, welche denen 1. Klasse (nicht 2., wie in mehreren Blättern irrig mitgetheilt), zugehört, liegt an der Savoureuse in einer von

mehreren Bergkuppen überhöhten Ebene, am Fuße von kalksteinhaltigen Bergen, unter denen der fast 1500 Fuß hohe Miotte und der 1300 Fuß hohe mont de la justice die bedeutendsten sind. Belfort vertheidigt die Zugänge zwischen den Vogesen und dem Jura, sperrt die aus dem niederen Elsaß in das Thal des Doubs und deckt namentlich die Straße, die unter dem Namen »trouée de Belfort« bekannt ist. Die Stadt wird von einer noch von Vauban errichteten Citadelle beherrscht, welche, auf einem fast senkrecht aufsteigenden Felsen gelegen, mit einer bastionirten Enceinte umgeben ist, die sie von zwei bedeutenden Vorstädten trennt. Außer diesen Befestigungen des sogenannten »roche de Belfort«, deren höchster Punkt 200 Fuß über der Savoureuse liegt, wird Belfort wesentlich durch ein permanent befestigtes Lager (le camp retranché permanent du Vallon) vertheidigt, welches etwa 20,000 Mann umfassen kann, und durch die bedeutenden Forts de la Miotte und de la Justice, sowie die neueren starken Werke des Barres und des Hautes-Perches geschützt wird. Die Stadt ist einer der Hauptorte des Departements Oberrhein, zählt 8400 Einwohner, ist Sitz verschiedener Civil- und Militärbehörden, hat einzelne hervorragend schöne Gebäude, wie Hospital, Synagoge, Theater und Bibliothek, und einen nicht unbedeutenden Transithandel. — Von der Festung Belfort in der Betrachtung nur schwer zu trennen ist das feste Schloß von Montbéliard (auch Montbelliard) oder Mömpelgard, das nach einer reichen Geschichte zuletzt dem Herzog Karl Eugen von Württemberg gehörte, 1792 von Frankreich gleich anderen im Elsaß enclavirten Gebietstheilen zu Frankreich geschlagen und im Frieden zu Lüneville 1801 völlig an dasselbe abgetreten wurde. Der Platz gehört nunmehr zum Departement Doubs, hat 6470 Einwohner und sehr bedeutende Uhrenfabriken, Gerbereien, Webereien u. s. w. Am Zusammenfluß der Allaine, der Savoureuse und der Lisaine (oder Lusine) und ferner am Rhein-Rhone-Kanal gelegen, ist es kaum drei Meilen südlich von Belfort entfernt; es

deckt den in das Doubs-Thal und nach Besançon führenden Schienenweg, der unmittelbar bei dem befestigten Schlosse vorüberzieht, dessen Fortifikationen auch das kaiserliche Dekret über die Festungs-Rayons vom 26. Juni 1867 noch beibehalten hat, wiewohl dasselbe eine nicht unbedeutende Zahl fester Plätze aus den Reihen derselben gestrichen oder doch deklassirt hat. Montbéliard ist außer für die Bahnlinie wichtig als Knotenpunkt mehrerer Straßen wie durch seine Lage am oben genannten Kanal, den die Kanonen des Schlosses theilweise bestreichen. Unter den Festungswerken dieses letzteren, welches 1751 renovirt worden ist, sind namentlich der runde Thurm und der neue Thurm nennenswerth; ersterer stammt bereits aus dem 15., letzterer aus dem 16. Jahrhundert."

Der Salut public meldete aus Belfort ein trauriges Ereigniß: „Der am dortigen Collegium angestellte französische Professor Rietsch war mit einer Deutschen verheirathet und wurde kürzlich vom Volke so sehr als angeblicher Spion verfolgt, mißhandelt und zur Flucht gezwungen, daß er sich selbst entleibte." Mehrere Ausfälle aus dem sehr festen Belfort wurden zurückgeschlagen, am 16. und 23. November.

Wir verlassen nun Belfort einstweilen, um uns nach Garibaldi umzusehen, welchen Gambetta auserkoren hatte, mit den Truppen aus Lyon und dem ganzen Rhonegebiet, wie auch mit seinen italienischen Freischaaren im Osten Frankreichs eine große Rolle zu spielen und den deutschen Heeren in Frankreich eine gefährliche Diversion im Rücken zu machen. Allein Gambetta täuschte sich, Garibaldi richtete nichts aus.

Garibaldi überschätzte sich, indem er die Einladung annahm, als ein Retter und Erlöser Frankreichs aufzutreten. Auch blieb er sich dabei nicht consequent, denn als italienischer Nationalheld, gleichsam ein personificirtes Italien, durfte er nimmermehr den Franzosen dienen, die sein Italien nur als ihren Vasallenstaat angesehen, verachtet und ihm Savoyen und Nizza geraubt hatten. Aber die Eitelkeit und republikanische Principienreiterei verführten den alten

Mann, noch solch eine große Thorheit zu begehen. Als er in Tours angelangt war, zeigte sich bald, er sey hier nicht in seinem Elemente. Der Erzbischof von Tours protestirte gegen ihn, als einen notorischen Feind der heiligen Kirche. Auch die aus der bigott katholischen Bevölkerung Südfrankreichs hervorgegangenen Moblots scheuten ihn und die französischen Generale weigerten sich, unter einem italienischen Abenteurer zu dienen. Sein Gönner Gambetta sah bald ein, daß hier nichts für ihn zu thun sey und schickte ihn am 17. Oktober nach Besançon, um in den Gebirgen Vogesenjäger, gleich seinen vormaligen Alpenjägern zu organisiren. Die Gebirgsgegend war einem Guerillakriege sehr günstig und Garibaldi konnte sich theils auf Besançon, theils auf Belfort stützen, das eine eine schwerzugängliche Stadt, das andere eine Festung ersten Rangs. Gambetta erwartete nichts Geringeres, als daß Garibaldi hier bald eine beträchtliche Streitmacht zusammenbringen würde, stark genug, um das verhältnißmäßig kleine Corps von Werder zurückzuschlagen und unterstützt von der großen Ostarmee, die sich schon lange in Lyon hatte bilden sollen, Metz zu entsetzen.

Aber die Sachlage war dem republikanischen Dictator nicht so günstig, wie er meinte oder vorgab. Als Garibaldi nach Besançon kam, fand er nur die traurige Erbschaft des soeben von Werder total geschlagenen Cambriels vor. Dessen Freischaaren waren gänzlich zersprengt und gaben ihm die Schuld, während er selbst mit solchen Truppen nichts ausrichten zu können erklärte. Auch wurde er bald vom Commando entfernt.

Garibaldi war sehr ärgerlich, Gambetta aber kam zu ihm nach Besançon, donnerte und wetterte unter die verzagten Truppen hinein, ließ 21 Offiziere erschießen und vertröstete den alten Italiener, der nunmehr Dole zu seinem Hauptquartier machte. Aber der „Movimento“ klagte, daß er nur 2000 Mann habe zusammenbringen können; 2000 Mann, schlecht bewaffnet und ohne Munition, das sey das Heer, welches Gambetta ihm anvertraut habe und von

dem Europa Wunder erwarte. „Die herbeigeeilten Italiener sind auch ohne Waffen und viele ohne die nöthigste Bekleidung. Es ist natürlich, daß der Name des Generals hinreicht, daß einige seiner Anhänger ihm folgen; aber wie ganz anders strömten die Freiwilligen ihm einst in Italien zu. Er befand sich eben in Frankreich.“ Der in Genua erscheinende Movimento meldete weiter am Ende des Oktober, Garibaldi habe seinen Sohn Menotti, seinen Schwiegersohn Canzio, mehrere andere italienische Freunde um sich versammelt, zu denen auch der Pole Bosak-Haucke, angeblicher Gast Haucke's und Schwager des Prinzen Alexander von Hessen*) und der Spanier Orense gekommen seyen. Ihnen folgten italienische, auch spanische und sogar englische Freiwillige. „Gebildet seyen bereits drei Brigaden, deren erste unter dem Commando des Generals Bosak aus einem Regiment Mobilgarden, einem Bataillon Franctireurs unter dem Befehl Orenses besteht; in letzterem sollen viele Engländer und Spanier seyn. Die zweite Brigade commandirt Oberst Marie, dieselbe besteht fast ausschließlich aus Franzosen. Die dritte Brigade unter Menotti Garibaldi besteht aus einem Regiment französischer Mobilgarden, zwei Bataillonen Italiener und einem Bataillon Nizzarden. Jeder Brigade ist eine Compagnie Genietruppen beigegeben. Daß man nicht zu sehr darauf vertraut, daß vor dem Blick des

*) Im Gotha'schen genealogischen Almanach findet sich unter Hessen-Darmstadt die Notiz: „Prinz Alexander, vermählt mit Julie, Prinzessin von Battenberg, des Grafen Moriz v. Haucke Tochter.“ Wenn der in Rede stehende Graf v. Haucke ein Neffe des Grafen Moriz v. Haucke ist, so kommt die in einem Artikel des „Bund“ hervorgehobene Verwandtschaft mit dem Kaiser von Rußland daher, daß die Schwester des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt die Kaiserin von Rußland ist. Eine geborene Prinzessin von Battenberg kann die Wittwe des gegen die Deutschen gefallenen Grafen v. Haucke um deßwillen nicht seyn, weil dieser von einer in Oberhessen an der Eder gelegenen Stadt entlehnte Titel der Gemahlin des Prinzen Alexander bei ihrer Vermählung vom Großherzog verliehen wurde.

Einsiedlers von Caprera die Deutschen in den Boden versinken, zeigen die Berichte aus Lyon, denen zufolge die dortige Bevölkerung den Befehl erhalten hat, sich auf zwei Monate zu verproviantiren." Ein junger Franzose aus Dole schrieb, er diene unter Garibaldi, aber die Bevölkerung der Vogesen betrage sich nicht gut gegen dessen Truppen und wolle ihnen sogar gegen Bezahlung nichts geben. Die Independance belge entschuldigt das lange Zögern Garibaldis damit, daß der rothe Flanell für die Hemden seiner Armee nirgends in der Nähe zu bekommen gewesen sey und erst — aus Berlin hätte bestellt werden müssen. Auch beschäftigte sich Garibaldi mit Nebendingen und ließ z. B. die Jesuiten aus einem ihrer Klöster in Dole vertreiben. In Italien war man von Seiten der Regierung froh, den gefährlichen Phantasten losgeworden zu seyn. Aber auch, die es besser mit ihm meinten, zuckten die Achseln zu seiner Verblendung. Eine italienische Karikatur „stellte Frankreich als den auf der Bahre liegenden Lazarus dar, der vom Messias Garibaldi von dem Tode auferweckt wird. In der That ein schönes Bild: an der einen Seite Garibaldi, an der anderen de Charette, so kann Frankreich sein Jahrhundert in die Schranken rufen. Das Reizendste ist, daß die Curie an die zu hoffenden Großthaten ihres Ex-Colonels eben so sanguinische Hoffnungen knüpft, wie die Republikaner an die ihres Helden. Wenn Ersterer durch eine religiöse Erhebung des katholischen Frankreichs die Preußen gedemüthigt haben wird, so wird er natürlich nichts Eiligeres zu thun haben, als dem heiligen Vater seine Provinzen wieder zurück zu erobern und das Reich der Revolution zu zerreißen."

Man ging so weit, Gambetta zu beschuldigen, derselbe habe den alten Garibaldi allerdings im Interesse Frankreichs kommen lassen, aber nur in die Vogesen geschickt, um ihn von Nizza und Savoyen fernzuhalten und von der sehr aufgeregten Partei zu trennen, welche die günstige Gelegenheit benutzen wollte, um diese beiden von Frankreich geraubten Länder an Italien zurückzubringen.

Wenn also den Franzosen Garibaldi auch in Dole nichts nützte, so schadete er ihnen wenigstens nichts in Nizza.

Seine drei sog. Brigaden blieben unvollständig und waren meist nur Ausländer. Er soll deshalb sehr unwillig geworden seyn und dreimal seine Entlassung verlangt, Gambetta soll ihn aber immer wieder beschwichtigt haben. Da vertrieb er sich die Zeit mit Proklamationen und antwortete z. B. dem Glückwunsch seiner Freunde in Griechenland: „Ich bin alt, aber den Rest meiner Kräfte schulde ich Frankreich, das für die Freiheit kämpft. Griechenland, die Mutter von Miltiades, Leonidas, Thrasybul und Timoleon, das Land der Helden von 1821, Griechenland, die Mutter der Freiheit, kann nur Sympathien für Frankreich haben, heute kämpfen wir in Frankreich für die Freiheit, morgen werden wir es in Epirus und Macedonien thun u. s. w."

Wie durch seine gewohnten Prahlereien der tiefste Aerger durchbrach, beweist seine merkwürdige Proklamation vom 27. Oktober: „Soldaten der Armee der Vogesen! Der kosmopolitische Kern, der sich im Schooße der französischen Republik aus den auserwählten Männern des besten Theiles aller Nationen bildet, stellt die Zukunft der menschlichen Gesittung dar, und auf dem Banner der edlen Schaar könnt ihr den Wahlspruch eines freien Volkes lesen, der bald der ganzen Menschenfamilie zu eigen seyn wird: ‚Alle für Einen und Einer für Alle.' Der Egoismus beherrscht die Welt, und die Selbstherrschaft bekämpft in der französischen Republik den Keim des ihr verhaßten Menschenrechts. Sie ist der Genius des Bösen, der aus allen Kräften für seine Erhaltung wirkt. Und die Völker? Die modernen Republiken schwimmen, gleich dem alten Karthago, mit sybaritischer Behaglichkeit in ihrem Golde und erfreuen und bereichern sich, während die Despoten im Dunkel fest zu einander stehen, an dem Unglück des Brudervolkes. Die Schweiz, die sich für zu schwach hält, beugt das Haupt und bedeckt mit der Mütze des Wilhelm Tell die vollen Kassen ihrer Banken. Grant,

der nur mit einem Wink seines Fingers die Soldaten des Prim bis nach Madrid hätte verscheuchen können, läßt ruhig ein ganzes Volk, das der großen Familie Washingtons angehört, hinmorden und vernichten, und will es der großen Republik kaum gestatten, den tapferen Söhnen des Lafayette ein freundliches Wörtchen entgegenzubringen. Und du stolzer und klassischer Boden des Asyls der Verbannten, du, der zuerst die Befreiung der Racen proklamirte und sich nun des Triumphes seiner muthigen Initiative erfreut, willst du denn wirklich die Schwesternation in ihrem gigantischen Kampfe allein lassen, die gleich dir als Vorhut des Fortschrittes voranzieht und immer voranziehen wird? Im heroischen von Frankreich unterhaltenen Kampfe finden sich nur mehr die Reste des tapferen Heeres, das der dummste aller Despoten zur Niederlage geführt hat. Aber die Nation lebt; sie erhebt sich wie Ein Mann und wird es den alten Selbstherrscher auf's Tiefste bereuen lassen, daß er seine Menschenschlächterei wieder rüstig hatte fortsetzen wollen. Was für eine edle Aufgabe ist nun euch beschieden, ihr Söhne der Freiheit der Auserwählten der Völker. Wahrhaftig, ich würde den Titel eines Soldaten der Republik nicht für eine Krone hergeben wollen. Apostel des Friedens und der Verbrüderung der Völker, zwingt man uns den Kampf auf, und wir werden uns mit jenem freudigen Muthe schlagen, den das Bewußtseyn der Gerechtigkeit einflößt, indem wir das stolze Wort des berühmten Chernier verherrlichen: ‚Die Republikaner sind Männer, die Sklaven aber Kinder.‘ Ich zweifle auch keinen Augenblick an eurem Muthe und verlange von euch nichts Anderes, als kaltes Blut und Disciplin, die unerläßlichen Erfordernisse im Kriege. Amanges, den 27. Okt. Garibaldi.“

Am 4. November feierten die alten Anhänger Garibaldis den Jahrestag ihrer traurigen Niederlage bei Mentana. Man verfehlte nicht, sich dabei zu erinnern, wie unwürdig Garibaldi handele, indem er jetzt denselben Franzosen diente, die damals so unbarmherzig mit seinen Leuten umgingen. „Wie manchen Italiener habe ich

Worte heißen Ingrimms gegen die übermüthige Nation äußern hören, welche jene armen, barfüßigen Jungen niederschießen ließ und vor aller Welt sich der Wunder berühmte, welche ihre Chassepots — zum ersten und zum letzten Mal — verrichtet hatten! Und jetzt kämpft der, welcher jene unerfahrene Schaar in's Verderben geführt hat, mit anderen Italienern an der Seite eben jener Nation, die seine eigene Vaterstadt von Italien getrennt hält, gegen ein anderes Volk, dem er für die Befreiung der venetianischen Provinzen und Roms dankbar seyn müßte. Der heutige Tag ist recht geeignet, den Italienern die ganze Thorheit ihres Nationalhelden zum Bewußtseyn zu bringen."

Am meisten war man in Nizza über Garibaldi erbittert, weil man immer gehofft hatte, er würde seine Vaterstadt wieder mit Italien vereinigen. Man schrieb in den ersten Tagen des November: „Wenn Garibaldi gesehen hätte, wie die Nizzarden zehn Jahre lang unter der Napoleonischen Herrschaft und zwei Monate unter der Republik gelebt haben; wenn er die Unterdrückung, den Uebermuth und die Undankbarkeit der Franzosen gesehen hätte; wenn er Zeuge der unbeschreiblichen Freude der Franzosen über die Tragödie von Aspromonte gewesen wäre; wenn er die Sarkasmen und den Hohn über die Niederlagen von Custozza und Lissa gehört; wenn er Zeuge des Uebermuthes und der Feste gewesen wäre, welche nach der schimpflichen Komödie der Cession des Venetianischen gefeiert wurden, welches uns später wie ein unverdientes Geschenk der großen Nation überwiesen wurde; wenn er gesehen hätte, wie nach dem Blutbade von Mentana die französischen Soldaten den Ruhm des unerhörten Sieges gefeiert haben und den Namen Garibaldis in der nach ihm benannten Straße seiner Vaterstadt auslöschten; wenn er noch in diesen letzten Tagen die Vorwürfe über die Einnahme Roms und die Drohung von Repressalien nach den ‚zukünftigen Triumphen' vernommen hätte, — so würde er sich überzeugt haben, daß der französische Uebermuth und die Mißachtung der Rechte

Anderer derselbe sey unter der Republik wie unter dem Kaiserreich." Der von der Regierung nach Nizza gesendete Präfekt erklärte in seinem ersten Circular, daß die Nizzarden für immer Franzosen seyn würden. „Wenn unsere Herren Unterdrücker consequent seyn wollten," sagt der Schreiber jenes Briefes, „so müßten sie eingestehen, daß, wenn Bismarck nach Favre's Versicherung ein Attentat auf die individuelle Würde begeht, indem er Straßburg will, welches der Abstammung, der Sprache und den Gewohnheiten nach deutsche Stadt ist, die französische Republik, indem sie Nizza zurückhält, nicht nur die individuelle Würde niedertritt, sondern einen schimpflichen Verkauf eines Volkes ratificirt, welches durch seine Sitten, seine Sprache und seine Ueberlieferungen nichts mit Frankreich gemein hat." In Nizza ist die Ansicht allgemein, daß Garibaldi sich selbst getäuscht habe, wenn er hoffe, daß die Republik Nizza freigeben werde. Dagegen wurde aus Genf geschrieben, Garibaldi, der für die Universalrepublik wirke, werde, wenn er siege, mit seiner Armee in Italien einrücken, Victor Emanuel vertreiben und auch hier die Republik gründen.

Es stand ihm jedoch nur eine sehr kleine Welt zu Gebote. Zu den wenigen Italienern, Spaniern, Polen, die sich in Dole um ihn geschaart hatten, sollten noch einige wenige neugriechische Freiwillige aus Athen und sogar eine handvoll tollköpfige Czechen stoßen, worüber man namentlich in Oesterreich spottete. Eine aus der Bretagne herbeigekommene Legion zog in der Mitte des November wieder ab, weil sie zu gut katholisch dachte, um unter dem italienischen Ketzer dienen zu wollen; in übermüthigem Trotze erregte Garibaldi das katholische Volksgefühl der Franzosen noch mehr gegen sich auf durch die Bosheit, mit der er seine Freischaaren vorzugsweise in Kirchen und Klöster einquartirte und dort übel hausen ließ. Der Pfarrer des Dorfes Epinai predigte gegen ihn vor den Bauern und wurde verhaftet. Gambetta jedoch befahl, ihn zu schonen, damit das Volk nicht noch mehr erbittert werde. Auch die „Union", das

bekannte katholische Organ, erklärte Garibaldi für einen Bramarbas, der nicht die tapfern Deutschen, sondern nur wehrlose Kirchen und Klöster angreife und sich anmaße, obgleich er kein Franzose sey, auf französischem Boden zu administriren und Justiz zu üben.

Nur in Rom, wo die italienischen Republikaner jetzt ihr Hauptlager aufschlugen, fand Garibaldi noch die alte Bewunderung. Man schrieb von dort: Wir sehen ihn an den Schaufenstern ihrer Depots als Gott Vater dem in die Wassertiefen versunkenen Frankreich aus den Wolken herab die Hand reichen, während die fruchtbare Phantasie unbeschäftigter Bleifedern ein siegreiches Schlachtenbild nach dem andern ihm zu Ehren wider die deutschen Heere zu Papier bringt.

Wahrscheinlich wegen ihrer Unpopularität in Frankreich entschädigten sich die Italiener im Lager Garibaldis nicht nur durch Plünderungen der Klöster und Kirchen, sondern auch durch Spitzbübereien, die sie an den Einwohnern begingen: „Soldaten und selbst Offiziere der Vogesen-Armee waren vielfach in die Läden von Autun gegangen, dort hatten sie sich zu allem verholfen, was sie eben brauchten und mit einem ‚Bon‘ bezahlt, zu dessen Ausgabe sie nicht berechtigt waren. In vielen Fällen war sogar dieser Schein der Ehrlichkeit nicht einmal gewahrt worden. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, hat Oberst Bordone, der Chef des Stabes, eine Proklamation in französischer und italienischer Sprache erlassen, in welcher er Vorkommnisse dieser Art constatirt, vor deren Wiederholung warnt und für diesen Fall mit kriegsgerichtlicher Untersuchung droht. Bis zu welchem Grade die Mißbräuche mit diesen Bons getrieben worden sind, zeigt eine Anekdote, welche der Correspondent einem garibaldianischen Offizier verdankt. Das Departement des Hauptquartiers, welches mit den Bons und Requisitionen zu thun hat, war eines Morgens damit beschäftigt, die zur Zahlung präsentirten Anweisungen zu berichtigen, als ein hübsches junges Frauenzimmer eine Anweisung auf 280 Francs für 280 gelieferte

Bündel Stroh präsentirte. Der Offizier nahm das Stück Papier, drehte es in seiner Hand um und um, und als er sah, daß der Bon ohne Ermächtigung ausgestellt war, fragte er die Schöne, wie sie zu demselben gekommen sey. O, ganz einfach. Ein Offizier der Mobilgarde hatte es ihr gegeben, der — nun, der bei ihr im Logis gewesen war. Als ihr mitgetheilt wurde, daß der fragliche Offizier weder ermächtigt war, Bons auszustellen, noch zu fouragiren, zog das Gesicht des Dämchens sich bedeutend in die Länge, und ein Kreuzverhör brachte bald zu Tage, daß das Stroh gar nicht geliefert worden war, sondern daß der Herr Offizier ihr den Bon ganz einfach als ein kleines ‚Cadeau‘ gegeben hatte.“

Insbesondere beklagte sich der Bischof von Autun, die Freischaaren hätten in seinem Palast geraubt.

In Lyon, der zweitgrößten Stadt Frankreichs, kämpften entgegengesetzte Parteien mit einander, ohne sich über die Mittel zu vereinigen, um Frankreich aus seiner bedrohten Lage herauszuhelfen. Die volkreiche Stadt Lyon war wie Paris mit Forts umgeben, eine starke Festung, aber zunächst nicht bedroht und daher entblößt von Truppen, die man zur Feldarmee geschickt hatte. Da es nun in Lyon an Truppen fehlte, bekamen hier die zahlreichen Arbeiter die Oberhand, meist Seidenarbeiter, durch deren Stimmenmehr Raspail in den gesetzgebenden Körper gewählt worden war. Als in Paris die Republik erklärt war, glaubten diese Socialisten in Lyon noch weiter gehen zu dürfen, pflanzten die rothe Fahne auf und gründeten eine unabhängige Regierung der Commune von Lyon mit socialistischer Tendenz. Dies hatte zur Folge, daß die in der Nähe von Lyon im Lager von Satoney versammelten Mobilgarden ebenfalls revoltirten, ihren bonapartistischen Offizieren nicht mehr gehorchten und sich zerstreuten. Einige von ihnen plünderten das geistliche Seminar und ein Kapuzinerkloster, in welchem sie als Kapuziner verkleidet viehische Orgien feierten.

In der Stadt stellte sich der Abenteurer Cluseret an die

Spitze des Pöbels. Früher französischer Offizier, hatte derselbe auch unter Garibaldi und im nordamerikanischen Bürgerkriege gedient. Dort hatte er die Neger gegen die Weißen in's Feld führen wollen und nach Europa heimgekehrt, improvisirte er die rothe Republik. General Estivant de Villenbois, der bisher in Lyon commandirt hatte, mußte vor ihm flüchten. Unter Cluseret wurden die Arbeiter Herren der Stadt, ließen keinen Einwohner mehr hinaus und machten dieselben zittern für ihr Eigenthum. Die Regierung in Paris schickte zwar einen neuen Präfekten, Challemel-Lacour, und einen neuen General, Mazure, nach Lyon, die aber von der Comune nicht anerkannt wurden.

Ein offener Kampf war unvermeidlich. Der Präfekt fand aber eine nachdrückliche Unterstützung bei der honetten Bürgerklasse, die sich als Nationalgarde organisirt und bewaffnet hatte und sich nicht von den Arbeitern wollte ausplündern lassen. Beide Parteien stritten um das Stadthaus, den Sitz der Regierung. „Es war," schrieb man aus Lyon, „ein sehr wechselvoller Auftritt, der am 29. September in und vor dem Stadthause stattfand. Zuerst war Cluseret von der Nationalgarde verhaftet und nach dem Stadthause gebracht worden. Saigne rief das Volk zu seiner Befreiung auf und zeigte an, daß das Bataillon der Arbeiter der Croix-Rousse zur Unterstützung der Erhebung herannahen werde. Darauf stürzte sich ein Haufe in das Stadthaus, drängte die wenigen Nationalgardisten, die daselbst Wache hielten, zurück und befreite den ‚General'. Gleichzeitig wurden aber der Präfekt Challemel-Lacour, der Bürgermeister Hénon und verschiedene gerade anwesende Municipalräthe verhaftet. Cluseret trat auf den Balkon des Stadthauses und verkündigte, daß das Volk nunmehr sein eigener Herr und die Reaktion gefangen sey. Die Sache nahm eine bedenkliche Wendung. In allen Stadttheilen wurde Generalmarsch geschlagen. Die Läden schlossen sich. Allein es währte nicht lange, so kam an verschiedenen Punkten die Nationalgarde heran. Das 4. Bataillon der Croix-Rousse, auf das Saigne

hauptsächlich gezählt hatte, wendete sich gegen ihn und seine Anhänger und befreite den Präfekten, den Bürgermeister und die Gemeinderäthe. Inzwischen hatte sich der Terreauxplatz mit Nationalgardisten angefüllt. Der Präfekt verlas unter allgemeinem Beifalle eine eben aus Tours eingelaufene Depesche, welche ihn für alle bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten mit unbeschränkter Vollmacht bekleidete. Saigne, Cluseret und andere Rädelsführer wurden nun ihrerseits festgenommen. Um 6 Uhr Abends war alles wieder ruhig, und die Nationalgarde zog compagnieweise heim."

Bei der Besiegung des Aufstandes spielte doch auch das Geld eine Rolle, wie in Basel eine aus Lyon geflüchtete Dame erzählte. „Ihr Vater bekleidet einen öffentlichen Ehrenposten und sie ist eine sehr gute französische Patriotin, die sich bis zum letzten Augenblick durch Wohlthaten in Lyon ausgezeichnet hat. Von den merkwürdigen Vorfällen in ihrer Stadt mag ich Ihnen nur das Eine, nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit Anvertraute, mittheilen. Einige Zeit, nachdem die rothe Republik in Lyon das Haupt erhoben, gelang es einem Haufen Social-Demokraten, sich in der Rue de la Luzerne festzusetzen. Es ist dieses eine enge Straße, in welcher ein großes Criminalgefängniß mit etwa 1000 Insassen steht. Darob entsetzlicher Schrecken in der Stadt. Man schickt ein Mitglied des Gemeinderaths an die Verschanzten ab, um mit ihnen zu unterhandeln. Sie halten ihn fest. Darauf begibt sich der Staatsanwalt, le procureur de la République, Andrieux mit Namen, zu ihnen. Sie sequestrirten auch ihn. ‚Darüber bricht die Nacht herein,' erzählt die Berichterstatterin, ‚eine Nacht der Angst, des Schreckens. Am andern Morgen tritt mein Mann an mein Bett und spricht: Beruhige dich, Alles ist gerettet. Die Rothen in der Rue de la Luzerne haben capitulirt um den Preis von 100 Franken pro Mann. Wir haben eben die 25,000 Fr. hinausgeschickt, welche für die 250 Mann erforderlich waren.' So der authentische Be-

richt, den das Gouvernement von Tours nicht urbi et orbi verkündigen wird."

Der energische Präfekt löste die Franctireurs als eine zuchtlose Bande auf, am 4. Oktober, tadelte aber in seiner Proklamation, daß General Mazure zu unthätig geblieben, daher von der Regierung in Paris entlassen und die ganze Civil- und Militärgewalt in den Händen des Präfekten vereinigt worden sey.

Wie der Times aus Lyon geschrieben wurde, war die Geistlichkeit über eine Ordre sehr erbittert, welche die sämmtlichen Priester bei einer dreitägigen Gefängnißstrafe aufforderte, in die Nationalgarde einzutreten. In Folge dessen gab die Municipalität ihren Trotz in einem noch entschiedeneren Akte kund, indem sie Niemanden anders, als dem Erzbischofe selbst eine Einberufungsordre zuschickte. Wie unter diesen Umständen erklärlich, waren in den Straßen nur sehr wenige Geistliche sichtbar.

Da die Regierung in Lyon eigenmächtig Steuern ausschrieb, also unabhängig seyn zu können glaubte, erließ die Regierung in Tours ein Dekret, welches diese Steuererhebung verbot. Die Commune von Lyon fuhr indessen fort, selbständig zu handeln. Der Maire Hénon erließ donnernde Dekrete, z. B.: „Angesichts der Umstände verordnen wir: Ehe wir die Schande einer Uebergabe erleben, wollen wir uns lieber vernichten lassen. Nur Greise, Kinder und Frauen dürfen den Platz verlassen. Die sich vor dem Feinde als Feiglinge erweisen, sollen als Deserteure behandelt werden, ihre Namen sollen auf ewig gebrandmarkt seyn. Der Bürgermeister von Lyon: Hénon." Als die Deutschen allmälig näher rückten und Dijon einnahmen, von wo 200 Moblots nach Lyon geflüchtet kamen, wurden diese hier als Feiglinge übel empfangen und vom Pöbel mißhandelt. Die große Arbeiterbevölkerung Lyons zog die Arbeiter aus den leer stehenden Fabriken von Mühlhausen und andern Orten an sich und sie bildeten eine Macht, vor welcher die wohlhabenden Bürger so große Furcht hatten, daß sich in den Straßen der Stadt keine Equipage

mehr sehen ließ. Man schrieb aus Lyon: „Die Lyoner Zustände spotten aller Beschreibung; das ist ein Bild der Anarchie, wie man es sich nicht vorzustellen vermag. Die Tausende und Tausende von Männern, die sonst friedlich in den Fabriken arbeiteten, lungern jetzt auf den Straßen und Plätzen umher; ein Theil arbeitet an Befestigungswerken, welche außerhalb der Stadt errichtet werden; ein anderer Theil liegt in den Cafés und Restaurationen, alle mit einander scheinen jetzt nur die eine reguläre Beschäftigung zu haben, jeden anständig Gekleideten, Jeden, der Handschuhe trägt oder gar in Miethwagen fährt, zu beschimpfen. Der Himmel weiß, wovon alle diese Leute, die doch nichts Erspartes zu verzehren haben, jetzt leben! Auf den Bahnhöfen lauern ganze Horden Proletarier den ankommenden Fremden förmlich auf, mit welchen sie aus irgend einer bei den Haaren herbeigezogenen Ursache Streit vom Zaune brechen und deren Verhaftung sie schließlich veranlassen, bei welcher Gelegenheit es vorkommen soll, daß sie sich des Gepäckes des betreffenden ‚Etranger‘ (was mehr als zur Hälfte gleichbedeutend mit ‚Spion‘ gilt) bemächtigen, angeblich, um es zur Präfektur zu tragen, in Wahrheit aber, um es auf dem Wege dahin spurlos verschwinden zu lassen.“

In Nimes erhoben sich die Arbeiter, drangen in die Fabriken und übten Greuel des Vandalismus. Bald kamen Emissäre Cluserets und der rothen Republikaner aus Lyon und gründeten auch in Nimes eine Communalregierung. Ein Marquis von Valfons wagte zu opponiren, mußte sich aber flüchten. — In der Festung Grenoble erhob sich das Volk ebenfalls, setzte den Commandanten General Grafen v. Monnet ab und verhaftete den Platzcommandanten Oberst v. Cassagne. Der Widerstand gegen die Offiziere und die Verhaftung von Generalen erklärt sich daraus, daß dieselben noch dem Kaiserreich anhingen. Wie sollten aber Mobilgarden und Freischaaren ohne kriegskundige Offiziere dem immer weiter auch gegen Süden vordringendem Feinde gewachsen seyn?

In der großen Stadt Marseille gingen die Wogen der Anarchie noch höher. Hier war der Umschlag der Volksstimmung am auffallendsten, zum Beweise wie leichtsinnig und neuerungssüchtig die Franzosen sind. Man hatte hier noch im Sommer dem Kriege und dem Prästige des Kaiserthums laut zugejubelt. Am 16. Juli schrieb der Präfect von Marseille an den Minister des Innern in Paris: „Eine große Manifestation hat in diesem Augenblick stattgefunden. Der Zapfenstreich mit Fackeln durchzieht die Straßen der Stadt, gefolgt von 10—15,000 Personen, welche ‚Reine Hortense‘ und die ‚Marseillaise‘ singen. Die Rufe: ‚Es lebe der Kaiser! Nieder mit Preußen! Nach Berlin!‘ ertönen von allen Seiten. Die Menge ist elektrisirt. Keine Unordnung.“

Kaum aber waren die französischen Armeen geschlagen, der Kaiser in Sedan gefangen und die Republik erklärt, so war auch Marseille schon wieder außer sich vor Freude. Sogleich begann ein allgemeines Treibjagen auf die Mouchards (von der geheimen Polizei angestellt). Der Pöbel war hier wieder, wie in frühern Revolutionen, zügellos und verheerte unter anderm die Güter des General Reille, weil er bei der Capitulation von Sedan thätig gewesen und vernichtete ihm die Ernte. In der Stadt allein wurden 32,000 Mann Nationalgarde gemustert, der Maire schrieb eine Anleihe von 10 Millionen aus und der reiche Grieche Zaffirapolo gab 2 Millionen zur Anschaffung von Waffen her. Und doch wurde die große Volksarmee nicht organisirt. In der neuen Züricher Zeitung erschienen „Beobachtungen eines Schweizers“, in denen die Stimmung in Marseille als höchst frivol geschildert wurde. Vergebens befahl die Delegation in Tours, die Marseiller sollten sich in Masse mit der Loirearmee vereinigen, um gegen Paris operiren zu helfen. Sie blieben daheim, machten sich's bequem, sangen die Marseillaise, tranken Kaffee und spielten Domino. Man schickte ihnen von Tours aus den General Delpech, um sie zum Kampf aufzurufen. Sie empfingen ihn auch mit Lebehoch, sangen das

mourir pour la patrie, rührten sich aber nicht vom Fleck und ließen den armen Delpech allein wieder abreisen. Dennoch hielten sie Volksversammlungen, schwatzten unendlich viel und thaten nichts. „Das ist, schreibt der Schweizer, die unausbleibliche Folge der in Frankreich grassirenden Ignoranz in den unteren und mittleren Ständen und des grenzenlosen Eigendünkels der Nation. Seit zwei Monaten Republikaner, das heißt, der Inbegriff aller Freiheit, glaubt sich nun Jeder berechtigt, zu befehlen, und keiner will gehorchen; denn er gehört ja zum ‚peuple souverain'".

Ein Hauptdemagoge, Esquiros, Präsident des Bouches du Rhone benutzte die anarchische und zugleich particularistische Stimmung des Volks und bildete eine förmliche Föderation der Südprovinzen Frankreichs, der Departements: Herault, Drome, Haucluse, Isere, Gard, Rhone, Bouches-du-Rhone, Var, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Alpes maritimes unter dem Namen einer ligue du midi. Dieser Esquiros verjagte alle Jesuiten und zog ihre Besitzungen ein. Auch der arme Vicomte de Laguerонnière, vormals Gesandter in Constantinopel, Freund der Kaiserin Eugenie und Eigenthümer der „France" wurde, als er am 20. September auf seiner Rückreise in Marseille landete, sogleich verhaftet und seiner Papiere beraubt, aber des andern Tages wieder in Freiheit gesetzt.

Am 9. Oktober hieß es: „Die Liga des Südens, gebildet von 15 Departements und Algerien, ist definitiv organisirt. Wir haben Alfons Gent zum Generalbevollmächtigten der Liga des Südens ernannt. Eine Delegation von 4 Mitgliedern ist in diesem Augenblicke in Tours, um unsere Beschlüsse von der provisorischen Regierung ratifiziren zu lassen. Während unsere Freunde sich nach Tours begaben, wurde Esquiros durch eine Depesche Gent's Ernennung zum Delegirten des Kriegsministeriums und zum Generalbevollmächtigten aller Ligen des Südens angezeigt. All unsere Plane sind fertig und werden in Ausführung gebracht, sobald

unsere Vollmachten festgesetzt und anerkannt sind. Unter andern Maßregeln sind folgende bereit: Prämie für Gewehre, die sofort geliefert werden; Requisition, nach Maßgabe des Vermögens von 100,000 Fr. an; keine Anleihe; das Volk, das sein Leben einsetzt, darf keine anderen Lasten tragen; binnen 48 Stunden Einlieferung und Abstempelung aller öffentlichen Werthpapiere; jeder nicht mit dem Stempel der Republik versehene Werth ist nichtig und hat keinen Werth; in allen Gemeinden Ausschüsse, die mit einer permanenten Commission im Hauptorte des Departements korrespondiren, während letztere Commission direkt mit der Assemblée in Marseille korrespondirt; die Assemblée souveraine, mit einem Vollziehungs-Ausschusse, der jede Minute verantwortlich und absetzbar ist; Erneuerung dieses Ausschusses alle vierzehn Tage, so daß alle Departemental-Delegirten nach einander an die Reihe kommen; drei Abgeordnete für jedes Departement, einer in Permanenz zu Marseille, die beiden anderen fortwährend auf der Rundreise in ihrem Departement; ihre Aufgabe, Alles zu zerbrechen, was der Revolution und der Landesvertheidigung hinderlich ist; sie ergreifen jede Maßregel gegen die Reaktion, machen dem Volke begreiflich, daß es frei ist, daß wir hinter ihm stehen, mit offenem Auge gegen seine Feinde. Der Bauer wird Republikaner in vierzehn Tagen."

Esquiros blieb in Marseille der gefeierte Dictator. Am 10. Oktober wurde ihm von der Garde civique und dem internationalen Verein eine große Huldigung dargebracht, seine Rede mit großem Beifalle aufgenommen, und nachdem die Marseillaise abgesungen worden war, ergriff einer der Anwesenden das Wort: „Ihr habt" — sagte er — „unseren Patriarchen gehört. Niemals hat man besser gesprochen. Um das Andenken an unseren Führer zu bewahren, schlage ich vor, der Straße, die vor euch liegt, den Namen Esquiros zu geben." Dieses wurde auch angenommen, und die Saint-Ferreol-Straße wird in Zukunft Esquiros-Straße heißen.

Am 12. Oktober verlangte das Volk, die Reichen mit einer Zwangsanleihe zu belasten, und zerstörte die Gazette du Midi, weil dieselbe einen Aufruf des Grafen von Chambord abgedruckt hatte. Dieser hoffte, beim katholischen Landvolk noch die alten Sympathien für die Bourbons zu finden, als deren letzter Sprößling er auf den erledigten Thron von Frankreich Anspruch machte. Aber die wüthenden Republikaner in Marseille hielten seinen Namen für gleichbedeutend mit der Reaction und verwarfen ihn.

Die Regierung in Tours war sehr unzufrieden mit dem eigenmächtigen Verfahren der Liga des Südens und ernannte Gent zum außerordentlichen Commissär, um in Marseille die Ordnung und das Ansehen der republikanischen Centralregierung herzustellen. Noch vor Gent kam Delpech, gleichfalls als Regierungscommissär von Tours in Marseille an, hatte nur den Auftrag, die Ordnung in Nizza herzustellen, weil man hier die Wiedervereinigung mit Italien verlangte, ließ sich aber von der Begeisterung in Marseille mit fortreißen. Man erfuhr, in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November herrschte eine furchtbare Aufregung in Marseille. Der Amerikaner Train hatte in einer Versammlung, welche in der Alhambra Statt fand, Frankreich den Degen Cluseret's angeboten. Zugleich verlangte Delpech von der Regierung von Tours die ausgedehntesten Vollmachten, welche ihm aber verweigert wurden. Dieser sowohl, als der Dictator von Marseille, reichten alsdann ihre Entlassung ein, worauf eine Manifestation Statt fand, um sie zu bitten, dieselbe wieder zurückzuziehen. Diese weigerten sich und erklärten, sie aufrecht erhalten zu wollen. Dieses geschah aber nur zum Schein, denn man wollte, daß die Agitation zunehme, da es in der Absicht der Leiter der Bewegung lag, den Gemeinderath aufzulösen, der sich lau gezeigt hatte und sich am 1. November versammeln sollte. Um 2 Uhr wurde dann auch das Rathhaus von der Emeute überfallen, der Gemeinderath für aufgelöst erklärt und durch eine Commission ersetzt. Die aus dem Stadthause verjagten Gemeinde-

räthe versammelten sich jedoch beim General Marie, dem Ober-Commandanten der Stadt, und forderten ihn auf, sie wieder in Besitz des Stadthauses zu setzen. Delpech (der Präfekt) ließ nun die Maske fallen, und als die Räthe auf dem Rathhause ankamen, erfuhren sie, daß der Präfekt die Auflösung genehmigt habe. Am Abend sandte der General Marie an die Journale eine Depesche Gambettas, welche den Belagerungszustand in Marseille unter dem Oberbefehl des genannten Generals bis zur Ankunft des zum Präfekten der Rhonemündungen ernannten Herrn Gent proklamirte. Delpech untersagte aber diese Veröffentlichung. Er sowohl als Esquiros weigerten sich, Gent anzuerkennen, riefen die sogenannte „Garde Civique" zu ihrer Hülfe herbei, und Esquiros nahm die Regierung des ganzen Südbundes in die Hand. Eine revolutionäre „Commune" installirte sich im Stadthause unter der Präsidentschaft des „Citoyen" Carcassonne und veröffentlichte sofort ein Manifest, in welchem angekündigt wurde, daß ihr Zweck das Heil der französischen Republik sey, daß der Gemeinderath sich unfähig gezeigt, diese Aufgabe zu erfüllen, und daß das Volk ihn durch eine revolutionäre „Commune" ersetzt habe, die mit Energie handeln werde. Inzwischen traf Gent ein und begab sich sofort auf die Präfektur. Die Führer der Bewegung waren dort versammelt. Gent wurde aufgefordert, seine Entlassung einzureichen und sich Esquiros anzuschließen. Da der neue Präfekt sich aber weigerte, dieses zu thun, so wurde ein Schuß auf ihn abgefeuert, der ihn am Unterleib, doch nicht gefährlich verletzte. Esquiros blieb natürlich an der Gewalt, und der General Cluseret schien wirklich Ober-Commandant der Streitkräfte des Südens zu seyn, da derselbe drei Proklamationen erließ.

Aber schon in den nächsten Tagen erfolgte ein Umschlag. Die gemäßigten Elemente der Bevölkerung, vertreten in der Nationalgarde, wollten Frankreich nicht in Sonderbünde getheilt wissen, sondern waren für die Centralregierung in Tours, schaarten sich um Gent und den

von Gambetta ernannten General Rose und es wäre zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht Esquiros selbst es verhindert hätte. Am 3. November war er sowohl wie Cluseret mit den Mitgliedern der Commune verschwunden, am 4. wurde das Stadthaus von der Nationalgarde besetzt und die einige und untheilbare Republik feierte einen Triumph über den republikanischen Particularismus. Es ist selbst in einer solchen Zeit des ärgsten Unfugs doch zu rühmen, daß die Franzosen gesunden Verstand genug behielten, die National-Einheit für wichtiger zu nehmen, als den Freiheitsschwindel. Der Pöbel von Marseille, der bekanntlich zum rohesten aller Seestädte gehört, blieb zwar trotzig, verhielt sich aber im Ganzen ruhig. Die Bürger und das Landvolk waren friedlich gesinnt und wollten sich zum Massenaufgebot nicht hergeben. Von den 130,000 Mann Nationalgarden, welche Gambetta ausgeschrieben hatte, kamen nur 30,000 zusammen. Doch ließ General Rose aus den Arsenalen von Toulon Geschütze zur Loirearmee abgehen und eifrig neue Kanonen gießen.

Natürlicherweise gaben die großen Städte den Ton an, das Landvolk hielt sich passiv. Wenn man liest, was der französische Graf Gobineau über das Landvolk im Südwesten Frankreichs geschrieben hat, so begreift man das verschiedene Verhalten der Moblots. Der Graf sagt geradezu, jedes Landvolk stehe der Civilisation nicht nur fern, sondern hasse sie auch in dem Grade, daß es stolz darauf sey, weder lesen noch schreiben zu lernen. Der Klerus habe tausend Jahre Zeit gehabt, diese Leute einigermaßen zu bilden, es aber niemals versucht, und sey dafür in der ersten Revolution hart bestraft worden, denn damals habe sich das von Steuern gedrückte Volk von den Jakobinern zum Morde nicht nur des Adels, sondern auch der Priester aufreizen lassen. Das habe sich später in einer bonapartistischen Jaquerie wiederholt. Das Volk war gegen die Priester aufgebracht, weil sie noch an den Bourbons hingen, während der neue Napoleon an die großen Thaten des alten mahnte und das Landvolk sich für ihn begeisterte. Als ein Pfarrer auf

der Kanzel Christum einen König der Könige nannte, rief man ihm zu: Wir wollen keinen König, es lebe der Kaiser! Einen Pfarrer in der Umgegend von Blaye mißhandelte dasselbe Volk, weil er angeblich in den Wolken herumfahre und Ungewitter mache. Auf dieses dumme Volk nun stürmten jetzt die republikanische, die bonapartistische und die bourbonische Partei zugleich ein und rissen es hin und her.

In Toulouse bildete sich ein revolutionärer Wohlfahrts-Ausschuß und der Gemeinderath mußte abdanken. Was jener Ausschuß im Sinne hatte, verkündete die in Toulouse erscheinende Emancipation: „Wir verlangen, daß die Todesstrafe und ohne weitere Berufung gegen jeden Mann: Arbeiter, Bauer, Sohn als Familienstütze, Seminaristen, Jesuiten, Mönch, Abbé, Pfarrer oder Bischof erkannt werde, wenn er weniger als 35 Jahre zählt und, ordentlich aufgefordert, sich zu den Fahnen zu begeben, sich nicht zur bestimmten Zeit stellt. Wir verlangen, daß diese Todesstrafe, wenn so ausgesprochen, vollstreckt werde, sobald man des Deserteurs habhaft geworden, und daß dem Schuldigen in keinem Falle Gnade ertheilt werden dürfe. Wir verlangen ferner, daß die Güter der Deserteurs, Flüchtlinge wie aller derer, die sich feig verstecken oder retten, Angesichts der jetzigen Gefahren des Vaterlandes, sofort confiscirt und unverzüglich zum Besten der ohne Hülfsquellen und ohne Existenzmittel in Folge des Auszuges ihrer Väter und Gatten befindlichen Frauen und Kinder verkauft werden.“ — General Hubral, der hier commandirt hatte, und seine Offiziere wurden abgesetzt.

Auch in der großen Handelsstadt Bordeaux gährte es so, daß sogar Emil Girardin, der von Paris dahin geflüchtet war, als angeblicher preußischer Spion vom wüthenden Volke in seiner Wohnung ergriffen werden sollte, sich aber noch rechtzeitig retten konnte.

Der größte Skandal ereignete sich in Perpignan. Als hier die Nachricht ankam, Metz sey gefallen, und man in Gambetta's Prokla-

mation zu lesen bekam: „Soldaten, eure Offiziere sind Feiglinge und Verräther", fiel der Pöbel alsbald über die in der Stadt lebenden Offiziere her, drang in ihre Cafés, überhäufte sie mit Schmähungen und mißhandelte sie tödtlich. Zuerst einen Schwadronchef der Gensdarmerie. Nach der Gazette du Midi „erhielt sein Oberst, der ihm helfen wollte, einen Schlag auf den Kopf, daß er bewußtlos liegen blieb. An demselben Abend wurde der Platzkommandant von Perpignan, der allgemein geachtete Oberst Pays, als er sich in Uniform zum General begab, auf der Straße überfallen und nach dem Kanale zu geschleppt, wo man ihn ersäufen wollte. Der Bürgermeister der Stadt, der sich in der Nähe befand, eilte herbei, um ihn zu retten, allein auch er wurde auf das schwerste mißhandelt. Der Oberst, ein alter, schwächlicher Mann, wurde niedergeworfen, mit Säbelhieben und Kolbenstößen am Kopfe, in der Hüfte und an den Füßen vielfach verwundet, und blieb bewußtlos auf dem Boden liegen. Ein Nationalgardist hob ihn auf, um ihn nach dem Spitale zu bringen. Allein auf diesem Wege fiel die wüthende Menge, unter der sich einige Weiber hervorthaten, abermals über ihr Opfer her. Ohne die Geistesgegenwart eines Krankenwärters, der ihn schnell in den Hof des Spitals hineinriß, war der Oberst verloren. Er befand sich übrigens noch lange in einem nahezu hoffnungslosen Zustande. Noch schlimmer erging es am folgenden Tage einem angesehenen Bürger der Stadt, Herrn v. Bordas, auf den die Menge schon seit längerer Zeit erbittert gewesen zu seyn scheint. Er wurde auf der Straße angefallen und flüchtete sich in einen Wachtposten der Nationalgarde. Von da riß man ihn heraus, schleifte ihn durch die Straßen und schleppte ihn zum zweitenmale aus einem Ladengewölbe wieder hervor, wo er Schutz gesucht. Der Mann war furchtbar zugerichtet; ein Auge hing ihm aus dem Kopf, der Leib war ihm aufgerissen, der Arm dreimal zerbrochen, und immer schlugen die Rasenden auf ihn los, zogen ihn an dem zerbrochenen Arme durch die Straßen, traten mit Füßen

auf ihm herum und ließen ihn im erbarmungswürdigsten Zustande vor seinem Hause liegen."

Aus Algerien hörte man nur von Infamien, deren sich die Franzosen schuldig gemacht hatten. Um jeden Preis suchten sie zu verhüten, daß man an der Nordküste Afrikas die Niederlagen Frankreichs erführe, weil sie darauf gefaßt seyn mußten, daß sich die Eingeborenen dann alsbald empören würden. Wehe dem, der die Niederlagen verrathen hätte! Die ankommenden Schiffe erhielten die entsprechende Ordre. Zu Lande wurde an der Grenze von Tunis Niemand zugelassen, der nicht einen französischen Paß vorzeigen konnte. In Bona sollen nach französischen Berichten zwei preußische Offiziere als Spione erschossen worden seyn. Wahrscheinlich eine auf die europäische Lesewelt berechnete Lüge, oder wurden zwei Unschuldige erschossen, die man nur für Spione ausgab. Zwei harmlose deutsche Reisende, ein Orientalist aus Berlin und sein jüngerer Begleiter wurden vom französischen Consul in Tunis dem Bey von Tunis als preußische Agenten denuncirt, die eine Revolution in Algerien anzetteln sollten. Der schwedische Consul, der zugleich Agent des Norddeutschen Bundes war und an den sie sich sogleich wandten, war abwesend und so blieben sie schutzlos, denn der Bey hatte große Angst vor Frankreich und lieh dem französischen Consul sein Ohr. Der schwedische Consul, Tulin, kam zurück, weil er aber dem Bey über die Niederlagen Napoleons III. die erste Nachricht gab, klagte ihn der französische Consul als Lügner an und der Bey war so schwach, den armen Tulin nach Paris zu schicken, um sich dort zu verantworten. Die beiden deutschen Reisenden konnten noch froh seyn, zur See wieder fortzukommen. Freiherr Heinrich v. Maltzan, der das alles in der A. A. Z. Nr. 264 erzählt, bemerkt mit Recht, wie schlecht es noch mit der Vertretung der Deutschen in fremden Welttheilen steht.

In Algier selbst konnte das Geheimniß der Niederlagen nicht zu lange bewahrt werden. Um nun auf eine Empörung der Ein-

geborenen vorbereitet zu seyn, wurden alle französischen Civilisten in der Colonie bewaffnet, nur nicht die Deutschen, die man also jeglicher Mißhandlung und Beraubung preisgeben wollte. Nach und nach wurde fast das ganze Militair aus Algerien zurückgezogen, um in Frankreich gegen die Deutschen zu kämpfen. Der Municipalrath von Algier maßte sich nun die höchste Gewalt an und nöthigte Ende November den General Walsin-Eszterhazi, der Gouverneur in Algier werden sollte, sich wieder einzuschiffen. Man sah voraus, daß der Truppenmangel die Eingeborenen reizen würde, wieder Aufstandsversuche zu machen, und lockte daher noch so viel als möglich der letztern, sich für Frankreich anwerben zu lassen, wohin denn auch immer noch, wenn auch nur in kleinen Partien, solches schwarze Gesindel nachgeschickt wurde. Dennoch hörte man von Aufständen in den Provinzen Oran und Constantine und von der Neigung der benachbarten Marokaner, den Aufständischen zu helfen.

Im November langte in Versailles eine „Bittschrift des Volks von Algerien" an König Wilhelm an, in arabischer Sprache (ohne Datum). Der siegreiche König wurde darin gebeten, Algerien aus der Knechtschaft des übermüthigen Franzosenvolks zu befreien. Wie sich Allah des Königs in Gnaden angenommen habe, um ihm zum Siege zu verhelfen, so möge der König sich auch wieder der Bittsteller annehmen, um ihnen zur Freiheit zu verhelfen.

Im Westen Frankreichs hatte bisher Ruhe geherrscht und Niemand daran gedacht, die deutschen Truppen könnten bis Orleans vordringen. Man war daher, als es dennoch geschah, erschreckt und aufgeregt. Auch konnte man nicht gleich einen Entschluß fassen, was zu thun sey. Daß man sich wehren wolle, lag im Stammcharakter der Vendéer. Dieses fromme und patriarchalische Landvolk hatte aber heute so wenig wie vor 76 Jahren ein Wohlgefallen an der Republik und fühlte sich vollends verletzt durch die Berufung des gottlosen Garibaldi nach Frankreich. Es würde noch im Frühling das Kaiserthum, wie durch das Plebiscit, so mit den Waffen

unterstützt haben; aber der Kaiser war gestürzt und weil er den Papst im Stich gelassen, war alles Vertrauen von ihm gewichen. Wie es scheint, gaben sich die Republikaner viele Mühe, Anhang unter dem strenggläubigen Landvolk dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen die Deutschen nicht nur als fremde Eroberer, sondern auch als Ketzer schilderten. Wenn sie sich gegen die Deutschen waffneten, sollte es geschehen, wie einst in den Kreuzzügen. Wirkliche oder nur vorgebliche Nachkommen der berühmtesten Helden der Vendée zur Zeit der ersten Revolution, ein Cathelineau und ein Stofflet gaben sich dazu her, die Bauern der Vendée zum Kampf gegen die Deutschen aufzurufen.

Wie unnatürlich nun auch die Waffenbrüderschaft frommer Vendéer mit Garibaldi, dem Todfeind des Papstes, und mit den republikanischen Terroristen in Paris, mit den allerreligions- und sittenlosesten Parteimännern wie Hugo, Girardin &c. erschien, so zog die republikanische Regierung es doch vor, sich recht gern jener dummen Bauern zu bedienen, um den Deutschen noch mehr Streitkräfte entgegensetzen zu können. Der alte Jude Cremieux, der in Tours noch an der Spitze der Regierung stand, machte sich eine schadenfrohe Lust daraus, mit der einen Hand die Fahne der Jungfrau Maria, mit der andern die der rothkappigen Freiheitsgöttin einzusegnen, durch folgendes Umlaufschreiben an die Präfekten: „Meine lieben Präfekten! Lassen Sie den Herrn von Cathelineau, Stofflet und Queriau die Mission, die sie sich gegeben und die wir gut geheißen haben. Es handelt sich augenblicklich nur darum, die Preußen zu bekriegen; lassen wir alle Meinungen um das eine Ziel sich vereinigen, unter der Fahne Frankreichs unseren Boden zu befreien. Die Namen der Vendéer sind heute nur noch eine Erinnerung aus unserer Geschichte und Sie und unsere lieben republikanischen Freunde begreifen gewiß die Kluft, welche den vermeintlichen Erben des göttlichen Thrones und unsere schöne Fahne der Revolution trennt. Treten Sie aber nicht den Vendéern von 1870 ent-

gegen. Mögen unsere Mitbürger sich einigen; marschiren wir zusammen unter unseren nationalen Farben: nehmen wir keinen Anstoß daran, daß französische Katholiken die heilige Jungfrau anflehen, während freidenkende Franzosen die heilige Freiheit anrufen. Cremieux."

Sein College in der Regierung, Glais-Bizoin, ein Republikaner vom reinsten Wasser, ärgerte sich aber über die Arglist des alten Juden und warf sich zwischen die verrückte Umarmung der Papisten und Garibaldianer. Als nämlich der Oberst Charette, Enkel des gleichnamigen Vendéegenerals aus der ersten Revolution, der bisher in der päpstlichen Armee gedient hatte und jetzt von Rom vertrieben war, nach Tours kam und sich nicht schämte, seine Dienste der Republik anzubieten, und Cremieux ihn willkommen hieß und sagte, er habe nichts dagegen, wenn er mit dem weißen Banner und den Lilien in's Feld ziehe oder das Bild der heiligen Jungfrau vor sich her tragen lasse; denn auch er und die reinen Republikaner würden jetzt unter dem Zeichen einer Jungfrau, dem der unbefleckten Freiheit, kämpfen, trat ihm Glais-Bizoin energisch entgegen und verhinderte, daß Charette Oberbefehlshaber in der Vendée werden sollte. Die Kölner Zeitung schrieb: „Glais-Bizoin ist ein Bretagner und sein ehemaliger Wahlkreis stößt dicht an die eigentliche Vendée, gehört zum Theil auch zu ihr. Ruft man nun in dieser Provinz die legitimistischen und religiösen Leidenschaften wach, so ist es natürlich, daß er, der Voltairianer und Mann der Republik, um sein Bischen Lokaleinfluß gebracht wird. Aus diesem Grunde suchte er die von Cremieux gegebene Zusage zu hintertreiben und bis jetzt verlautet noch nichts von einer Insurgirung der Vendeé durch Charette." Es bleibt dahingestellt, ob Glais-Bizoin aus diesem persönlichen Grunde handelte. Jedenfalls hatte er Recht, wenn er nicht Schlüsselsoldaten und Sansculotten wollte zusammenkuppeln lassen.

Das katholische Landvolk war wohl von Agenten der ältern Linie Bourbon, namentlich von Priestern beeinflußt. Der letzte

Sprößling dieser Linie, der Graf von Chambord, der schon längst den Titel König Heinrich V. angenommen hatte und immer noch darauf wartete, auf dem französischen Throne restaurirt zu werden, meldete sich mit seinen Ansprüchen auch dießmal und erließ folgende Proklamation: „Franzosen! Ihr seyd von Neuem Herr eurer Geschicke. Zum vierten Male seit weniger als einem Jahrhundert sind eure politischen Institutionen zusammengestürzt und wir sind den schmerzhaftesten Heimsuchungen preis gegeben. Soll Frankreich das Ende dieser fruchtlosen Agitation, Quelle so vielen Unglücks, endlich sehen? Es ist an euch, darauf die Antwort zu geben. Während eines unverdienten langjährigen Exils habe ich nicht einen einzigen Tag gestattet, daß mein Name die Ursache von Spaltungen und Unruhen werde; aber heute, wo er ein Pfand der Versöhnung und Sicherheit seyn kann, zaudere ich nicht, meinem Lande zu sagen, daß ich bereit bin, mich ganz seinem Glücke aufzuopfern. Ja, Frankreich wird wieder auferstehen, wenn es, durch die Lehren der Erfahrung erleuchtet, durch so viele fruchtlose Versuche ermüdet, seine Zustimmung gibt, auf den Weg zurückzukommen, welchen ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat. Haupt jenes Hauses Bourbon, welches mit Hülfe Gottes und eurer Väter Frankreich in seiner machtvollen Einheit constituirt hat, mußte ich tiefer, denn irgend Jemand, die Größe unseres Unglücks ermessen, und es gehört mir mehr denn irgend Jemand an, dasselbe wieder gut zu machen. Möge die Trauer des Vaterlandes das Signal zur Wiedererwachung und zum edlen Elan seyn. Der Fremde wird zurückgeworfen werden und die Integrität unseres Territoriums gesichert seyn, wenn wir verstehen, unsere Bemühungen, unsere Opfer und unsere Aufopferung zu vereinigen. Vergeßt nicht, daß die Rückkehr zu den Traditionen des Glaubens und der Ehre der einen Augenblick lang geschwächten großen Nation ihre Macht und ihren Ruhm wieder verschaffen wird. Ich sagte euch vor Kurzem: Regieren heißt nicht den Leidenschaften der Völker schmeicheln, sondern sich auf ihre Tugenden stützen. Laßt

euch nicht durch unheilvolle Illusionen hinreißen. Die republikanischen Institutionen, welche den neuen Inspirationen entsprechen können, werden niemals Wurzel fassen auf unserem alten monarchischen Boden. Von den Bedürfnissen meiner Zeit durchdrungen, besteht mein ganzer Ehrgeiz darin, mit euch eine wahre nationale Regierung zu gründen, welche das Recht als Grundlage, die Redlichkeit als Mittel, die moralische Größe als Zweck hat. Löschen wir daher die Erinnerung an unsere vergangenen Discussionen aus, die der Entwickelung des wahren Fortschrittes und der wahren Freiheit so nachtheilig waren. Franzosen! Möge ein einziger Ruf aus eurem Herzen ertönen: Alles für Frankreich, durch Frankreich und mit Frankreich!"

Gewiß war es gut auf das fromme Landvolk berechnet, an die guten alten Zeiten vor der Revolution zu erinnern, welche nur wiederkehren könnten, wenn auch die alte Dynastie wiederkäme. Kaum war Orleans verloren, so kam man auf den sinnreichen Gedanken, eine neue Jungfrau von Orleans in Scene zu setzen, um vielleicht durch dieses Mittel das fromme Landvolk in lebhaftere Bewegung zu bringen. Aus Versailles wurde geschrieben: „Man meldet, natürlich jetzt erst nach der erfolgten Einnahme der Stadt Orleans, allen Ernstes das Auftauchen einer neuen Jungfrau, einer modernen Jeanne d'Arc, welche sich urplötzlich an der unteren Loire gefunden und welche die Herzen der Franzosen mit neuem Muthe und neuer Hoffnung erfülle. Das begeisterte junge Mädchen, welches, wie ihre Vorgängerin unter Karl dem VII., Visionen hat und der Stimme der Mutter Gottes gehorcht, hatte, scheint es, diesmal nicht nöthig, ein Examen darüber zu bestehen, ob sie nicht etwa mit ‚bösen Mächten' in intimer Verbindung stehe. Dafür trägt auch die neue Jungfrau keine Rüstung und kein Schwert, sondern einen langen, schwarzen, kaftanähnlichen Mantel; wahrscheinlich, um so die Trauer über die Lage des Vaterlandes anzudeuten. Man hat ihr auch den Oberbefehl über die Loire-Armee bis zur

Stunde noch nicht anvertraut. Dennoch aber zieht sie an der Spitze der Truppen, welche sich in Tours noch befinden, einher und trägt ihnen ein seidenes Banner voran, auf welchem die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde gemalt sind, so daß es fast den Anschein hat, als hätten die Regisseure dieses neuen Wunders vom eifrigen Studium der Schiller'schen Jungfrau von Orleans Nutzen gezogen. Die Nachricht, so fabelhaft sie klingt, ist in officieller Weise hier in's Hauptquartier der Südarmee gemeldet worden und deshalb auch werth, in Deutschland gekannt zu werden. Inzwischen fährt der General v. d. Tann fort, sich in Orleans wenig an die von der Jungfrau ihm drohende Gefahr zu kehren. Er hat der reichen Stadt eine Kriegscontribution von 1½ Millionen Franken auferlegt und die Stadt Etampes wegen Durchschneidung eines Telegraphendrahtes in eine Strafe von 40,000 Franken genommen, während man sonst für dieses Vergehen nur 2000 Franken einzutreiben pflegt. Das Vorgehen des Generals hatte jedenfalls zur Folge, daß die Stadtbehörden sofort einen eigenen Sicherheitsdienst organisirten, um so selbst die Wiederholung von Vergehen und Strafe zu verhüten."

Am 22. Oktober wurde Keratry, nachdem er im Namen der republikanischen Regierung in Madrid die spanische Hülfe vergebens nachgesucht hatte und zurückgekehrt war, zum Oberbefehlshaber in den westlichen Departements ernannt. Die schnell zusammen gerafften Moblots, die er commandiren sollte, erhielten den Namen der Armee von Bretagne.

Im Norden Frankreichs war man ruhiger. Man scheint hier richtiger überlegt zu haben, erstens, daß der Kaiser den Krieg im Uebermuth provocirt und den Deutschen Unrecht gethan habe, zweitens, daß nach der Vernichtung der regulären Armeen Frankreichs das in Waffen ungeübte Volk dem starken und trefflich disciplinirten Feinde doch keinen erfolgreichen Widerstand leisten könne, daß es demnach das Vernünftigste gewesen wäre, wenn gleich nach

der Gefangennahme des Kaisers die neue Regierung um Frieden gebeten hätte, denn sie würde denselben erhalten und, wenn sie auch hätte Opfer bringen müssen, sich doch die viel größern Opfer erspart haben, womit sich das französische Volk durch die unsinnige Fortsetzung des Kriegs belastete. Man erfuhr, in der Normandie sey man sehr für den Frieden gestimmt. Der Courier de Havre sprach warm für den Frieden. Das Journal de Fecamp sagte geradezu: „Demüthigen wir uns! Haben wir die Würde des Unglücks! Unterwerfen wir uns schweigsam, bescheiden! Der Friede, der Friede allein, der überall von ganz Frankreich gefordert wird, kann die Zukunft des Landes retten, indem seine Menschen und Hülfsquellen geschont bleiben. Zur Stunde müssen wir im Hinblick auf das Unglück des Vaterlandes den Muth haben, den Nacken zu beugen und um Frieden zu bitten."

Auch die englische Times theilte Correspondenzen aus Frankreich mit, die sich eben so verständig aussprachen und die Regierung der nationalen Vertheidigung auf's bitterste tadelten, daß sie blos aus republikanischer Principienreiterei und aus persönlichem Ehrgeiz das Wohl Frankreichs so leichtsinnig auf's Spiel setzte, und daß Leute, die gar nichts vom Kriegführen verstehen, mit ganz unzureichenden Mitteln dennoch Krieg führen wollten. Die „France" war kühn genug, die Männer der Regierung persönlich anzugreifen und geradezu auszusprechen, sie seyen eine Hand voll Menschen, die ohne Mandat nur aus dem allgemeinen Unglück Vortheil ziehen wollen.

Dreizehntes Buch.

Napoleon in Kassel.

Hatte Napoleon III. einen Fehler begangen, indem er Deutschland muthwillig angriff, so beging die republikanische Regierung einen noch größeren, indem sie den Krieg fortsetzte, da sie doch die Mittel nicht mehr besaß, die dem Kaiser noch vor einem Monat zu Gebote gestanden hatten. Die französische Nation verrieth wenig Verstand. In einem so kritischen Augenblicke hätte sie sich demüthigen müssen und einen billigen Frieden erlangen können, da sie die Schuld des Krieges auf den Kaiser schieben konnte. Die französische Nation verrieth aber auch wenig Ehrgefühl. Sie hatte sich 22 Jahre lang von Napoleon regieren lassen, ihm Huldigungen aller Art dargebracht, wie er denn auch mit Glück und Verstand regierte, zwei Provinzen von Italien erwarb und das Ansehen Frankreichs in den Augen ganz Europas mehr hob, als unter den frühern Regierungen der Fall gewesen war. Diesen Mann jetzt auf einmal wegzuwerfen und zu brandmarken, als hätte sich die französische Nation seiner zu schämen, war ungerecht. Die Nation würdigte sich dadurch nur selber herab. Auch kam vieles, was an Napoleon III. wirklich zu tadeln ist, auf Rechnung der französischen Nation. Alles deutet an, daß er große Sorge trug, seiner Dynastie Dauer zu geben. Daher seine eifrigen Bemühungen, es den Fran-

zosen recht zu machen. Wie sollte man es aber diesem Volke recht machen? Er durfte es mit dem eifrig katholischen Landvolk, also auch mit dem Klerus nicht verderben. Er mußte die liberale Strömung in den gebildeten Klassen zu mäßigen, nöthigenfalls zu leiten suchen, um es auch mit dieser mächtigen Partei nicht zu verderben und um durch sie die Republik und Anarchie niederzuhalten. Es war gewiß keine Kleinigkeit, so heterogene Parteien im Gleichgewicht zu erhalten.

Sie brachten ihn schließlich aus dem Gleichgewicht. Wie sehr er bemüht war, den Krieg mit Deutschland zu vermeiden, geht grade aus den vielen immer wiederholten Anträgen an Preußen hervor. Er würde sich damit nicht so sehr compromittirt haben, wenn er nicht ernstlich gewünscht hätte, den Krieg vermeiden zu können. Ohne für Frankreich die Rheingrenze oder wenigstens Belgien erwerben zu können, glaubte er seine Dynastie nicht gesichert. Er konnte dazu nur durch ein Bündniß mit Preußen gelangen, dem er dafür gern die größten Concessionen auf Kosten des übrigen Deutschland gemacht hätte. Da aber der König von Preußen keine preußische Eroberungs- und Theilungspolitik trieb, sondern die nationale, und auch nicht den kleinsten Theil Deutschlands dem Franzosen preisgeben wollte, sah sich Napoleon III. in eine peinliche, immer unerträglicher werdende Passivität versetzt, bis ein Zufall, die spanische Thronkandidatur, ihm die Besonnenheit raubte und er falschem Rathe folgend sich zum Kriege fortreißen ließ.

Der gefangene Kaiser reiste in Begleitung eines preußischen Generals und seiner eigenen Suite mit zehn Wagen auf der Eisenbahn durch Belgien und über Köln nach Kassel, wo ihm durch die Großmuth König Wilhelms die schöne Wilhelmshöhe zum Wohnsitz angewiesen war. Unterwegs hielt der Zug in Jemelle, wo seit etwa 14 Tagen der Prinz Pierre Bonaparte, der früher schon da gewohnt, seinen Aufenthalt genommen hatte. Derselbe begrüßte den Kaiser trauernd am Wagen. Schon am Abend des

5. September kam der Kaiser bei Kassel an, und fuhr in einem zweispännigen Wagen nach Schloß Wilhelmshöhe, wo er im Hauptgebäude seinen Wohnsitz nahm. Sechszehn Cavaliere, worunter die Prinzen Ney und Murat, und eine Dienerschaft von etwa 40 Personen sind mit einem späteren Extrazug eingetroffen. Ein starkes Detachement Infanterie hatte sich vor dem Schloß aufgestellt und detachirte Posten wehrten den Zutritt zu demselben.

Die Wilhelmshöhe bei Kassel ist von einem prächtigen Hochwaldpark mit den schönsten Wasserkünsten umgeben. Durch eine Lindenallee, an welcher viele nette Häuser sich befinden, gelangt man zu dem Schlosse, an dessen Seiten prachtvolle Blumenanlagen sind, welche vorzüglich dem Landgrafen Karl (gest. 1730) und dem Kurfürsten Wilhelm (gest. 1821) ihre Entstehung verdanken. In der Nähe des Marstalles führen durch den Wald bequeme zum Theil aus Felsen gebildete Schlängelwege nach dem neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch, 50 Fuß breit, von da links hinein zum Tempel des Merkur, dann auf Waldwegen zum Riesenschloß oder Oktogon, auf dem höchsten Punkt der Anlagen, 1312 Fuß über der Fulda. Das Oktogon besteht aus drei mit großer Kühnheit über einander gestellten Tonnengewölben, von denen das oberste von 192 gekuppelten 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der eine herrliche Rundsicht gewährenden Plattform desselben ist eine 96 Fuß hohe Spitzsäule, von welcher die 31 Fuß hohe Nachbildung des farnesischen Herkules („der große Christoph") aus geschlagenem Kupfer herabschaut. In seiner Keule haben 9 Personen Raum. In der Grotte vor dem Oktogon rechts ist ein Vexirwasser. Vom Oktogon ziehen sich die Kaskaden den Berg hinab. Ihre Länge beträgt 90 Fuß, ihre Breite 40 Fuß; von 150 Fuß zu 150 Fuß werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Auf schönen Waldwegen gelangt man rechts bergab, etwa auf halber Berghöhe, bei dem Steinhöfer'schen Wasserfall vorbei zur Löwenburg, einer 1793 vom Kurfürsten Wilhelm I., der auch hier beigesetzt ist, er=

bauten Ritterburg mit allem Zubehör, Burgkapelle, Rüstkammer und dergleichen. Unterhalb der Löwenburg ist die Fasanerie und nächst dieser das chinesische Dorf, welches aus Häuschen mit chinesischer Bauart besteht. Vor dem Schloß ist ein Teich mit der großen Fontäne, einem 12 Zoll starken, 190 Fuß hohen Wasserstrahl, dem höchsten in Europa, dem Wunder der Wilhelmshöhe. Nicht fern von dieser liegt links die Teufelsbrücke, rechts der Aquädukt mit einem hohen prächtigen Wassersturz. Die Umgebungen eines andern großen Teiches, östlich vom Schlosse, sind besonders schön.

Der Kaiser wurde hier mit aller einem Souverän gebührenden Achtung behandelt. In Frankreich legte man etwas sophistisch ein Gewicht darauf, daß er nicht gefangen worden sey, sondern sich gefangen gegeben habe.

In denselben Tagen ließ man in Paris die Correspondenzen Napoleons drucken, die bei seiner Abreise nicht verborgen oder vertilgt worden waren. Die erste Lieferung enthielt nur schmutzige Wäsche von geheimen Liebschaften des Kaisers und scandalösen Hofgeschichten. Die zweite Lieferung hatte einen größeren historischen Werth, weil sie bestätigte, was Graf Bismarck dem Herzog von Gramont und Benedetti vorgehalten hatte. Unter den Papieren des Kaisers fanden sich nämlich Bemerkungen, die er seinem Cabinetschef Conti dictirt hatte und die in der zweiten Lieferung abgedruckt waren. Darin hieß es unter anderm: „Wenn Frankreich sich kühn auf dem Terrain der Nationalitäten etablirt, so ist es wichtig, schon jetzt festzustellen, daß es eigentlich keine belgische Nation gibt, und diesen Hauptpunkt in Bezug auf Frankreich in's Auge zu fassen. Wenn das Berliner Kabinet seinerseits geneigt wäre, mit Frankreich Arrangements zu treffen, die letzterem conveniren würden, mit Berlin einzugehen, so wäre es gut, einen geheimen Akt zu vereinbaren, der beide Theile engagiren möchte. (Wem fällt da nicht Benedetti ein?) Ohne behaupten zu wollen, daß ein solcher Akt eine vollständig sichere Bürgschaft bieten möchte, so würde er doch den doppelten

Vortheil nach sich ziehen, Preußen zu compromittiren, aber doch für dasselbe ein Unterpfand für die Aufrichtigkeit der Politik und der Absichten des Kaisers seyn. Es ist aber nöthig, sich nicht zu verhehlen, daß bei Kenntniß des Charakters des Königs von Preußen und seines Ministers die letzten diplomatischen Zwischenfälle, sowie die gegenwärtige Stimmung der öffentlichen Meinung in Frankreich selbst (den König und Bismarck) in der Ueberzeugung bestärken mußten, daß wir auf die Wiedererlangung der Rheingrenze nie verzichtet haben. Um sicher zu seyn, das nöthige Vertrauen zum Eingehen einer so intimen Verbindung zu finden, müssen wir uns bemühen, die Besorgnisse zu verscheuchen, welche diese Eventualität immer hervorgerufen hat; diese Besorgnisse sind durch unsere letzten diplomatischen Mittheilungen lebhafter geworden. Ein solches Resultat kann nicht durch Worte allein erreicht werden, es bedarf hiezu nur eines Aktes, der darin bestehen würde, das schließliche Schicksal Belgiens im Verein mit Preußen zu ordnen und der Preußen den Beweis liefern müßte, daß der Kaiser ganz entschieden anderwärts als am Rhein die Frankreich nothwendige Erweiterung suchen wolle, und welcher nach den Ereignissen, deren Schauplatz Deutschland gewesen, uns die relative Sicherheit einbringen soll, daß die preußische Regierung unserer Vergrößerung gegen Norden hin keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde."

Das Gelüsten nach Belgien war übrigens in Frankreich nichts Neues. Napoleon III. überkam es schon von seinem Vorgänger Ludwig Philipp. Es ist bekannt, daß dieser Belgien gern annectirt oder wenigstens seinem Sohn, dem Herzog von Nemours, zugeschoben hätte. Höffken schrieb noch zur Zeit Ludwig Philipps in seinem interessanten Buch über Belgien (1845), wie gebieterisch Frankreich mit Belgien verfahre. Die französische Industrie suchte der belgischen zu schaden. Bei allen Unterhandlungen wollte sich Frankreich den Löwenantheil zueignen. Der französische Schutz wurde für Belgien drückend und schimpflich. Man erinnerte die Belgier an

die Zeit, in welcher sie französischen Präfekten gehorchen mußten und gab ihnen zu verstehen, die Zeit würde wiederkehren.

Interessant war eine aufgefundene Correspondenz Napoleon's III., aus welcher erhellte, wie wenig man berechtigt gewesen war, zu glauben, Sachsen habe seine Schonung im Prager Frieden der Fürsprache Frankreichs zu danken gehabt. Der Kaiser schrieb während der Nikolsburger Verhandlungen an Rouher am 26. August 1866: „Wäre es nicht besser, daß Preußen dieses Sachsen, ein protestantisches Land, annectirt, und daß der König von Sachsen auf dem linken Rhein-Ufer, in einem katholischen Lande, untergebracht würde? Aber alles dieses soll nur freundschaftlich insinuirt werden." Die Verpflanzung des katholischen Königs von Sachsen an den Rhein hatte wohl den Zweck, ihn zum Fürsten Primas des in Aussicht genommenen neuen Rheinbunds zu machen. Eine ähnliche Verpflanzung des Königs der Belgier nach Mexiko (wie sie Napoleon in Aussicht nahm, wenn der kinderlose Maximilian sterben würde) sollte Frankreich den Besitz Belgiens verschaffen.

Am Ende des September wurde ein angebliches Manifest Napoleon's III. zuerst durch die „Situation" veröffentlicht, bald aber für unecht erklärt. Der Grundgedanke, der dem Exkaiser hier untergeschoben wurde, war, der König von Preußen möchte jetzt noch sich mit Napoleon alliiren, um ihn in Frankreich wieder herzustellen und den Republikanismus niederzudrücken. Wie anmaßlich und unpassend eine solche Zumuthung unter den gegebenen Umständen erscheinen muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß jenes Manifest, von wem es auch herrühren mag, einen gesunden Gedanken enthält, welcher — freilich unter ganz andern Umständen — Europa hätte Früchte tragen können, nämlich den Gedanken, daß es für die germanische und romanische Race zuträglicher seyn würde, zusammenzuhalten, anstatt sich im Angesicht der slavischen Race, welche sich beständig von Asien her rekrutirt, wechselseitig zu zerfleischen. Das hätte Napoleon III. vor dem Kriege bedenken sollen.

Schon vor dem Kriege schrieb Graf Bismarck an den deutschen Gesandten in London, Grafen Bernstorff: „Die Ueberzeugung, daß mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen sey, wird bei Napoleon III. den Entschluß gereift haben, eine solche gegen uns zu erkämpfen. Ich habe sogar Grund, zu glauben, daß auch noch nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht werden würde, an der Spitze beider gerüsteten Heere dem unbewaffneten Europa gegenüber gemeinsam das Benedetti'sche Programm durchzuführen."

Man zweifelte nicht, der französische Kaiser habe für alle Fälle im Ausland bedeutende Summen angelegt. Sein Sekretär Pietri ließ öffentlich drucken, der Kaiser habe keinen Sous mitgenommen, aber das Siècle spottete über dieses pas un sous und zählte die Summen auf, die der Kaiser im Ausland angelegt habe: „1854 bei Gebr. Baring in London 6 Mill.; 1855 bei der Victoria-Bank in London 3 Mill.; 1856 bei Kinalet u. C. in Wien 3 Mill.; 1860 bei J. P. Jecker in Mexiko 14 Mill. (jedenfalls schlecht placirt); 1863 in der chinesischen Anleihe 3 Mill. (auch schlechtes Geschäft); 1864 in der türkischen Anleihe 5 Mill.; 1866 in Newyork in Hypotheken durch Vermittlung von Gebr. Brown 10 Mill.; 1867 in der russischen Anleihe durch Funda u. C. und Pluz in Petersburg 6 Mill.; 1869 durch die Kaiserin in einem Gute bei Santander durch Vermittlung von Don Trupita 3 Mill.; im nämlichen Jahre bei Berg von Dussen in verschiedenen Werthpapieren 7 Mill.; im Ganzen 60 Millionen."

Die Staatsausgaben waren groß, aber es wurde unter dem Kaiserreich auch ungeheuer viel unnütz vom Hofe und seinen Günstlingen, Ministern und Generalen verschwendet. Nach dem Falle von Metz wurde von dort geschrieben: „Die Schäden, welche das Kaiserthum Frankreich geschlagen, kommen alltäglich mehr an's Licht. In der Kasse der Bankfiliale zu Metz wurden für 56 Millionen Franken Bons de l'Etat (Staatsscheine) gefunden, welche also eine

entsprechende Summe darstellen, welche die Staatsverwaltung daraus entnommen hat. Aehnliches ist bei allen andern Filialen der Banque de France der Fall; sehr leicht dürften 7 bis 8 Hundert Millionen herauskommen, welche der Staat der Bank schuldet. Und doch ist dies nur der kleinere Theil der durch das Kaiserreich geschaffenen schwebenden Schuld. Nach einem unter Napoleon III. eingeführten Gesetze sind alle Gemeinden, Corporationen, milden Stiftungen und besonders auch die Sparkassen gehalten, ihre flüssigen Kapitalien und Gelder in der Staatskasse zu hinterlegen. Die Gemeindesteuern werden sogar für das ganze Jahr vorausbezahlt und der Betrag sofort Anfangs des Jahres besagter Kasse abgeführt, die nicht eher als am Jahresschlusse dieselben herauszugeben hat. Dann kommt aber wiederum der Ertrag der neuen Gemeindesteuern hinzu, so daß der Staat sofort wieder eine mindestens gleiche Summe einnimmt. Derselbe hat auf diese Weise durch die Gemeinde-, Stiftungs- u. s. w. Gelder ein fortdauerndes unverzinsliches Darlehen, das sich sogar alljährlich erhöht. Die Sparkassen müssen ihrerseits ebenfalls all' ihre Gelder der Staatskasse anvertrauen, welche nur $3\frac{1}{2}$ pCt. Zinsen dafür zahlt. Die Sparkassengelder betragen für ganz Frankreich gegenwärtig über 600 Millionen und nahmen in letzter Zeit alljährlich um 25 bis 30 Millionen zu.

Man begreift nun wohl, daß Frankreich auf diese Weise eine schwebende Schuld von etwa 2000 Millionen besitzt. Da die Staatseinnahmen ungefähr dasselbe betragen, so kann man sagen, Frankreich sey immer um die ganze Einnahme eines Jahres in seinen Finanzen zurück. Durch dieses System setzt sich übrigens der Staat in den Besitz fast aller Geldmittel des Landes. Es ist eine finanzielle Centralisation, wie sie nirgends besteht, aber sie entspricht vollkommen der ganzen Staatseinrichtung, welche ja die Centralisation in allen Gebieten des öffentlichen, geistigen und materiellen Lebens auf das Höchste getrieben hat. Je genauer man die französischen Verhältnisse prüft, desto überzeugender tritt überall der

Beweis hervor, daß die politische Centralisation alle diese Erscheinungen nothwendig nach sich zieht.

Durch den Krieg hat diese finanzielle Frage eine um so größere Wichtigkeit. Wo wird Frankreich bei dieser Zerrüttung die Mittel hernehmen, um die Entschädigungs=Ansprüche Deutschlands sofort zu bestreiten? Auf den Augenblick oder in kurzer Frist werden die von uns geforderten Milliarden kaum herbeigeschafft werden können. Ist doch schon seit Juli alles Gold aus dem Verkehr geschwunden, während die durch Zwangscours entwertheten Banknoten auf den doppelten Betrag vermehrt worden sind. Hier, sowie in allen besetzten Provinzen sieht man fast nur deutsches Geld, das früher unbekannt und verschmäht, gegenwärtig allenthalben gern genommen wird."

Der Exkaiser suchte sich begreiflicher Weise durch seine Organe von der Schuld an dem unglücklichen Kriege möglichst rein zu waschen. Da hieß es, er sey getäuscht worden, seine Gesandten in Deutschland hätten ihm falsche Nachrichten gegeben, er dürfe nur nach Deutschland kommen, um zu siegen, das ganze südliche Deutschland würde sich für ihn erheben. Als Gramont, um sich selbst rein zu waschen, solche Behauptungen drucken ließ, ertheilte ihm Graf von St. Vallier, früher französischer Gesandter in Stuttgart, ein Dementi mit der Versicherung, daß die süddeutschen Gesandten den Minister von dem wirklichen Stande der Dinge der Wahrheit gemäß unterrichtet hätten. Dies wird von anderen kompetenten Seiten bestätigt. Aber die Regierung des Kaiserreiches traute mehr den Berichten gewisser offiziöser Agenten, die ihren, der Regierung, kriegerischen Gelüsten besser entsprachen und seitdem durch die in St. Cloud gefundenen Papiere enthüllt wurden. Hierbei ist zu bemerken, daß der Verdacht, Oberst Stoffel, der Militärbevollmächtigte Napoleons in Berlin, habe seinem Herrn die preußische Armee als ungefährlich geschildert, unbegründet und eine Verleumdung war, denn Stoffel warnte den Kaiser vor der preußischen Armee, als vor der tüchtigsten der Welt.

Ohne Zweifel hoffte Napoleon III. noch viel von der Armee in Metz, wo ihm Bazaine treu blieb. Als nun Metz endlich capituliren mußte und die ganze dort gefangene französische Armee nach Deutschland transportirt wurde, schien der tiefe Schmerz des Kaisers auf der Wilhelmshöhe doch wohl zu verrathen, daß er auf seine vormalige Haupt- oder Rheinarmee noch immer Hoffnungen gesetzt hatte. Er aß fast gar nichts mehr und war außerordentlich schweigsam und niedergeschlagen. Alle drei in Metz gefangenen Marschälle, Bazaine, Canrobert und Leboeuf, wie auch der alte Changarnier wählten Kassel zu ihrem Aufenthaltsort, um dem Kaiser wenigstens ihre Treue zu beweisen.

Während Bazaine in Kassel lebte, schrieb man von dort: „Seine schöne junge Gemahlin liegt jetzt im Hotel du Nord in den Wochen. Der glückliche Erbe der zahlreichen Millionen, die sein Vater in Mexiko gefunden, ist nicht auf deutschem Boden geboren, obgleich er in Kassel das Licht der Welt erblickte, denn in dem Augenblicke, als der junge Bazaine sein warmes Mutternest verließ, ward er auf französische Erde gebettet, welche zu diesem patriotischen Zwecke der umsichtige Vertheidiger von Metz in einem Kästchen mitgebracht hatte."

Man ging so weit, zu glauben, dem französischen Kaiser würde auch seine Garde auf die Wilhelmshöhe geschickt werden, wie die Herzogin von Hamilton vom König von Preußen wirklich verlangt haben soll. Ja, in dem Schreiben eines angeblichen französischen Diplomaten an Gambetta wurde dieser ermahnt, die Republik fest zu begründen und schlagfertige Volksheere aufzustellen, weil sonst Napoleon III., von Preußen begünstigt, mit seiner ganzen in Deutschland gefangenen Armee von mehr als 300,000 Mann nach Paris zurückkehren, den Thron wieder einnehmen und dann eine schreckliche Reaction üben werde. Das sey schon in Sedan verabredet worden und Napoleon habe sich nur deshalb gefangen gegeben, denn auf diese Weise habe er den Ollivier'schen Parlamentarismus, die Sorge

um die Republikaner und die doch einmal unvermeidlich gewordene Revolution bequemer loszuwerden gehofft, als wenn er in Paris geblieben wäre und nie den Krieg erklärt hätte. Jedenfalls gab es noch einen rührigen Anhang des depossedirten Kaisers und noch mehr Intriguen, als womit derselbe sich wirklich beschäftigte, wurden ihm untergeschoben. Die Unterstellung, Preußen begünstige den Bonapartismus, ging übrigens zunächst von Wien aus und gehörte zu den vielen Bosheiten der Wiener Presse. So wurde im Oktober von dort geschrieben: „Cardinal Bonaparte hat letzter Tage einen Brief von Napoleon III. bekommen, in welchem er aufgefordert wird, alle Anstrengungen zu machen, um Pius IX. dahin zu bestimmen, daß er mit all seinem Einfluß die Wiederherstellung der Napoleonischen Dynastie unterstütze. Der Exkaiser, oder vielmehr seine Dynastie, würden sich in diesem Falle verpflichten, dem heiligen Vater die weltliche Herrschaft mit den Grenzen von 1859, oder wenigstens in dem beiläufigen Umfange derselben wieder zu verschaffen. Der kaiserliche Vetter im Vatican handelt denn auch nach Ordre und thut sein Möglichstes, um den Sinn des Papstes in die gewünschte Richtung hineinzudrängen." Dann wird noch hinzugefügt, man gebe sich große Mühe, Preußen auch für den Papst zu gewinnen. Dasselbe breiteten auch die französischen und belgischen Blätter Gambetta's aus, um ihre Leser zu überreden, die deutschen Protestanten seyen unzufrieden mit dem König Wilhelm und Deutschland überhaupt sehne sich nach Frieden.

Die Enthüllungen, die man aus den in St. Cloud aufgefundenen Papieren schöpfte, waren übrigens nicht nur den Bonapartisten sehr unbehaglich, sondern auch der republikanischen Regierung. Denn man fand unter jenen Papieren eine Menge Berichte der Präfekten, aus denen hervorging, fast in allen Provinzen habe man der Kriegserklärung des Kaisers zugejauchzt. Favre hatte im Gegentheil behauptet, der Kaiser allein sey an dem Kriege schuld, denn Frankreich habe den Frieden gewollt, und man hatte früher die Berichte

einiger Präfekten abdrucken lassen, welche die Volksstimmung wirklich als friedlich geschildert hatten. Unter den aufgefundenen Papieren befand sich auch eine erlogene Correspondenz aus Basel, worin über die Verhaftung eines eidgenössischen Generals und mehrerer seiner Offiziere in Deutschland geklagt wurde. Es war eine Lüge, kein Schweizer war in Deutschland verhaftet worden. Aber es galt, solche Lügen auszubreiten, um den Chauvinismus zu rechtfertigen.

Ende November erschien in Brüssel „le drapeau," ein neues bonapartistisches Blatt, welches der alte Mameluk Clement Duvernoy herausgab. Es sollte auf eine Restauration des Kaiserthums hinarbeiten, rivalisirte insofern mit den Organen der bourbonischen und orleanistischen Partei und wollte daher in einer seiner ersten Nummern wissen, der Graf von Chambord habe dem König von Preußen geschrieben, sey aber keiner Antwort gewürdigt worden. Das Blatt kokettirte mit der preußischen Hülfe.

Die Bonapartisten verkündeten schon, nach dem Falle von Paris würden der frühere Senat und gesetzgebende Körper einberufen und das Kaiserthum hergestellt werden. Unter den internirten und gefangenen Offizieren wurde gewaltig für diesen Plan agitirt. Aber Gambetta's Agenten blieben auch nicht unthätig und brachten es dahin, daß eine Anzahl gefangener Offiziere mit ihren Unterschriften gegen das Kaiserthum protestirten. Dem Pesther Lloyd wurde aus Hamburg geschrieben: „Sie haben wahrscheinlich in der ‚Independance' und anderen Zeitungen einen aus Hamburg und Altona datirten, mit einigen 100 Unterschriften von französischen Offizieren versehenen Protest gegen die Dynastie Napoleons gelesen! Dieser Protest dürfte theilweise an Werth verlieren, wenn man die Entstehungsgeschichte desselben kennt. Sie werden gehört haben, daß die wenigsten gefangenen französischen Offiziere mit Glücksgütern gesegnet sind, im Gegentheil haben dieselben mit der größten Noth zu kämpfen. Diese Verlegenheit benutzen die Agenten Napoleons und Gambettas. Ersterer ließ bekanntlich 1 Million Francs zur

‚Unterstützung‘ für die gefangenen Offiziere bei dem Hause Behrend und Comp. anweisen, während die Agenten der provisorischen Regierung persönlich Gaben an die Offiziere verabfolgten. Das Resultat dieses Wettstreites in ‚Humanität‘ ist obenerwähnter Protest, der von jenen Offizieren ausgeht, denen die Abgesandten der Republik das Versprechen gaben, daß im Falle der Zurückkunft ihre Chargen durchgängig um einen Grad erhöht würden. In einer Versammlung der hier internirten 1700 französischen Offiziere, bei welcher es zu einer großen Spaltung unter denselben kam, fanden heftige Streitigkeiten zwischen beiden Parteien statt. Der größte Theil der Versammlung bestand aus Anhängern der Napoleoniden, welche ihren Gegnern Undankbarkeit gegen das Kaiserreich vorwarfen. Die Letzteren hinwiederum erklärten unumwunden, daß Napoleon sie auf die gemeinste und feigste Art verrathen habe.“

Die Republikaner motivirten ihren Haß gegen Napoleon durch die schrecklichen Schläge, die ihnen vor 22 Jahren der „zweite Dezember“ gegeben. Sogar ein Deutscher, Gustav Rasch, schrieb ein „Schuldbuch Louis Bonapartes.“ „Der Exkaiser wird darin die Hinrichtungen der französischen Republikaner mittelst der ‚trockenen Guillotine‘ in der afrikanischen Steppe und auf der Teufelsinsel, die Knechtschaft der Geister während des zweiten Kaiserreichs und den Schrecken finden. Sechstausend Todte der Steppe! Welche Menschenhekatombe! Und wie gingen die Hinrichtungen der Republikaner mittelst der trockenen Guillotine auf der Teufelsinsel vor sich? Ein Beispiel von Tausenden: Eugen Millelot von Clamecy starb an hundert Peitschenhieben, welche er auf Befehl Morny's, des Halbbruders Louis Bonaparte's, dessen Statue die Regierung der französischen Republik heute in den Bagno von Toulon versetzt hat, in Cayenne in Gegenwart seines Vaters, seines Bruders und seiner Freunde erhielt — weil er einen Fluchtversuch gemacht hatte. Und worin bestand der zweite bonapartistische Schrecken, mein Herr? In den Einkerkerungen und Deportationen von Tausenden von ‚Ver-

dächtigen' im Jahre 1858. Die Deportationen des Jahres 1858 fanden sämmtlich auf Befehl der immer aus drei Bonapartisten zusammengesetzten ‚gemischten Commissionen' statt. Keiner der ‚Verdächtigen' ist vor einem Gerichtshof verurtheilt, keiner behufs seiner Vertheidigung gehört worden."

In Brüssel hat ein Graveur den eigenthümlichen Einfall gehabt, eine Anzahl der letzten, von dem Kaiser Napoleon geschlagenen Fünffrancsstücke in der Art umzuarbeiten, daß das Bild des Kaisers eine preußische Pickelhaube trägt. Dadurch soll die unnützer Weise befürchtete bonapartistische Restauration unter Preußens Auspicien karikirt werden. Dennoch erwies sich die französische Nation undankbar und frivol, insofern sie alle Erinnerungen an den Kaiser, dem sie 22 Jahre lang gehorcht, den sie durch drei Plebiscite bestätigt, dem sie zugejauchzt, den sie bewundert hatte, jetzt auf einmal verleugnete, schändete, alle seine Statuen und Bilder wegschaffte oder zertrümmerte, alle Orte, Straßen 2c., die nach ihm genannt waren, umtaufte und ihm nur noch Schlechtes nachsagte. Aber es war nur Terrorismus der republikanischen Partei, von welcher der Vandalismus an den kaiserlichen Reliquien geübt wurde. Zuweilen dauerte es die guten Bürger in den Städten, so viele Denkmäler des Nationalruhms zerstören zu sollen. In Grenoble sollte die Reiterstatue Napoleons I. weggeschafft werden, „da aber das Roß jedenfalls unschuldig, auch für einen anderen Reiter zu gebrauchen ist — etwa um den Bürger Ersten Consul Gambetta mit einer Jakobinermütze darauf zu setzen —, so hat der Municipalrath beschlossen, daß nur der kaiserliche Reiter vernichtet, das Pferd aber sorgfältig aufbewahrt werde."

Vom Prinzen Napoleon berichtete der General Changarnier, „diese dicke und große Person sey in seinen kleinen ärmlichen Salon eingedrungen und habe zu ihm gesagt: Sie allein können Frankreich retten und dem Kriege ein Ende machen. Die Kaiserin ist ein dummes Thier (une brute). Werden Sie Frankreichs Regent

und führen Sie den jungen kaiserlichen Prinzen. Ich bürge Ihnen für die Zustimmung des Königs von Preußen und Bismarcks. Vereinigen Sie sich an der Grenze mit 150,000 unserer Gefangenen, welche von Generalen nach Ihrem Willen kommandirt werden sollen. Wenn Sie die provisorische Regierung und einige fünfzig andere Unruhestifter erschießen lassen werden, wird die Ordnung für immer hergestellt seyn. Falls Sie einstimmen, wird sogleich ein Unterhändler an Herrn Bismarck abgeschickt werden. — Prinz, antwortete ich, ich will keine Romane mehr machen, am allerwenigsten so lächerliche. — Darauf wies ich ihm die Thür, und er entfernte sich."

Sehen wir uns nun nach der schönen Exkaiserin um, die in England lebte und von der das Gerücht ging, sie habe für ihren unglücklichen Gemahl eher Vorwürfe als Trost. Die Kaiserin Eugenie mußte in derselben Nacht aus Paris flüchten, in welcher die Republik ausgerufen wurde. Man beschuldigt sie, durch ihre Kriegslust die des Kaisers angefeuert und dadurch an dem Unglück Frankreichs einen nicht kleinen Antheil gehabt zu haben. Wenn Napoleon selbst nach seiner Gefangennehmung in Sedan sich äußerte, er habe den Krieg nicht gewollt, er sey aber dazu getrieben worden, so scheint er damit nicht auf seine Gemahlin, sondern auf seine Minister hingedeutet zu haben. Indessen ist es unzulässig, einen bekanntlich sehr schlau berechnenden und ruhig urtheilenden Mann, welcher frühe schon die Schule des Unglücks durchgemacht, dann mit großer Geschicklichkeit 22 Jahre lang Frankreich regiert hat, für einen Schwachkopf ansehen zu wollen, der sich von andern habe verführen lassen. Auch seine Gemahlin wird ihn gewiß nie zu etwas überredet haben, was er nicht selbst gewollt hätte. Nur das ist unzweifelhaft, daß die schöne Eugenie auf der Höhe, zu welcher sie das Glück emporgetragen, ein wenig übermüthig geworden ist und vom Kriege gehofft hat, er werde ihr und ihrem Sohne noch mehr Glück und Glanz erwerben. Der jähe Sturz von ihrer Höhe muß sie also sehr erschüttert haben. Schon als Regentin wurde sie in

Paris auf eine beleidigende Weise zurückgesetzt und mißachtet. Die Minister thaten, was sie wollten. Als vollends die Republik proklamirt wurde, war ihre kaiserliche Person nicht mehr sicher in Paris. Es hieß sogar, in derselben Nacht hätte ihre Dienerschaft ihre Gemächer ausgeplündert.

Ueber die Flucht der Kaiserin aus Paris enthält der Daily Telegraph folgende Mittheilungen aus der Feder eines Augenzeugen: Die Absetzung der napoleonischen Dynastie wurde im Corps Legislatif am Sonntag den 4. September gegen 1 Uhr Mittags ausgesprochen. Um 2 Uhr stürzte der damalige Polizei-Präfekt Pietri athemlos in die Gemächer der Kaiserin in den Tuilerien mit der überraschenden Ankündung und Warnung: „Die Absetzung ist erklärt worden. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Retten Sie ihr Leben, Madame, wie ich mich beeile, das meinige zu retten!“ Dann verschwand er. Die Kaiserin blieb allein mit ihrer alten, treuen Sekretärin, Madame le Breton, und Herrn Ferdinand de Lesseps, welche beide ernstlich in sie drangen, sofort die Flucht zu ergreifen. Vergebens alle Rathschläge. Sie hielt es für eine Feigheit, den Palast zu verlassen. Sie wollte, sagte sie, lieber vom Pöbel wie Marie Antoinette behandelt werden, als Sicherheit in einer unwürdigen Flucht suchen. Eine Zeit lang war alle Ueberredung vergebens; schließlich beruhigte sich die Kaiserin einigermaßen und sah die völlige Nutzlosigkeit ihres Verbleibens ein. Von den zwei genannten Gefährten begleitet, floh die Kaiserin durch die lange Gallerie des Louvre, bis sie plötzlich vor einer verschlossenen Thüre stillstehen mußte. Deutlich konnte man den Lärm der Menge hören, die bereits den Privatgarten der Tuilerien betreten hatte. Um Zeit zu gewinnen, schlug Lesseps vor, auf die Terrasse hinauszugehen und durch die wachthabenden Soldaten das Volk auf einige Minuten zurückdrängen zu lassen, während er selbst außerdem die Menge durch eine Anrede aufhalten wollte. Dies wurde jedoch überflüssig. Madame le Breton fand einen Schlüssel, öffnete die

Thür und die Kaiserin gelangte mit ihren beiden echten Freunden auf die Straße am Ende des Louvre. Hier stiegen sie in einen gewöhnlichen Fiaker, nicht ohne Gefahr, sofort entdeckt zu werden, denn ein kleiner, kaum zwölfjähriger gamin de Paris schrie: Voilà l'Impératrice! Glücklicherweise schien dies Niemand zu hören oder zu beachten, und der Fiaker entfernte sich ruhig mit den beiden Damen. Sie fuhren nach der Wohnung des Herrn v. Lesseps auf dem Boulevard de Malesherbes, wo die Kaiserin kurz darauf den Fürsten Metternich empfing, der alles nur Mögliche that, um ihre Abreise nach einem sicheren Orte zu erleichtern. Am Abend fuhr die Kaiserin, begleitet von Madame le Breton, nach dem Nordbahnhofe, entging, Dank ihrem dichten Schleier, jeder Erkennung, und reiste um 7 Uhr sicher und unentdeckt nach der belgischen Grenze ab.

Nach andern Nachrichten der Times wurde sie vom Fürsten Metternich und zwei andern Herrn, nachdem sie mit ihnen die Tuilerien verlassen hatte, im Straßengedränge getrennt und von einem Jungen erkannt. Der Pöbel rief ihr zu à la Guillotine! und doch gelang es ihr, sich nochmals im Gedränge zu verlieren und das Haus eines Freundes zu erreichen. Paris mit der Eisenbahn zu verlassen, schien zu gefährlich, und es war keine andere Fahrgelegenheit zu finden, als ein nach der Normandie zurückkehrender Marktkarren. Auf diesem Karren fuhr die Kaiserin drei Tage und zwei Nächte, ehe sie in der Nähe von Trouville die See erreichte, und hier von Sir John Bourgoyne an Bord seiner Yacht aufgenommen wurde. Vor ihr kam ein Franzose an Bord mit der Bitte, sich einmal eine englische Yacht ansehen zu dürfen. Sir John, welcher ihn halbwegs für einen französischen Spion hielt, gestattete ihm die Besichtigung des Fahrzeuges, und bald nachdem er sich entfernt hatte, kamen zwei andere Herren mit der nämlichen Bitte. Nachdem sie die Yacht genau in Augenschein genommen und vielerlei Fragen über deren Fahrgeschwindigkeit ꝛc. gestellt hatten,

baten sie, den Eigenthümer allein sprechen zu dürfen. Der eine, welcher sich als Herr v. Lesseps vorstellte, sagte, sie seyen gekommen, einen Gefallen zu erbitten, und verließen sich auf seine Ehre als englischer Gentleman, daß er, auch falls er die Bitte nicht zu erfüllen im Stande sey, von der ihm zu machenden Mittheilung keinen Gebrauch mache. Dann erzählten sie die Geschichte von der Flucht der Kaiserin und baten ihn, dieselbe nach England zu bringen. Die Kaiserin kam ohne alles Gepäck an Bord, sie hatte nicht einmal Kamm und Bürste, noch auch das geringste von frischer Wäsche bei sich. Die Ueberfahrt nach der Insel Wight war sehr rauh, und äußerst erschöpft langte die entthronte Fürstin in Rhyde an, woselbst sie sich bei Sir John und Lady Bourgoyne mit Thränen in den Augen für die ihr geleistete Hülfe bedankte (beide waren ihr früher unbekannt gewesen) und woselbst die Matrosen des kleinen Kutters zum erstenmale erfuhren, wer die Dame gewesen, die geheimnißvoll an Bord gekommen und in Lady Bourgoyne's eigener Cabine einlogirt war. Die Kaiserin hielt sich nur so lange auf, als nöthig war, um den ersten Dampfer abzuwarten, der von dort nach Portsmouth hinüberfuhr.

Mit einem dieser Passagierdampfer, dem ersten, der des Morgens von Rhyde nach Portsmouth abfuhr, machte die Kaiserin Eugenie am 6. September die Ueberfahrt. Es war um halb acht Morgens, die See ging hoch, graue Nebel umhüllten Land und Meer, das Deck war kalt und naß, ein Köfferchen und zwei Handtaschen enthielten alle ihre Reisehabseligkeiten. Zwei Frauen und ein einziger Diener bildeten ihre Begleitung, und außer diesen gab es der Passagiere kaum ein Dutzend auf dem Schiffe, das sie herübertrug. Es mag seit langer Zeit die trübseligste Gesellschaft gewesen seyn, die einer dieser Vergnügungsdampfer an Bord genommen hatte. In Portsmouth wurde am Landungsplatze ein Miethwagen genommen, der die Flüchtigen nach dem am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen Bahnhofe führte, und dort angekommen,

mußten sie abermals geraume Zeit warten, bis der nächste Zug nach Hastings abging. Es ist eine ziemlich lange Fahrt längs der Südküste, welche ein- oder zweimaligen Wagenwechsel erfordert, und es war sehr dunkel, als die Kaiserin in Hastings anlangte. Eine telegraphische Depesche aus Rhyde scheint den Prinzen von der Ankunft der Mutter benachrichtigt zu haben, denn er erwartete sie auf der Treppe des Hotels. Der arme Junge! Wenige kannten ihn und noch weniger die tiefverschleierte Frau, der er sich schluchzend in die Arme warf. — Man sah ihn später mit seiner Mutter spazieren gehen. Er sah schmächtig und niedergeschlagen aus, trug einen weißen breitrandigen Hut und war dankbar für jeden freundlichen Gruß. Am 24. September siedelte die Kaiserin mit ihrem Sohn nach Camdenhouse in Chislehurst in Kent, einem kleinen altmodischen Landsitz des Alterthumforschers Camden, nur drittehalb Meilen von London über. Gleichzeitig erfuhr man, sie habe von der Königin Victoria einen Trostbrief erhalten. Auch empfing sie, jedoch erst am 26. Oktober, den Besuch des Prinzen und der Prinzessin von Wales „nicht ohne Ceremoniel" wie es hieß.

In ihrem Asyl zu Chislehurst fanden sich, wie nicht anders zu erwarten war, manche von den nach England geflüchteten Mamelukken des gestürzten Kaiserreichs ein und wurde eifrig gerathschlagt, ob nicht, wenn auch nicht die Restauration des Kaisers selbst, doch die seiner Dynastie zu ermöglichen wäre. Nichts lag näher, als dabei an den Marschall Bazaine zu denken, der zwar dem Kaiser den Oberbefehl über die Armee hatte abnehmen müssen, das aber vielleicht nur gethan hatte, um dem Kaiser oder doch seiner Dynastie die Armee zu erhalten. Denn er betrachtete sich noch als allein der Kaiserin Regentin verpflichtet und erkannte die Republik nicht an. Andererseits hoffte man von Preußen, es werde sich lieber mit dem Kaiserthum, als mit der Republik auf Friedensverhandlungen einlassen. Die obenerwähnten, dem Kaiser zugeschriebenen, in der „Situation" abgedruckten Idées sollten dazu mitwirken.

Bazaine ließ den Gardegeneral Bourbaki heimlich aus Metz nach Chislehurst abgehen und schickte später seinen Adjutanten General Boyer in's preußische Hauptquartier. Da der König von Preußen dem wunderlichen Plan seine Mitwirkung versagte und er also unmöglich ausgeführt werden konnte, ist es für die Geschichte ziemlich gleichgültig, zu wissen, wie weit sich die Kaiserin Eugenie in den Plan eingelassen hat. Wahrscheinlich ziemlich tief, denn sonst würde sie sich nicht so viele Mühe gegeben haben, es hinterdrein zu leugnen. Es ist wenigstens sehr bezeichnend, daß ihr Dementi erst am 28. Oktober in der Daily News erschien, also unmittelbar nach der Capitulation von Metz, welche jede Hoffnung auf eine Durchführung des Plans vereitelte.

Der Artikel der Daily News bezweckte nichts anderes, als die Kaiserin rein zu waschen von jedem Verdacht, als hätte sie die Restauration der kaiserlichen Dynastie vom König von Preußen durch Concessionen an Deutschland erkaufen wollen. Jetzt erst lag ihr alles daran, glauben zu machen, sie habe von Anfang an insofern mit der republikanischen Regierung übereingestimmt, als sie die Abtretung von Elsaß und Lothringen verweigert habe. Der Artikel der Daily News sagt von ihr: „Mit derselben Treue, als ob sie noch in Frankreich und in vollem Besitz der Macht wäre, welche das Mißgeschick von Sedan zerstörte, beschäftigen sich ihre Gedanken nur mit der nationalen Vertheidigung Frankreichs. In diesem Punkte sind ihre Ideen in voller Uebereinstimmung mit denen der Regierung in Tours, daß nämlich jede Gebietsabtretung zu verweigern sey. Den Beweis hiefür findet man in ihrer Antwort an den ersten Abgesandten, der vom Grafen Bismarck am 15. September an sie abgeschickt wurde. Sie war damals erst seit wenigen Tagen in England, und die Ereignisse, welche zu ihrer Verbannung geführt hatten, waren noch so frisch, daß es vielleicht zu entschuldigen gewesen wäre, hätte sie die erste Gelegenheit benutzt, ihre Autorität geltend zu machen. Preußen war dazumal bereit, Frieden zu machen.

Die Siege bei Weissenburg, Forbach und Sedan waren für seinen Ruhm hinreichend. Die öffentliche Meinung in Deutschland war damals noch nicht erbittert durch die Fortdauer eines Krieges, welchen die Uebergabe des Kaisers anfänglich zu beenden schien, und der Kanzler des Norddeutschen Bundes fühlte sich noch nicht gezwungen, einem durch den Kampf erschöpften Lande eine beträchtliche Gebietsentschädigung zu bieten. Demgemäß schlug er der Kaiserin vor, auf Grundlage der Uebergabe Straßburgs nebst einem Theile des Departements Bas-Rhin mit im Ganzen nur 25,000 Einwohnern und einer Kriegsentschädigung von 2000 Millionen Fr. Frieden zu schließen. Die Kaiserin verwarf lange vor der provisorischen Regierung den Gedanken einer Gebietsabtretung und lehnte diesen Vorschlag ab, der auch so vollkommen unbekannt blieb, daß man ihr heute Ansichten in die Schuhe schiebt, welche vollständig unvereinbar mit ihren vergangenen Handlungen seyn und eben so sehr gegen ihre eigenen Interessen wie gegen die Frankreichs angehen würden. Ohne Zweifel wurden in Chislehurst zwischen der Kaiserin und ihrem Hofe Erörterungen gepflogen. Die Aussichten auf eine Restauration und die Mittel, welche anzuwenden wären, wenn die Stunde schlagen wird, mögen dort immerhin erörtert werden; aber die dort geäußerten Ansichten sind und bleiben Privatansichten, und keinerlei Indiscretion — an sich schon eine sehr unwahrscheinliche Sache — gibt irgend Jemandem das Recht, dieselben in bestimmter Form mitzutheilen, viel weniger noch denselben einen amtlichen Charakter zu geben. — Ohne Zweifel wünscht die Kaiserin sehnlichst das Ende der Feindseligkeiten herbei; aber was auch immer jene verwegenen Parteigänger, deren gefährliche Dienste sie zurückweist, behaupten oder durchblicken lassen mögen, und was auch immer die Intriguen seyn mögen, bei denen Graf Bismarck sie zum Werkzeug zu machen sucht, so steht doch fest, daß sie im Traume nicht daran denkt, einen Zoll französischen Bodens oder auch nur das geringste Theilchen der nationalen Ehre ihren dynasti-

schen Interessen zu opfern. Wenn es sich nicht mehr um Elsaß und Lothringen handelt, so wird die Kaiserin unzweifelhaft alle Anstrengungen machen, sich mit dem Lande in Einvernehmen zu setzen, um einen ehrenhaften Frieden zu erlangen, aber bis dahin wird sie sich mit derselben Würde und Entschlossenheit wie früher zurückhalten."

Den Schluß des Artikels bildet ein Ausfall auf den Prinzen Napoleon, welcher auch nach Chislehurst kam und der Kaiserin indirekt Vorwürfe machte, sofern er an den bisherigen Mameluken des Hofes, die ihre Günstlinge gewesen, kein gutes Haar ließ und die Minister sogar Blödsinnige nannte, die an allem Unglück Schuld seyen. Aber die Kaiserin „gab dem Vetter eine Antwort, von der die folgenden Sätze den Inhalt, wenn nicht die Worte darstellen: ‚Ich weiß nicht, Monseigneur, — sagte die Kaiserin —, was Sie unter einem Ministerium von Blödsinnigen verstehen. Das aber weiß ich, daß ich bis zum letzten Augenblick von ergebenen treuen Freunden bedient war. Während der letzten 18 Jahre haben Sie dem Kaiserreich Opposition gemacht. Sie und Ihr Anhang haben nie aufgehört es zu untergraben und heute, wo der Kaiser gestürzt ist, verfolgen Sie ihn immer noch. Wären Sie am 4. September in Paris gewesen, so hätten Sie guten Rath ertheilen können; aber sie waren abwesend, wie Sie es zufällig so oft im Augenblicke der Gefahr waren, natürlich zu ihrem großen Bedauern, ich zweifle nicht daran.' Darauf zögerte der Prinz Napoleon nicht länger, er nahm seinen Hut und verließ das Gemach."

Ganz unerwartet kam die Kaiserin Eugenie in Begleitung des Grafen Clary, als dessen Gattin sie gereist war, am 30. Oktober auf der Wilhelmshöhe an, gleichzeitig auch Bazaine, wie auch Prinz Murat, Canrobert und Leboeuf. Die Kaiserin reiste aber schon am 2. November wieder ab und kehrte nach England zurück. Hier erwies ihr die Königin Victoria bald darauf die Ehre, sie in Windsor zu empfangen.

Man schrieb der Kaiserin Eugenie wahrscheinlich einen tiefgreifenderen Einfluß auf ihren Gemahl zu, als sie ihn wirklich besaß. Auch hat der Haß der republikanischen und vielleicht auch der Neid der orleanistischen Partei ihre Erscheinung in der Weltgeschichte karrikirt, ihren Namen gelästert. Erst die Nachwelt wird unparteiischer über sie urtheilen können. In der Geschichte der Gegenwart haben aber so viele Lügen eine wichtige Rolle gespielt und bedeutende Wirkungen zur Folge gehabt, daß der Geschichtschreiber sie nicht ganz ignoriren darf. Die Summe dessen, was die Feinde des Kaiserthums der Kaiserin vorwarfen, liegt in folgender kurzen Charakteristik.

Eugenien's Mutter war die Tochter eines Schotten, Namens Kirkpatrik, der sich in Spanien niederließ und mit Colonialwaaren handelte. Diese Miß Kirkpatrik war sehr schön und bekam einen armen Artillerieoffizier, den Grafen Teba von Montijo, zum Gatten. Sie war so galant als schön und fand viele Liebhaber, vornehme Herrn, unter andern den Lord Clarendon, welcher für den eigentlichen Vater Eugeniens gehalten wird. Eugenie hatte noch eine ältere Schwester und beide wurden Hofdamen der „tugendhaften“ Königin Isabella. Eugenie war in den Herzog von Alba verliebt und als dieser ihre Schwester heirathete, vergiftete sie sich. Da sie aber das Gefäß nicht umgerührt hatte, blieb das Gift im Satz unten zurück und sie kam mit dem Leben davon. Seitdem ergab sie sich einem Liebhaber nach dem andern und wohnte mit leidenschaftlicher Lust den blutigen Stiergefechten bei. Einer ihrer vorgezogensten Liebhaber war der Herzog von Aumale, der als Schwager der Königin Isabella an deren Hofe lebte. Aumale und Eugenie wurden oft zusammen gesehen. Auch der Minister Narvaez soll Eugenie gehuldigt haben. Inzwischen konnte sie keinen Gatten finden, weil sie wegen ihrer Galanterie zu sehr verrufen war. Sie verließ nun Spanien und ging mit dem jungen Fürsten Camerata nach Spaa, der berühmten Spielhölle in Belgien. Von hier kam

sie nach Paris und erregte auf einer Jagdpartie bei Compiegne als eine blendend schöne Erscheinung im elegantesten Kostüm auf stolzem andalusischem Rosse allgemeine Bewunderung.

Hier war es, wo Napoleon III. sie zum erstenmal sah, sich heftig in sie verliebte und sie zu seiner Gemahlin erkor. Er hatte nämlich eben von allen deutschen Höfen, bei denen er als Freiwerber anklopfte, Körbe bekommen, war darüber ärgerlich und glaubte es mit der schönen Spanierin versuchen zu dürfen. Eugenie selbst war vom Schicksal, wie ihr einmal eine Nonne prophezeit haben soll, zu einer Krone berufen. Genug! die Vermählung kam zu Stande und der arme Camerata soll sich wegen Verlust an der Börse selbst entleibt haben. Die Kaiserin setzte ihre Galanterien fort, wie der Kaiser die seinigen auch. Als Prinz Lulu zur Welt kam, schrieb man ihm mehrere Väter zu, mit besonderer Bestimmtheit den General Fleury. In der ersten Zeit ihrer Ehe soll sie wenig Einfluß auf die Regierung geübt haben. Erst als ihre Reize zu verblühen anfingen und sie fromm wurde, bearbeitete sie ihren Gemahl im Interesse der klerikalen Partei und soll ihn namentlich zu Gunsten des Papstes gestimmt haben. Der Kaiser war freilich älter und den Rathschlägen Anderer zugänglich geworden, equilibrirte aber noch immer geschickt genug zwischen Victor Emanuel und dem Papste, zwischen seinem radikalen Vetter, dem Prinzen Plon-Plon, und seiner Gemahlin. Endlich soll sie ihn auch zum Kriege gegen Deutschland fortgerissen haben. Sie allein hätte das wohl nicht vermocht, aber die öffentliche Meinung schrieb es ihr zu.

Unter den Papieren, welche man in den Tuilerien gefunden hat und die von der republikanischen Regierung veröffentlicht wurden, fand sich auch folgender Auszug aus dem amtlichen Geheimregister der Pariser Polizei: „Rue St. Antoine Nr. 10, dritte Etage. Seit 1. April 1848 bewohnt von Frau v. Montijo, genannt Gräfin Teba, mit ihrer Tochter Eugenie. Frau v. Montijo, Wittwe eines spanischen Refugié, Herrn v. Montijo Grafen Teba.

Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau v. Montijo, von ihrem Manne getrennt, kam mit ihrer Tochter nach Frankreich, ging dann nach England — wieder nach Frankreich — wieder nach Spanien — dann nach Paris. 1825 Chaussee d'Antin Nr. 8. Hielt kleine Cirkel von galanten Frauen und älteren Roués; die Polizei wurde benachrichtigt — 1828 wieder nach England wegen Schulden. Ihre Tochter in der Pension zurückgelassen. — Bis 1836 kein Vermerk. — November 1838 nach Paris zurück; wurden 6 Wochen observirt. Drei Jahre ohne Anzeige. Mai 1842 Selbstmordversuch des Cassirers Henry in ihrer Wohnung. Verdacht verbotenen Spiels. Ihre Tochter Eugenie Veranlassung von Rencontres zwischen Oberst Sourvilliers und Capitän Flausout; Polizei-Commissar Nocé berichtet: Frau v. Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inactiven Offizieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung comfortabel eingerichtet; 1800 Francs Miethe. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournure, hat viele Anbeter.“ Man braucht übrigens einem pariser Polizeibericht (selbst die Aechtheit vorausgesetzt) kein unbedingtes Zutrauen zu schenken.

Man verfehlte nicht, auf eine ziemliche Aehnlichkeit im Benehmen und in den Schicksalen der Königin Maria Antoinette und der Kaiserin Eugenie aufmerksam zu machen. Beide waren im Schooße des Glücks ein wenig übermüthig geworden, beide hatten in ewig wechselnder Putzsucht alle Länder der gebildeten Welt mit dem affreusen Modetand überschwemmt, der die Unnatur der Zeiten charakterisirt. Den unnatürlichen und abscheulichen Frisuren, Chignons, koketten Hütchen, Culs de Paris, Pochen und Reifröcken Marie Antoinettens, die wir noch aus Bildern und Kupferstichen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen, entsprachen völlig die Haargebirge, Hutdeckelchen, Crinolinen und geflügelten Hintertheile der Kaiserin Eugenie. Wenn wir Deutschen jetzt mitleidig auf diese gefallene Kaiserin herabsehen, so hat sie doch ein Recht,

uns zu verachten, denn wir haben unsern braven Frauen und Töchtern erlaubt, sclavisch alle die Modenarrheiten mitzumachen, welche sie uns von Paris aus vorschrieb. Und werden sie nicht jetzt noch immer mitgemacht? Es ist staunenswürdig, daß man in Deutschland noch nicht begriffen hat, wie wenig diese Nachäffereien zu unsern welthistorischen Siegen passen. Dahin gehören auch die zuchtlosen französischen Operetten, Lustspiele und Ballette, die immer noch auf deutschen Theatern den Vorzug haben. Nicht selten las man in deutschen Zeitungen oben die Siegesnachrichten aus Frankreich und unten im Feuilleton Theaterberichte voll Bewunderung französischer Unzucht.

Napoleons Sohn, der vierzehnjährige Prinz Ludwig, gewöhnlich Lulu genannt, flüchtete noch mit seinem Vater aus Metz. Da der Vater aber einen schlimmen Ausgang des Feldzugs wohl voraussehen konnte, zog er es vor, ehe das Unglück von Sedan erfolgte, sich von dem Knaben zu trennen und denselben über die belgische Grenze zu schicken, wo er beim Fürsten von Chimay eine gastliche Aufnahme fand. Das ist der Fürst, der längere Jahre die Vertrauensperson des Königs Leopold I. in den Tuilerien war. Er ist der Sohn der Madame Tallien, die in dritter Ehe, nachdem sie von ihren beiden früheren Männern, Herrn v. Fontenay und dem berühmten Revolutionsmanne Tallien, nacheinander geschieden war, den Grafen Caramon, späteren Fürsten von Chimay, heirathete. Die Gemahlin des gegenwärtigen Fürsten von Chimay, Tochter des Banquiers und Millionärs Pallaprot, war in ihrer Jugend durch ihre Schönheit sowie durch ihre Aehnlichkeit mit Napoleon I. berühmt. Lulu blieb indeß nicht lange in Belgien, sondern wurde bald über Ostende nach Hastings gebracht.

Man konnte nicht umhin, bei dem Schicksal des armen Knaben an die andern „Kinder Frankreichs" zu denken, die ebenfalls vom französischen Volke, wie von einem stürmischen Meere hinausgeschleudert worden sind. Schon viere vor ihm 1) Ludwigs XVI.

Sohn, geboren am 27. März 1785, Dauphin und Herzog von der Normandie stirbt in Folge der Mißhandlungen durch den Schuhmacher Simon am 8. Juli 1795 im zehnten Lebensjahr als das Opfer einer satanischen Pädagogik. 2) Napoleons I. Sohn, geboren am 20. März 1811. Man begrüßte sich damals in Paris: „le roi de Rome est arrivé — es glückt ihm Alles.“ Er führte seit 1818 den Titel Herzog von Reichstadt, läuft seit 1822 als Napoleon II., starb am 22. Juli 1832 und liegt in Schönbrunn begraben. 3) Der Herzog von Bordeaux, geboren am 29. September 1820, der Sohn des Herzogs von Berry, Enkel Karls X., welcher am 2. August 1830 zu Gunsten desselben als Heinrich V. die Krone niederlegte. Am 16. August 1830 verließ der Prinz als Graf von Chambord Frankreich und lebt seither in der Verbannung. 4) Der Graf von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, Enkel Louis Philipps, geboren am 24. August 1838, seit 24. Februar 1848 in der Verbannung.

Vierzehntes Buch.

Der Seekrieg.

Da die französischen Armeen überall zu Lande geschlagen wurden, konnte auch die französische Flotte den Plan nicht ausführen, zu welchem sie in die Nord- und Ostsee geschickt worden war, denn zu diesem Plane gehörte, daß sie nicht nur 30,000 Mann Landungstruppen mitnehmen, sondern auch noch durch eine französische Armee, die über Holland in's Hannöver'sche einfallen würde, unterstützt werden sollte. Alles war insgeheim verabredet worden. Die Rüstungen der Holländer unter dem Prinzen von Oranien schienen zwar nur auf Sicherung der Grenzen berechnet, aber die heimliche Ansammlung von dänischen Truppen in Jütland konnte keinen andern Zweck haben, als in Schleswig einzufallen und den Franzosen, die mit der Flotte kommen würden, zu helfen. Die ersten großen Siege der Deutschen im Elsaß machten alle diese Anplanungen zu nichte.

Der Moniteur universel der Regierung von Tours veröffentlichte am Ende des Jahrs einen Bericht über die Flottenexpedition, woraus man ersieht, daß der Kaiser etwas voreilig geplant hatte, da die französische Flotte noch nicht gehörig vorbereitet war. Viceadmiral Graf Bouet Villaumez wurde erst am 22. Juli zum Befehlshaber ernannt. Er sollte Bahn brechen, eine zweite Flotte

aber unter dem Viceadmiral Laronciere mit Transportschiffen und 30,000 Mann Landungstruppen unter General Bourbaki ihm nachfolgen. Es war aber schlecht vorgesorgt. Bouet konnte in Cherbourg, wo die Flotte ausgerüstet wurde, nur sieben Panzerfregatten und einen einzigen Aviso zusammenbringen. Damit sollte er zunächst gegen den Jahdebusen operiren. Zugleich schickte der Kaiser den Herzog von Cadore nach Kopenhagen, um die Dänen zur Cooperation zu bewegen. Bouet erhielt am 2. August den Befehl in die Ostsee einzulaufen, hatte aber keine Seekarten mit und die Dänen wagten nicht, an Deutschland den Krieg zu erklären. Nun konnte auch die Landungsarmee nicht abgehen, theils weil es noch an Transportschiffen fehlte, theils auch wohl, weil man nach den ersten großen Niederlagen im Elsaß für räthlicher hielt, diese Truppen in Frankreich zurückzubehalten, wo sie wirklich später der Vertheidigung von Paris sehr zugute kamen. Bouet war in großer Verlegenheit und setzte, um nicht allein die Verantwortung zu tragen, daß er nichts thun könne, eine Commission von erfahrenen Seeoffizieren nieder, welche erklärte, alle Punkte der deutschen Küste, die sich anzugreifen verlohnten, seyen zu stark armirt, man müsse sich auf eine Blokade beschränken, nur Colberg und Danzig allein könne man angreifen. Demzufolge blokirte Bouet vom 23. August an Kiel, Lübeck, Stralsund, Stettin. Auch die deutschen Handelsschiffe, die man wegfing, seyen nach dem französischen Bericht kaum der Mühe werth gewesen, da die meisten Kauffahrer die russische oder schwedische Flagge geführt hätten.

Mit vieler Ruhe und Großmuth vergönnte die norddeutsche Regierung den französischen Kauffahrteischiffen, noch sechs Wochen ungekränkt in deutschen Häfen weilen und ihre Waaren einnehmen zu können. — Im Hafen zu Danzig wurden zwei französische Schooner zurückgehalten, weil sie Kriegsbedürfnisse (Haber) geladen hatten. Zu Glückstadt wurde ein französischer Offizier und der Lootse, der ihn geführt hatte, verhaftet. Die Lootsen von Helgo-

land erklärten freiwillig, sie würden französischen Schiffen nicht dienen, die von Norderney, Borkum und den andern vorliegenden Nordseeinseln zogen sich alle auf's Festland zurück, um nicht etwa gezwungen dienen zu müssen.

Die preußische Kriegsflotte war zufällig nicht zur Hand, sondern nach Madeira gedampft. Ein Beweis, wie wenig die preußische Regierung die Nähe eines Krieges geahnt hatte. Indessen war für Strandbatterien und andere Vertheidigungsmittel der deutschen Küsten gesorgt und übernahm General Vogel von Falkenstein das Commando an den Nordseeufern. Derselbe richtete am 18. August an den französischen Admiral ein Schreiben, welches ihm der Prinz von Hessen überbrachte und worin er demselben bemerkte: Das Wegnehmen von Privatschiffen sey völkerrechtwidrig, er solle nur Kriegsschiffe und Kriegshäfen angreifen, widrigenfalls die preußischen Landheere, die in Frankreich stünden, auch ein Recht haben würden, sich durch Wegnahme von französischem Privatgut Genugthuung zu verschaffen. Der Admiral antwortete: „Das gehe sie Beide nichts an, die Regierungen allein hätten darüber zu entscheiden.“

Die französische Flotte sah sich indeß zu einer langen, fast lächerlichen Unthätigkeit verurtheilt, denn nach dem Plane des General Moltke waren die deutschen Küsten auf's trefflichste gerüstet und dem Feinde, der zur See kam, eigentlich unzugänglich gemacht. Die Kunst wurde dabei freilich sehr durch die Natur unterstützt. Die Ufer der Nordsee sind versandet und seicht. Die Sandbänke reichen oft eine Meile weit in's Meer hinein, und auf ihnen muß jedes Schiff festrennen, wenn es nicht durch geschickte Lootsen in die sog. Wassergassen, d. h. in die einzigen Tiefen und fahrbaren Räume zwischen den Sandbänken hineingeführt wird. In friedlichen Zeiten dienen Bojen und Lichtsignale den Schiffern zu Warnungszeichen und Wegweisern. Jetzt im Kriege wurden diese alle entfernt und zum Theil durch versenkte Schiffe und Torpedos

ersetzt, welche den französischen Schiffen den Eingang versperrt und sie in die größte Gefahr gebracht hätten, wenn sie es je würden gewagt haben, nahe zu kommen. Eben deshalb aber wagten sie es nicht. An den am meisten bedrohten Punkten waren in den Strandbatterien die schwersten Krupp'schen Hinterlader aufgestellt, Geschütze, die an Tragweite, Percussionskraft und Sicherheit des Treffens von keinen Geschützen der Welt übertroffen werden. Man berechnete, daß auf der französischen Panzerflotte kein Panzer existire, welcher nicht auf 600 Schritt von einem 150pfündigen Krupp'schen Stahlgeschoß bei stärkster Ladung des Geschützes durchgeschlagen würde.

Weil nun der französische Admiral die Küste nirgends anzugreifen wagte, beschränkte sich seine ganze Thätigkeit auf das Wegkapern einiger Handelsschiffe. Die kleine Grille, das von dem dänischen Kriege her berühmte preußische Avisoschiff, obgleich dasselbe nur zwei Kanonen hatte, griff doch die große französische Panzerflotte am 17. August bei Hiddensee ganz allein mit unerhörter Verwegenheit an, kanonirte sie mit seinen beiden Zwölfpfündern, entging den französischen Kugeln durch seine Kleinheit und durch die Blitzesschnelligkeit seiner Bewegungen und wurde schließlich durch drei preußische Kanonenboote unterstützt, ohne irgend einen Verlust zu leiden. In gleicher Weise neckte das preußische Schiff, die Nymphe, drei französische Panzerschiffe im Putzigerwyk und brachte ihnen tüchtige Salven bei.

Am 19. August ließen sich drei große französische Fregatten nebst einem Dampfschiff vor Colberg sehen, wo alles vorbereitet war und man vor Kampfbegier brannte. Die Schiffe zogen sich aber stumm zurück. — Bei Bremerhaven stieß unglücklicherweise ein preußisches Boot mit 14 Mann unvorsichtig auf einen Torpedo und flog in die Luft.

Am 11. September kam das lange vermißte Schiff Germania unter Capitän Coldewey von seiner Nordpolarreise zurück und suchte das Fahrwasser nach Bremerhaven, fand aber keine Spur

mehr von Bojen und Sicherheitssignalen für die Schiffe. Ein Augenzeuge berichtet: „Kein Schiff, kein Segel begegnete uns, wo es sonst von Fahrzeugen so belebt war. Doch da tauchen Masten auf, es scheinen Kriegsschiffe. Ein Schuß fordert die Germania auf zum Beidrehen. Was ist das? Ist Krieg? Mit wem? Sind wir Engländern oder Franzosen in die Hände gefallen? Ein Kanonenboot kommt näher, es zeigt die deutsche Flagge. Gottlob, nun kann es so schlimm nicht seyn, sagen sich Schiffsleute und Gelehrte an Bord des Nordpoldampfers; wenn Krieg ausgebrochen und deutsche Marine noch Wache hält, steht es nicht schlecht um die deutsche Sache. Man gibt sich dem Kanonenboot zu erkennen, das sofort an Admiral Jachmann telegraphirt, denn man ist vor die Jahde statt in die Weser gekommen. Der Admiral hat die Artigkeit, einen Pack Zeitungen zu senden und die Germania durch eines seiner Schiffe nach der Weser herüber bugsiren zu lassen, und während die Germania zwischen den Torpedos hindurch die ‚hohle Gasse' passirt, verschlingen Kapitän und Gelehrte die ersten Nachrichten von den großen Siegen unserer Waffen und wissen, beinahe betäubt von dem, was sie erfahren, sich kaum zu fassen, bis ihnen die Menge am Strande bei der Einfahrt in Bremerhaven entgegenjubelt, und sie nun deutlich wahrnehmen, wie sie an dem Ziele ihrer Rückreise glücklich angekommen." Sie hatten seit dem 20. Juli 1869 bis 11. September 1870 weder ein Schiff gesehen, noch weniger einen Menschen gesprochen.

Man erfuhr nun den Ausgang der zweiten Nordpolexpedition. „Der Germania gelang es mittelst Dampfkraft durch die Eisfelder hindurch zu dringen und am 5. August v. J. Grönland auf dem 74° Nord zu erreichen; genau auf dem Punkte, den die Instruktion vorschrieb. Vom 20. September bis 11. Juli war das Schiff eingefroren in einer Bucht der Sabine-Insel, unmittelbar nahe am festen Lande, was eine Ueberwinterung von 295 Tagen ergibt. Während dieser Zeit wurden zwei große Schlittenreisen unter-

nommen, durch je 8 Mitglieder der Expedition, von 33 und 35 Tagen und man drang bis auf 77 Grad vor in nie betretenes Land. Man traf Heerden von Rennthieren und Moschusochsen, eine vortreffliche frische Fleischnahrung, die um so bequemer zu haben war, als die Thiere noch keine Gefahr kannten. Auch Geflügel in großer Zahl wurde erlegt und die zoologische Sammlung reich versehen. Die Reisenden, die während der Ueberwinterung auf dem Schiffe wohnen blieben, hatten sich am festen Lande ein astronomisches und meteorologisches Observatorium eingerichtet mit regelmäßigem Dienst zur Beobachtung der Instrumente. Die Wege hin und zurück durften nie ohne Waffen gemacht werden, der zudringlichen Eisbären wegen, die den Fremdlingen unaufhörlich nachspürten. Einer der Gelehrten wurde eines Abends auf diesem Wege von einer mächtigen Bestie überrascht, niedergeworfen und fortgeschleppt. Glücklicherweise war man vom Schiffe aus sogleich zur Hülfe bei der Hand und es gelang, dem Bären die Beute abzujagen. Der Betreffende, zwar am Kopfe übel zugerichtet, war nach 3 Monaten wieder hergestellt. Ein Anderer bekam einen Tatzenhieb vor die Brust, war aber in der Lage, sein Gewehr noch gebrauchen zu können. Ein Matrose sah sich, unbewaffnet, eine große Strecke Wegs verfolgt und verdankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er Stücke seiner Kleidung abwarf, dem Bären zur Beschnüffelung, der dann, in den Bereich des Schiffes gekommen, seine Kugel empfing. Die Einfahrt in ein Fjord auf 73° unter Vordringen bis auf 72 Seemeilen, oft zwischen Bergen von 7000 Fuß Höhe, unmittelbar aus dem Wasser emporsteigend, wird eines der wichtigsten Momente der Expedition seyn, weil sich die Möglichkeit einer freien Verbindung nach der Westküste daran knüpft, wonach das südliche Grönland eine Insel wäre. Ueberhaupt scheint Allem nach, was aus der ersten Begegnung mit den kühnen Entdeckungsfahrern gestern an Bord des Schiffes zu entnehmen war, die eigentlich wissenschaftliche Ausbeute eine recht erhebliche zu seyn und es trifft sich äußerst glücklich, in diesen großen

Tagen zugleich einen Triumph der deutschen seemännischen und wissenschaftlichen Energie feiern zu können, wie Deutschland noch keinen aufzuweisen hatte. Die deutsche Flagge wehte beinahe ein Jahr lang auf dem herrenlosen Lande, das zu erwerben freilich gerade keine Neigung vorliegen dürfte troß der herrlichen Jagden."

Dem zweiten Schiff, welches die Nordpolexpedition mitmachte, der Hansa, ist es schlimmer ergangen. Es wurde schon im Oktober 1869 vom Eise zerdrückt; zweihundert Tage lebten die Schiffbrüchigen auf einer Eisscholle und dann vom 7. Mai an auf kleinen Booten, bis am 15. Juni die ersten rothen Dächer sichtbar wurden bei Juliushaab, einer Missionsstation der Herrenhuter unter den Eskimos der dänischen Südküste von Grönland. Unvergeßlich, erzählen die Schiffbrüchigen, wird uns der Augenblick seyn, wo wir vom Ufer her aus den anwesenden Neugierigen die Worte an unser Ohr schallen hörten: „Das sind ja Deutsche!" Der Missionär und seine Frau waren auch Deutsche und zwar aus Schorndorf in Württemberg; sie nahmen sich der Schiffbrüchigen auf's Liebevollste an und sorgten für ihre Rückfahrt mit dem gerade in der Nähe anwesenden Regierungsschiff nach Kopenhagen, wo sie am 1. September eintrafen und die ersten Nachrichten von dem Kriege mit Frankreich erfuhren unter wenig freundlichen Erläuterungen, bis der Norddeutsche Consul sich in's Mittel legte und reinen Wein einschenkte.

Während die französische Flotte die Nord- und Ostsee befuhr, hielten sich die angrenzenden Seestaaten neutral. Was England betrifft, so war dessen Neutralität insofern nicht ganz correkt, als es, wie oben schon erwähnt wurde, den Franzosen Kohlen, Pferde, Waffen und Lebensmittel in Menge verkaufte. Zur See aber begnügte es sich, unparteiisch zu bleiben und nur bei Helgoland die vorüberfahrende französische Flotte zu salutiren. In der Mitte des August gerieth die Mannschaft eines preußischen Schiffes in den Straßen von Dublin durch den Pöbel in einige Noth, denn die von fenischem Fanatismus trunkenen Irländer schwärmten für Frank-

reich und fielen mit dem Ruf: Nieder mit Preußen! Es lebe Frankreich! über die Matrosen des preußischen Schiffes her, die jedoch von der Polizeimannschaft geschützt wurden.

Die Dänen hätten nicht übel Lust gehabt, Preußen anzugreifen, durften es aber nicht einmal zur See. Die französische Regierung hatte den Marquis de Cadore nach Kopenhagen geschickt, der aber die Dänen zu keiner Action bringen konnte, ehe die Franzosen siegen würden. Als diese unterlagen, verdoppelte die französische Regierung in ihrer Todesangst ihre Zumuthungen bei allen neutralen Mächten, sogar bei den kleinsten, und rächte sich, wenn sie sich auch hier abschlägige Antworten holte, durch bittere Sarkasmen. Cadore beklagte sich bei einem seiner Kollegen, Gesandten einer für Frankreich wohlwollenden neutralen Macht, darüber, daß die dänischen Staatsmänner so viel Zurückhaltung zeigten und nicht auf's erste Signal sich in die Arme Frankreichs fallen ließen. „Aber“, entgegnete der neutrale Diplomat, „das ist doch ganz natürlich; sie setzen ja ihr Seyn, ihre Existenz, ihr Alles dabei auf's Spiel.“ „Comment!“ entgegnete der Marquis, die Achseln zuckend: »Mais leur tout, c'est donc si peu de chose!« (Wie? aber ihr Alles, das ist doch so wenig!)

Die dänische Regierung durfte es nicht wagen, das mächtig gerüstete Preußen anzugreifen, das Volk in Kopenhagen aber machte seinem Deutschenhaß in kleinen Demonstrationen gegen Wehrlose Luft. So wurden dem Hauptpastor Schmaltz, weil er zu Sammlungen für die deutschen Verwundeten aufgefordert hatte, vom Pöbel die Fenster eingeworfen. Auch hörte man in den öffentlichen Lokalen Kopenhagens die Marseillaise immer wieder und bis zum Ekel singen. So heimlich als möglich wurden an der jütischen Grenze Truppen gesammelt, um bei der Hand zu seyn, wenn die Franzosen ihnen zu helfen kommen würden. Aber sie halfen nicht. Im Grunde sind die Dänen Germanen wie wir und uns sprachverwandt, die Namen der Blätter, worin sie uns immerwährend schmähen, Fadrelandet und Dagbladet sind ja eigentlich deutsche

Namen, Vaterland und Tagblatt. Am wüthendsten unter allen dänischen Blättern wies Berlinske Tidente gegen Deutschland die Zähne unter der Leitung von Detlev Monrad. Die allein natürliche Politik des dänischen Volksstamms, wie auch des schwedischen, wäre eine germanische Politik, um in Verbindung mit Deutschland und England den immer weiter um sich greifenden Russen widerstehen zu können.

Unterdeß hatte Fourichon mit der zweiten französischen Flotte so wenig Glück gehabt, wie sein Vorgänger mit der ersten. Der französische Bericht über seine Expedition lautete kläglich. Er lief in die Nordsee ein, fand aber nirgends einen angreifbaren Punkt an diesem „allerungastlichsten Ufer". Stürme warfen seine Schiffe umher, die Kohlen gingen seinen Dampfern aus und er mußte nach Cherbourg umkehren, nachdem er unterwegs durch ein ihm entgegenkommendes Schiff die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers erhalten hatte. Die neue Republik nahm ihn in ihre Regierung auf und so haben wir ihn bei der Delegation in Tours wiedergefunden.

Bouet hatte Befehl erhalten, jedenfalls in die Ostsee einzudringen, und da irgend etwas geschehen sollte, um vom Ruhme der französischen Flotte zu zeugen, mußte er auf Colberg losdampfen, welches am leichtesten einzunehmen schien. Der französische Bericht lautet nun: „Wie oben gesagt, ist Colberg an der ganzen preußischen Küste der einzige Angriffspunkt, und der Ober-Commandant des Geschwaders hatte sich eines Tages, um der Ungeduld der Mannschaften zu genügen, entschlossen, sich Behufs Bombardements vor der Stadt zu zeigen, plötzlich aber hatte er sich einem von den Hindernissen gegenüber befunden, welche zu brechen einem französischen Militär widerstrebt. Colberg ist ebenso eine feste Stadt wie ein Seebad, das ‚Trouville' von Norddeutschland, und als die ‚Surveillante' auf 2 Meilen vom Ufer nur mit 2 Fregatten erschien, denn Admiral Bouet hatte sich nicht aller seiner verfügbaren Kräfte

bedienen wollen, sah er die Hafendämme und die Terrassen des Casino's sich bald mit Frauen, Kindern, Greisen und Kranken bedecken, während auf den Hauptgebäuden der Stadt vor den Forts die Flagge mit dem rothen Kreuz der Genfer Convention wehte. Den Tod mitten unter diese Menge ohne Vertheidigungsmittel schleudern, war keine Nothwendigkeit, welche den Seeleuten des Geschwaders gefallen konnte, und der Admiral Bouet brauchte nur seinen Stab mit Blicken zu befragen, um zu begreifen, daß Jeder um ihn seine Ansicht theilte und sich wenig um den traurigen Ruhm kümmerte, welcher aus einem ähnlichen Kampf geerntet werden konnte. Einige Tage später empfing der Flottenbefehlshaber eine stets unerklärt gebliebene Depesche. Ein Telegramm ersuchte zwar den Admiral Bouet mit dem Befehl, die offenen Städte des preußischen Gestades zu bombardiren und mit der größten Thätigkeit zu verfahren. Allein diese Depesche war in so zweifelhaften Ausdrücken abgefaßt, daß der Ober-Commandant deren Bestätigung erbat. Zu seinem Erstaunen antwortete ihm der Minister nicht." Endlich erhielt er gemessenen Befehl, trotz allem Colberg zu nehmen, aber er vermochte es nicht, denn wüthende Stürme auf der Ostsee warfen ihn zurück und er verlor mehrere Schiffe. Da blieb ihm nichts übrig, als in die Nordsee umzukehren und es wieder mit dem Jahdebusen zu versuchen. Er kam am 25. September hier an und versuchte die preußischen Schiffe zum Kampf herauszulocken, sie kamen aber nicht und er wagte auch keinen Angriff auf die Küste. Nun wurde er abgerufen, als er am 10. Oktober dann doch der Flotte wieder nachgeschickt, erkrankte. Statt seiner ging Contreadmiral Penhoet ab. Die ganze Thätigkeit der französischen Schiffe blieb aber auf gelegentlicher Wegnahme preußischer Kauffahrer beschränkt.

Die Weserzeitung brachte wiederholt Mittheilungen über die Störung des deutschen Seehandels. „Als im Juli Frankreich plötzlich den Krieg erklärte, befanden sich etwa 3000—4000 deutsche

Seeschiffe auf dem Meere oder in fremden Häfen in allen Weltgegenden. Mit anzuerkennender Umsicht sandte das Bundeskanzleramt sofort nach allen Häfen, welche durch den Telegraphendraht oder Dampfpostschiffe zu erreichen waren, an die dortigen deutschen Consuln die Nachricht vom bevorstehenden Kriege, um die daselbst liegenden oder ankommenden deutschen Schiffe zu warnen, und bemühte sich außerdem, so weit wie möglich, den auf See anzutreffenden deutschen Schiffen eine gleiche Warnung zukommen zu lassen, um in einen Schutzhafen einzulaufen und sich der Gefahr des Aufbringens zu entziehen. Die Folge war, daß die französischen Kriegsschiffe verhältnißmäßig nur wenig Prisen haben machen können, allein um so größer und umfassender sind die Verluste und Schäden, welche den deutschen Schiffen durch den unterbrochenen Verkehr und gezwungenen Aufenthalt in fremden Häfen verursacht sind."

Die Zahl der von den Franzosen gekaperten deutschen Handelsschiffe war nicht groß. Die Weserzeitung berechnete sie Ende September nur zu 32, wozu später freilich noch andere hinzukamen. Aus Hamburg wurde am 30. September der Weserzeitung geschrieben, die Franzosen gingen aus Bosheit, gerade weil sie so geringen Erfolg hätten, grausam mit den Deutschen um, deren sie auf den Schiffen habhaft würden. „Am Ende August wurden 6 Schiffe von den Franzosen gekapert, nachher in Algerien eingebracht und die Besatzung derselben als Kriegsgefangene behandelt, obgleich sie nach Ausweis ihrer Papiere hätten freigelassen werden müssen. Es waren die Borussia, Norddeutschland, Finke, Adler, Perle, Brillante. Die Besatzung ist noch immer trotz der Bemühungen des Consulats-Verwesers der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Oran internirt, nachdem sie aus dem Gefängniß entlassen worden. Selbst eine Frau wurde in's Gefängniß gebracht und erst nach vielem Bemühen wieder entlassen. Dieselbe Behandlung widerfuhr der Besatzung zweier preußischer Kohlenschiffe. Die beiden Capitäne mit ihren Matrosen wurden in den Casematten von Marseille eingesperrt. Hier

Digitized by Google

erfuhren sie eine grausame Behandlung, wurden in Fesseln gelegt, ohne Licht gelassen und in 24 Stunden nur einmal gespeist. Hier blieben sie sechs Wochen, bis zur Proklamirung der Republik. Dann wurden die deutschen ausgewiesen, die preußischen aber internirt.

Auch in den fernsten Meeren machten sich die französischen Kriegsschiffe ein Vergnügen daraus, harmlose und ungewarnt gebliebene deutsche Handelsschiffe wegzunehmen. So vom Hafen von Montevideo in Südamerika aus. So auch in den chinesischen Gewässern. Aus Hongkong wurde am 1. September gemeldet: Der preußischen Korvette Hertha ging am 9. August die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs gerade in dem Augenblicke zu, als sie im Hafen von Clefoo, wohin sie zum Schutze der Europäer gegangen, zwischen zwei französischen Kriegsschiffen, Venus und Dupler, vor Anker lag. Es gelang der Hertha, bei finsterer Nacht der gefährlichen und übermächtigen Nachbarschaft vom 9. zum 10. glücklich zu entschlüpfen.

Ein neuer Bruch des Völkerrechts wurde durch die deutsche Rhederei zur Anzeige gebracht. Der französische Kriegsdampfer „Desaix", der am 14. Oktober das deutsche Schiff „Charlotte" versenkte und am 21. Oktober das deutsche Schiff „Ludwig" in Brand steckte, hat am letztgedachten Tage auch das deutsche Kauffahrteischiff „Vorwärts" an der Ostküste Schottlands nach der Wegnahme verbrannt. Die Vernichtung einer Prise, statt sie zur Aburtheilung durch ein Prisengericht in einen der völlig zugänglichen französischen Häfen zu bringen, stellt ein unter civilisirten Nationen bisher unerhörtes Verfahren dar.

Am 18. November griff das kleine preußische Kanonenboot „Meteor", welches nur drei Kanonen führte, auf's keckste den französischen Aviso „Bouvet" in der Havanna an. Es fand das feindliche Schiff im Hafen und schickte ihm zweimal Aufforderungen zum Kampfe zu, aber vergebens. „Da fuhr es auf höchst ostensible Weise aus dem Hafen. Die in der Stadt allgemein bekannt ge-

wordene zweimalige Herausforderung gab den Havannesen (nicht den dort garnisonirenden Spaniern) eine gute Gelegenheit, ihre Sympathien, welche ganz dieselben sind, wie die der Mexikaner, zu zeigen, was so arg wurde, daß sich keiner der Offiziere des französischen Schiffes in einem der am Hafen belegenen großen Cafés zeigen durfte, wenn er nicht um sich herum Stichelreden aller Art hören wollte. Die Flaggenehre mußte also gewahrt werden, und am 9. November Morgens dampfte der ‚Bouvet' aus dem Hafen, um den Kampf aufzunehmen. Kaum aus neutralem Wasser heraus, wurde er auch schon vom ‚Meteor' angegriffen. Der Kampf, der sich nun entspann, dauerte fast eine Stunde. In dieser Zeit wurde dem ‚Bouvet' die Takelung zerschossen und ihm fünf schwere Verletzungen im Schiffskörper beigebracht, so daß er anfing sich umzulegen und schnell dem schützenden Hafen wieder zueilen mußte. Der ‚Meteor', der fast bis zum Ende des Kampfes unverletzt geblieben, erhielt jetzt von dem Feinde zwei Schüsse in den Rumpf, von denen einer die Schraube verletzte, was ihn unfähig machte, den ‚Bouvet', dessen Maschine unverletzt geblieben war, schnell zu verfolgen und in den Grund zu bohren. Der ‚Bouvet' entkam glücklich in den Hafen." Der Meteor fuhr ihm nach mit der norddeutschen Flagge, die Matrosen sangen die Wacht am Rhein und die Spanier am Ufer begrüßten sie mit lautem Hurrah. Der tapfere Capitain des kleinen deutschen Schiffs heißt Kuhner.

Da die Austreibung der Deutschen auch in der französischen Colonie Saigun in Cochinchina verfügt wurde, wo sich deutsche Handelsleute aufhielten, gab das zu einem besondern Aufmerken in den Hansestädten Anlaß und schon im September brachte das Hamburger Börsenblatt einige „Aufsätze über den eventuellen Erwerb der französischen Colonie Saigun, als eine der von Deutschland festzuhaltenden Bedingungen beim Friedensschlusse. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Franzosen von ihrer Marinestation Saigun aus mit wenigen Kriegsdampfern die durch den Monsoon

begränzten Fahrwasser zwischen Singapore und den chinesischen Häfen abzuschließen vermögen, wodurch Hunderte von deutschen Schiffen dort der Aufbringung ausgesetzt oder zur Unthätigkeit gebracht würden, während doch die ostindisch-chinesische Schifffahrt so zu sagen der Lebensnerv derjenigen hanseatischen Rheder sey, die ihr Geschäft mit Segelschiffen für eigene Rechnung betreiben. Saigun in französischem Besitz sey eine stets drohende Gefahr für deutschen Handel und Schifffahrt und Lähmung einer größeren Ausdehnung unserer dortigen maritimen Verhältnisse. Saigun als deutsche Colonie würde unserer Kriegsmarine von außerordentlichem Nutzen seyn und unserem Handel eine Quelle des Reichthums eröffnen. Ganz in demselben Sinne ist jetzt von einem Bremer Rheder, Herrn R. Rickmers, eine Denkschrift: ‚Die französische Flottenstation Saigun in Cochinchina', ausgearbeitet, um mit einer empfehlenden Vorstellung einer größeren Zahl deutscher Rheder dem Bundeskanzler überreicht zu werden. Diese Eingabe ist auch hieher gesandt, findet indeß keineswegs in den zunächst betheiligten Kreisen allgemeine Zustimmung. Man macht gegen diesen Plan geltend, daß der Besitz von Saigun höchst bedeutende Kosten verursachen würde, die in keinem Verhältniß zum Nutzen der Colonie ständen, und sodann die Schwierigkeit der Vertheidigung wegen des ungesunden Klima's. Die Colonialpolitik, die früher eine so große Rolle gespielt, habe sich völlig überlebt und die Ausdehnung des deutschen Seehandels im Vergleich mit demjenigen Frankreichs zeige deutlich, daß es des kostspieligen Besitzes eigener Colonien nicht bedürfe. Was den deutschen Schifffahrtsinteressen Noth thue, sey die internationale Anerkennung der Sicherheit des Privateigenthums auf See in Kriegszeiten, und hierauf werde beim Abschluß des Friedensvertrags mit Frankreich ein Hauptaugenmerk der deutschen Unterhändler mit zu richten seyn. Würde der Vorschlag der Acquisition von Saigun für Deutschland zur Ausführung kommen, so wäre dadurch freilich für weitere Unternehmungen im fernen Ost-

asien eine unabsehbare Thätigkeit in Aussicht gestellt, denn in den Anlagen der vorliegenden Rickmers'schen Denkschrift wird daran erinnert, daß der jetzige französische Besitz das ganze Mündungsnetz des Mekong sammt den dazu gehörigen Nebencommunicationen umfasse und ein Hinterland beherrsche, welches bis zur chinesischen Grenze hinaufreiche."

Die Eingabe an den Grafen Bismarck kam im Norddeutschen Reichstag am 30. November zur Sprache, ihre Befürwortung wurde jedoch abgelehnt, aus den schon bezeichneten Gründen. Amerika, hieß es, hat eine größere Flotte und bedarf doch keiner Flottenstation. Saigun brauche eine starke Garnison und sey ungesund. Die Colonie würde sehr viel kosten. Obgleich nun auch eingewendet wurde, der deutsche Seehandel führe durch die ostindischen Gewässer nach China und Japan und werde im Kriege durch jene französische Station sehr belästigt, bemerkte doch v. Hoverbeck, man habe ja Saigun noch nicht und könne noch nicht darüber verfügen. Ein anderer bemerkte eben so richtig, man könne Bismark zutrauen, daß er die Eingabe am besten zu würdigen wissen werde.

Im Januar 1871 sah sich der Bundeskanzler, Graf Bismarck, durch das Verfahren Frankreichs gegen die deutsche Handelsmarine veranlaßt, den bei Beginn des Krieges, am 18. Juli, ausgesprochenen Verzicht auf die Wegnahme französischer Schiffe zurückzunehmen. „Da indessen neutrales Gut, im Vertrauen auf den obigen Verzicht, in französische Schiffe verladen seyn kann, so wird die Maßregel erst in vier Wochen, vom 12. d. M. ab, in Vollzug gesetzt werden." Die Hamburger Börsenhalle bemerkte dazu: „Im Verlaufe der letzten sechs Monate sind jetzt über 100 deutsche Schiffe von französischen Kriegsschiffen aufgebracht, in der Nordsee, im Atlantischen Ocean, an der Westküste Amerika's und in den ostasiatischen Gewässern, und der deutsche Seehandel ist überhaupt während dieser Zeit fast vollständig brach gelegt worden. Die französische Rhederei hat dagegen während

dieser ganzen Zeit nicht die mindeste Störung durch eine Gefährdung Seitens deutscher Kriegsschiffe erfahren. Dies ist denn auch das gewichtigste Argument, welches die Handelskammern von Hamburg und von Bremen und die Berliner Conferenz der Delegirten der deutschen Seehandels-Interessen in ihren wiederholten Vorstellungen an den Bundeskanzler im Oktober vorigen Jahres geltend gemacht haben, um beim Friedensschlusse eine Entschädigung von Frankreich zu beanspruchen, sowohl für die genommenen Schiffe und deren Ladungen, als auch nicht minder für die in Folge der einseitigen französischen Staatskaperei und des dadurch verursachten Stillliegens der Schiffe erwachsenen Ausgaben und nachweisbaren positiven Verluste. Als ungefährer Maßstab für die Berechnung des wegen letzteren Anspruchs geforderten speciellen Ersatzes ist die durchschnittliche Summe von ein Drittel Million Francs pro Tag erwähnt worden. Die einleuchtende Billigkeit dieser Frankreich außer den sonstigen Leistungen aufzuerlegenden Bedingung würde in der öffentlichen Meinung abgeschwächt werden, wenn noch in letzter Stunde Deutschland von seinen zu Anfang des Krieges proklamirten liberalen völkerseerechtlichen Grundsätzen plötzlich wieder zurücktreten würde. Und welchen thatsächlichen Erfolg verspricht man sich von einer erst vom 10. Februar an eintretenden Aufbringung französischer Handelsschiffe? Bis zum 10. Februar hat hoffentlich Frankreich seinen hoffnungslosen Widerstand aufgegeben und um Frieden nachgesucht."

Im Dezember bohrte die norddeutsche Fregatte Medusa in den Gewässern von Peru zwei französische Kanonenboote in den Grund und im Januar 1871 nahm die norddeutsche Corvette Augusta im Meere vor Bordeaux drei französische Schiffe weg, die mit Vorräthen für die Armee beladen waren, und bald darauf einen französischen Dampf-Aviso. Der kühne Capitain dieser Corvette, Weikhmann, hatte schon im Sommer einen nächtlichen Ausfall gegen französische Panzerschiffe gemacht, welche damals Danzig blokirten.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05848 4687

Digitized by Google